Geschichte Europas

(1789—1815).

Erster Band.

Geschichte Europas

vom

Beginne der französischen Revolution bis
zum Wiener Congreß

(1789—1815)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

In einem Zeitpunkt, in welchem sich sowohl die Republik, als auch das Kaiserreich über dem Rheine wiederholt haben, ist der Rückblick auf die große Zeit der ersten französischen Revolution und des ersten Napoleonischen Kaiserreichs von hohem Interesse und reich an Belehrungen, die eine naheliegende und praktische Anwendung finden können. Für Hoffnungen wie für Befürchtungen der Gegenwart und nächsten Zukunft liegt ein ziemlich untrüglicher Maaßstab in einer Vergangenheit, deren tiefste Sympathien und Antipathien so vieles mit denen unserer Tage gemein haben.

Vor allem ziemt es hier, zwei Thatsachen festzuhalten.

Die erste ist, daß in den furchtbaren Erschütterungen Europas in jener Zeit von 1789 bis 1815 etwas durchaus Originales hervortrat, und daß die Ereignisse und Charaktere etwas viel Gründlicheres hatten, während die Bewegungen der jüngsten Zeit nur wie Nachwehen und schwächere Nachahmungen sich verhalten. Im Ver-

gleich mit den feurigen Hoffnungen für die Menschheit, mit der offenen, edeln, jungfräulichen Schwärmerei für Völkerfreiheit zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges und im ersten Beginne der französischen Revolution sind alle verwandten Bestrebungen der späteren, durch schlimme Erfahrungen schon der Unschuld verlustig gegangenen Zeit nur von kühler Natur, nicht mehr frisch und nicht mehr rein gewesen. Aber auch von der Furcht, die unter der Schreckensherrschaft des Convents und unter dem eisernen Despotismus Napoleons die Herzen auf dem Festlande durchbebte und das Blut in den Adern erstarren machte, weiß das jüngere Geschlecht nichts mehr. Eben so wenig erreichen alle Thorheiten der neuern Jahrzehnte den colossalen Wahnsinn der Jakobiner, noch ist je ein Ruhm dem des großen Napoleon nachgekommen und je eine Ehre dem Todesmuth der Spanier und Preußen im Zerbrechen des allgemeinen Völkerjochs. Der Weltgeist griff damals tiefer in die Saiten, in denen die Weltgeschichte tönt. Alles war gewaltiger, das Leben wie der Tod. Alle Opfer wurden im Großen gebracht, für eine große Sache und von großen Menschen, denn das Schicksal zog auch die Schwachen zu Helden auf.

Die zweite Thatsache ist, daß die ungeheuersten Anstrengungen ihr Ziel verfehlten. Die halbe Welt glühte für Freiheit. Unermeßliche Kräfte wurden für sie in Bewegung gesetzt, aber ihre Vorkämpfer überschritten weitaus das Maaß, in welchem die Freiheit möglich ist, und machten aus ihr eine neue unnatürliche und unerträgliche Tyrannei. Ein Mann vom seltensten Genie, wie ihn die Weltgeschichte in tausend Jahren nur einmal hervorbringt, erbte alle Begeisterung, die sich von dem Ideal der Freiheit abgewendet hatte, und brachte abermals unermeßliche Kräfte in Bewegung, um alle Völkerfamilien Europas unter seinem Scepter zu vereinigen und eine neue Ordnung der Dinge für eine lange Dauer zu begründen; aber auch er überschritt das Maaß, und seine Allein-

herrschaft wurde eine eben so unnatürliche als unerträgliche Tyrannei. Im ersten Act jener großen welthistorischen Revolutionsepoche war es eine scheinbar allmächtige Zeitidee, welche die Nationen aus ihrem alten Naturell herausriß; im zweiten war es ein Charakter, ein persönlicher Wille, der den Nationen Gewalt anthat. Aber in einem wie im andern Falle bewährte sich die Macht der Natur in den Völkern, indem sie alle Stürme überdauerte, allen widernatürlichen Zwang wieder abschüttelte. In der Revolution sollten alle Menschen plötzlich so würdige, gebildete und vollkommene Wesen seyn, wie die Philosophie sich dieselben träumte; aber ihre Natur paßte nicht für diese Schule und duldete den Zwang derselben auf die Dauer nicht, um so weniger, als viele Tugenden tief im Volke wurzelten, die von jener einseitigen Philosophie nicht gewürdigt wurden. Die Grundideen der Revolution gingen aus Axiomen hervor, die eine vorübergehende Modeangelegenheit der gebildeten Classen geworden waren und nichts mit den wahren Bedürfnissen noch mit den Fassungskräften des eigentlichen Volks gemein hatten, und mißkannten zugleich aufs blindeste die religiösen und sittlichen Grundzüge im Volksleben. Darum konnten sich alle Voraussetzungen der Gebildeten beim gemeinen Volke nicht bewähren und die Revolution mußte als eine falsche Speculation auf das Volk Bankerott machen. Aber auch Napoleon versah es lediglich in seiner Beurtheilung der Völker und zog sich seinen Sturz durch nichts anderes zu, als durch die Unnatur, die er denselben zumuthete und aufdrang, bis sie ihnen unerträglich wurde.

Es ist eine allbekannte Klage, daß den Völkern Europas, nachdem an ihrer treuen Natur zuletzt alle Kunst des Welttyrannen gescheitert war, gleichwohl der Lohn nicht geworden ist, den sie verdienten, daß vielmehr auf den Trümmern des Napoleonischen Weltreichs durch die Diplomaten Zustände gegründet wurden, in

denen noch sehr vieles unnatürlich blieb und in denen die Völker jenes Behagen und jenen Segen des Friedens nicht gefunden haben, den sie nach so großen Opfern zu finden hofften. Daraus erklären sich denn auch die seitdem erneuerten Unruhen und Erschütterungen Europas; daraus allein ist die, wir möchten sagen traumhafte Wiederholung dessen herzuleiten, was schon einmal dagewesen, die rothe Republik in der Februarrevolution, der Schatten des großen Kaisers im Dezember 1851.

Um so gewisser aber ist, daß die Geschichtschreibung die Aufgabe hat, aus den Erfahrungen und Schicksalen der Völker deren wahre und unzerstörliche Natur in ihrer stillen Tiefe deutlicher erkennen zu lassen, als die politischen Theorien der auf der Oberfläche lärmenden Parteien in der Regel gestatten wollen. Die Geschichtschreibung soll die Völker studiren und sich auf den Standpunkt der Völker stellen gegenüber nicht nur ihren ausgesprochenen Feinden und Drängern, sondern auch gegenüber ihren angeblichen Freunden und Rettern, die im Namen der Völker auftreten, ohne zu dieser Mission bevollmächtigt und berechtigt zu seyn, ja ohne das Volk zu kennen und zu verstehen. Auch da, wo die Geschichtschreibung sich von Parteistellungen frei zu halten wußte und mit wissenschaftlichem Ernst nach Unparteilichkeit und nach dem beliebten Ideale der Classicität strebte, blieb sie dennoch meist in den Vorurtheilen einer dem Volke fremden Aufklärung und Bildung befangen, huldigte hauptsächlich allem, was mit der Geistescultur der höheren Classen zusammenhing, erörterte daneben mit größtem Scharfsinn die staatlichen Verhältnisse, behandelte aber das eigentlich Volksthümliche, die kirchlichen und socialen Zustände und die einer falschen Cultur allezeit widerstrebenden Grundzüge im Nationalcharakter als vermeintlich barbarische Nebenpartien mit Verachtung. Mit diesem Schulvorurtheil, dem traurigen Erbe des philosophischen Jahrhunderts, muß die Wissenschaft der geschichtlichen Erfahrung

endlich brechen. Der große Zug der Zeit selber führt dazu. Die Fruchtlosigkeit aller Anläufe, die man vom rein politischen und philosophischen Standpunkte aus so oft und lange unternommen hat, um zum Ziele des Völkerglücks zu gelangen, hat nach und nach dahin geführt, daß die bisher vergessenen, für die Völker aber unendlich wichtigen nationalen, kirchlichen und socialen Fragen in den Vordergrund getreten sind. Die Nutz- und Heillosigkeit des Experimentirens mit den Völkern hat nach und nach zur Wiederanerkennung des unerschöpflichen und nachhaltigen Fonds von Frömmigkeit, alter Sitte und gesunder Kraft und Tüchtigkeit im Volke geführt, der zum Glück noch vorhanden ist. In dieser Richtung und in keiner andern wird endlich der Völkerfriede überall gesucht und gefunden werden.

Ohne das Dämonische in so vielem Entsetzlichen der europäischen Sturmperiode zu verkennen, glauben wir doch das Loslassen dieser dämonischen Gewalten aus der Tiefe selbst nur durch das Walten eines großen Verhängnisses erklären zu sollen. Damit weisen wir jede kleinliche Auffassung der Parteien und Charaktere zurück, der sich wohl der eine oder andere Geschichtschreiber hingegeben hat, um damit eine persönliche Rache zu üben oder der Restauration zu schmeicheln. Wir erkennen auch in dem, was das sittliche Gefühl empört, die Spuren eines erhabenen und tragischen Schicksals. Die Weltgeschichte ist nie, am wenigsten in so großen Momenten, ein bloßes Intriguenspiel, man kann ihre Schreckensperioden nur mit dem vergleichen, was auf einer niedern Stufe im Reiche der bewußtlosen Natur die großen Katastrophen waren, in denen unter scheinbar allgemeiner Zerstörung doch nur eine Bildungsepoche der Erde in die andere überging.

Vieles, was vor wenigen Jahrzehnten noch Geheimniß der Cabinette war, ist seitdem enthüllt worden, jedoch, wie auch die genauen Details der Kriegsgeschichte, in Einzelwerken und Jour-

nalen zerstreut. Manche wichtige Episoden des großen Völkerkampfs, z. B. die Vorgänge im südlichen Italien, in der Türkei, in Polen, Skandinavien und Irland, wurden bisher in den allgemeinen Schilderungen der Zeit kaum flüchtig berührt. Andere, wie der große Volkskrieg in Spanien, nur sehr verworren geschildert. Manche für den französischen Nationalstolz beschämende Thatsache wurde auch in den besten französischen Geschichtswerken verschwiegen oder bemäntelt. In allen diesen Beziehungen wird der Leser sich überzeugen, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, wenn auch nur in dem engen Raum von zwei Bänden, doch möglichst umfassend zu schreiben, alles Interessante und Charakteristische auch aus den entlegensten Quellen zu sammeln, überall das historische Material in klare und übersichtliche Gruppen zu ordnen, die Ereignisse aus ihren wahren Motiven zu entwickeln und ohne Vorurtheil das Recht und die Ehre nur da zu suchen, wo sie zu finden waren.

Insofern der entscheidende Hauptkampf in der napoleonischen Zeit auf deutschem Boden ausgekämpft wurde und es sich überhaupt um die Auflösung und Zertrümmerung des alten deutschen Reichs zum Vortheil des neuen französischen handelte, wird in dem hier aufzurollendeu historischen Gemälde unsere Vaterlandsliebe in starken Anspruch genommen. Zu einer je unbarmherzigeren Aufdeckung und Bestrafung alter Sünden unsere deutsche Nation in jener Zeit der Buße und Sühne verdammt gewesen ist, um so weniger ziemt der Geschichtschreibung, mit dem Deutschthum zu prahlen. Nur das ist ihre strenge Pflicht und ihr heiliges Recht, hinzuweisen auf die Ursachen der Niederlagen, die alle in der Sünde der Vornehmen und in der falschen Bildung der Klugen lagen, und auf die Ursachen des Sieges und der Rettung, die allein im Wiedererwachen der vollen Volkskraft beim gemeinen Manne, in dessen sittlichem Zorn und in seiner frommen Tapfer-

keit gefunden werden. In der Periode der schmählichsten Knechtschaft wagten elende Menschen, die sich in Deutschland als große Geister verehren ließen, sich mit dem Troste genug zu thun, wenn die französische Nation gleich der altrömischen zur Weltherrschaft gelange, so werde die deutsche wenigstens durch ihre berühmten Denker und Dichter immer noch so viel gelten, wie die altgriechische unter dem römischen Kaiserthum gegolten habe. Zu dieser schöngeistigen Schmarozzerrolle glaubten sie eine Nation, wie die deutsche, erniedrigen zu dürfen. Zum Glück dachte der gemeine Bauer tapferer von der Nation.

Was auch in den Jahren unseres nationalen Unglücks unter der Zuchtruthe Napoleons deutsche Regierungen gesündigt haben, indem sie im Angesicht eines gemeinschaftlichen und übermächtigen Feindes, anstatt gegen ihn zusammenzustehen, unter einander selbst haderten und zum Theil mit dem Feinde gemeine Sache machten, so würde doch das Unglück und die Entehrung Deutschlands niemals so weit gediehen seyn, wenn der in den gebildeten Classen, in der Schule und Presse vorherrschende Geist nicht in so grellem Widerspruch mit dem ursprünglichen Nationalcharakter gestanden hätte und so durch und durch erschlafft gewesen wäre. Die damalige deutsche Bildung diente nirgends, die Regierungen auf eine würdigere und nationalere Politik hinzuweisen, sondern begünstigte und provocirte alle ihre Fehler und Schwächen. Denn sie verachtete oder verhöhnte den Glauben, pflegte und beschönigte die Lüderlichkeit in den Sitten und ehrte das Ausländische mehr als das Einheimische. Mancher spätere Geschichtschreiber hat patriotischen Ruhm angesprochen, indem er sich nur zum strengen Richter der schuldigen Regierungen aufwarf, ohne daß es ihm eingefallen wäre, die falsche Bildung, in der er selber mitbegriffen war, gleicher Schuld anzuklagen. So lange der Patriotismus nicht zu besserer Selbsterkenntniß kommt, so lange er nur, wie noch un-

längst in der Paulskirche, der französischen Revolution die Schuhe austritt, anstatt sich auf den echten deutschen Volksboden zu stellen, verdient er seinen Ehrennamen nicht und wird auch dem Vaterlande nichts nutzen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Europa unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution.

Die Periode, welche der französischen Revolution unmittelbar vorherging, wird das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt. Und nicht mit Unrecht, denn der Geist dieses Königs war der Maaßstab des Jahrhunderts und übte seinen weitverbreiteten und tief eindringenden Einfluß auf alle damaligen Reiche. Die Einrichtungen seines im siebenjährigen Kriege mit Lorbeern bedeckten Heeres wurden das Muster für alle europäischen Armeen. Die Ideen seines Staatshaushalts fanden in allen Ministerien Nachahmung. Von Lissabon an, wo Minister Pombal alles Bestehende umänderte, bis nach St. Petersburg, wo Czaar Peter III. für Friedrich schwärmte und Katharina II. seine Nebenbuhlerin im aufgeklärten Despotismus wurde, ahmte alles ihm nach. Selbst das schwerwiegende Oesterreich kam weniger durch Friedrichs siegreiche Schlachten, als durch die Annahme seiner Regierungsgrundsätze unter Joseph II. aus dem Gleichgewicht.

Friedrichs Monarchie war die jüngste und trotz ihres geringen Umfanges die energischeste in Europa. Seit der Reformation war

der politische Verwesungsprozeß des Mittelalters, seiner Kirche, seines Feudalismus, seiner ständischen Gliederungen und Immunitäten immer rascher fortgeschritten. Stück für Stück fiel die Macht, welche allen jenen Gliedern inne gewohnt, einzig der weltlichen Monarchie zu. Die Könige des Hauses Bourbon in Frankreich hatten diese neue monarchische Gewalt zuerst organisirt und schrankenlos gehandhabt, vornehmlich Ludwig XIV. Allein ohne eine höhere Idee, ohne sittliche Würde und ohne Bürgschaft der Dauer. Unter Ludwigs nächstem Nachfolger, dem fünfzehnten Ludwig, erschlaffte diese Monarchie und der äußere Glanz ihrer Gewalt deckte nur lose die abgründliche Corruption zu, von der sie unterhöhlt wurde. Erst der große Preußenkönig Friedrich brachte allen europäischen Kabinetten zum Bewußtseyn, zu welcher Weltstellung die Monarchie gelangt sey und wie sie mit Ernst und Würde ihre Aufgabe zu lösen habe. Die große, damals zeitgemäßeste Idee, welche in seiner Regierungsweise ausgesprochen liegt, war: die Völker bedürfen einer vernünftigen Regierung, welche durch Sparsamkeit und klugen Haushalt das materielle Wohl förderte, durch Gerechtigkeit und strenge Ordnung überall bei den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit weckt, durch militärische Rüstigkeit und regsame Diplomatie die Staatskräfte stählt und in Elasticität erhält und endlich durch Aufklärung und Bildung die Unterthanen auch fähig macht, die Wohlthaten der Regierung einzusehen und sich in aller Weise mit ihr zu conformiren. In diesem Sinne war das Zeitalter Friedrichs des Großen eine Epoche der Verjüngung und Erfrischung, ein wahrhafter Fortschritt. Ihm zunächst ging das berüchtigte siècle de Louis XIV. vorher, welches die Länder durch üppige Hofhaltung und schamlose Verschwendung nicht minder wie durch ungerechte Kriege um blos dynastischer Interessen willen ruinirt hatte. Diesem Zeitalter aber war ein noch schlimmeres, das der großen Religionskriege, vorhergegangen, in welchem alle katholischen wie protestantischen Völker Europas sich verblutet hatten, ohne ihren Prinzipienstreit zu versöhnen. Nach so langem Unglück, nach solcher Verwilderung des Glaubenshasses und nach so rücksichtslosem Mißbrauch der verarmten Völker war eine

Regierungsweise, wie sie Friedrich der Große durch sein Beispiel empfahl, die größte Wohlthat für die Völker und das einzige Mittel, sie wieder zu Kräften zu bringen und zu Wohlstand und Zufriedenheit zurückzuführen. Erst in neuerer Zeit ist Friedrichs Ruhm angetastet und ihm der schwere Vorwurf gemacht worden, er habe die unveräußerlichen Interessen der Religion Preis gegeben, den Thron vom Altar getrennt und eine Philosophie begünstigt, die nothwendig zuletzt zum Umsturz beider hätte führen müssen. Allein dieser Vorwurf ist ungerecht. Eine Periode, in welcher die gebildeten Stände und höheren Klassen, ja die höhere Geistlichkeit selbst vorübergehend indifferent gegen die Religion wurden, mußte nothwendig eintreten, nachdem die Parteien durch jahrhundertlange theologische Zänkereien ebenso wie durch ungeheure Anstrengungen in den unentschieden gebliebenen Glaubenskriegen aufs äußerste erschöpft und ermüdet waren. Der Ueberspannung mußte die Abspannung folgen und diese mußte eine gewisse Zeit dauern. Das lag in der Natur der Dinge. Die religiöse Indifferenz hat auch nicht in Preußen und unter Friedrich dem Großen begonnen, sondern schon viel früher in Italien und Frankreich, und Bocaccio, Aretino, Voltaire und Rousseau waren ihre Propheten gewesen. Im katholischen Frankreich führte der Unglaube, wie wir sehen werden, zur schrecklichsten Katastrophe. Friedrich theilte nur die Philosophie des Jahrhunderts, war aber zu gewissenhaft, zu sehr Menschenkenner und zu praktisch, um seinen persönlichen Unglauben seinem gläubigen Volke aufzudrängen. Er achtete die Rechte der Lutheraner und sogar der Jesuiten, die in seinem Schlesien fortbestanden, während sie aus allen katholischen Reichen vertrieben waren.

Das Königreich Preußen war aus dem Kurfürstenthum Brandenburg hervorgewachsen und hatte durch eine Reihe der ausgezeichnetsten Fürsten in überraschender Schnelligkeit an äußerer Ausdehnung wie innerer Kraft zugenommen. Sie erwarben zu Brandenburg durch Erbschaft Cleve, Preußen, Pommern (mit Ausnahme des s. g. Schwedisch-Pommern und Stralsund), Ostfriesland, Neufchatel, Anspach und Bayreuth, durch Säcularisation das Erzbisthum

Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, durch Eroberung Schlesien mit der Grafschaft Glaz und Westpreußen. Sie kräftigten die monarchische Gewalt im Innern. Schon bald nach dem dreißigjährigen Kriege unterdrückte der „große Kurfürst" Friedrich Wilhelm die damals noch starke Opposition der Provinzialstände im Herzogthum Preußen und im Erzstift Magdeburg und legte den ersten Grund zur absoluten Gewalt. Sein Sohn Friedrich gewann durch geschickte Diplomatie den deutschen und europäischen Mächten die Anerkennung der Königswürde ab, indem er sich im Jahre 1701 zum ersten König von Preußen krönte. Dessen Sohn, Friedrich Wilhelm I., schuf die preußische Militärmacht, indem er ihr durch den „alten Dessauer", den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eine neue musterhafte Organisation, Bewaffnung und Disciplin geben ließ. Dieses strengen, festen, sparsamen Königs unsterblicher Sohn Friedrich II. baute auf so sicherer Grundlage vollends die preußische Monarchie zu einer politischen Festung aus, vor der im siebenjährigen Kriege die vereinigten Heere des deutschen Reichs, Frankreichs, Rußlands und Schwedens zurückgeschlagen wurden.

Als der große König im Jahre 1786 starb, brachte sein Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. viele ritterliche Eigenschaften mit auf den Thron, war aber nicht glücklich in der Wahl seiner Räthe und gab sich Maitressen hin. Die Aufklärung, die schon unter der vorigen Regierung alle höheren Klassen der Gesellschaft durchdrungen hatte, nahm jetzt rasch einen frivolen Charakter an. Immer vermögen nur Wenige das reine Ideal der Menschheit in sittlicher Treue festzuhalten, die Menge neigt zu Menschlichkeiten und nimmt eine Kritik der Vernunft, die sie vom Glauben losreißt, nur an, um das Gewissen zu beschwichtigen und den sinnlichen Trieben ein Recht zu erobern, das ihnen die Religion versagt. Obgleich die preußische Monarchie auch unter der neuen Regierung im alten Glanze dastand, so erschlaffte doch innerlich der Nerv ihrer Macht. An die Stelle der Sparsamkeit trat Verschwendung, an die Stelle des Verdienstes die Gunst; man begann in der preußischen Diplomatie den festen Willen, die stete Besonnenheit zu vermissen und im Heere die alte Disciplin.

Die jüngeren Offiziere suchten ihren Ruhm in der Lüderlichkeit und die abgöttisch festgehaltene Geburts- und Standesehre konnte den Mangel an wahrer Mannestugend nicht mehr ersetzen. Ebenso bewegte sich die Geschmacksrichtung in Lectüre und Theater zwischen koketten Natürlichkeiten und weinerlichen Empfindsamkeiten, beides in einer unmännlichen Sphäre. Einmal wandelte den König eine dunkle Ahnung an, als werde diese systematische Entfremdung vom alten Glauben zum Verderben führen, und er gestattete seinem Minister Wöllner, eine Verordnung zu erlassen, durch welche das Christenthum wieder eingeschärft werden sollte. Allein da sich das aufgeklärte Zeitbewußtseyn von allen Seiten energisch dagegen erhob und Wöllner selbst nicht der achtunggebietende Charakter war, den man hätte scheuen müssen, so wurde der merkwürdige Schritt zu einer kirchlichen Reaction vom Thron aus wieder zurückgethan.

Oesterreich, obgleich die älteste und mächtigste Monarchie in Deutschland, war im Zeitbewußtseyn hinter Preußen zurückgeblieben und hatte an dasselbe die moralische Macht verloren, um so mehr, als es trotz seiner Anstrengungen und der Hülfe Rußlands und Frankreichs im siebenjährigen Kriege doch das vom großen Friedrich eroberte Schlesien nicht hatte zurück erkämpfen können. Das alte Haus Habsburg war mit Kaiser Karl VI. im Jahre 1740 ausgestorben, und mit dem Gemahl seiner großen Tochter Maria Theresia, Franz I., kam das bisherige herzogl. lothringische Haus zum reichen habsburgischen Erbe und zur deutschen Kaiserwürde. Sein Sohn und Nachfolger Joseph II. regierte erst nach seiner Mutter Tode im Jahre 1780 selbständig. Damals umfaßte sein Reich bereits sämmtliche Länder, die noch jetzt zu Oesterreich gehören, mit Ausnahme von Venedig und Salzburg, die es noch nicht besaß. Dagegen gehörten noch Länder dazu, die es jetzt nicht mehr besitzt, nämlich die sogenannten österreichischen Niederlande (das jetzige Belgien), die Lombardei und das vorderösterreichische Gebiet (Besitzungen am Oberrhein und in Schwaben). Die Monarchie war geeint wie in der Person des Kaisers, so durch die katholische Kirche, denn der Protestantismus war nur in einigen Gegenden Ungarns und Siebenbürgens

gewährleistet. Dagegen bestand eine außerordentliche Verschiedenheit unter den Nationalitäten, Sprachen und Sitten in den Erbstaaten und demgemäß auch in der Verwaltung und Gesetzgebung. Die meisten Provinzen hatten alte wohlverbriefte Rechte und eigene Stände, welche dieselben wahren sollten. Nun hatten aber die oft wiederholten Niederlagen der Stände in den Glaubenskämpfen und eine bequeme Gewöhnung unter dem erschlaffenden und patriarchalischen Regiment der letzten Kaiser jede Opposition eingeschläfert und das Volk war in ein behagliches Sinnenleben versunken.

Da fing Kaiser Joseph plötzlich an, sein Volk aus dieser vergnügten Passivität herauszureißen und alles Oberste zu unterst zu kehren. Nirgends kamen ihm dabei Wünsche des Volks oder Vorstellungen der Stände entgegen, im Gegentheil, alles war überrascht und betreten. Die Neuerungssucht wurzelte einzig und allein im Herzen des Kaisers, es war eine Revolution, die vom Thron allein ausging. Ohne Zweifel trug das glänzende Beispiel des königlichen Nachbars in Berlin das meiste zu den Maßregeln in Wien bei. Joseph hatte alle Ursache, den großen Friedrich zu beneiden, der ihm Schlesien genommen, der seine Absichten auf Bayern durch einen deutschen Fürstenbund vereitelt hatte und den größten Ruhm unter allen damaligen Fürsten genoß. Es galt, diesen gefährlichen Feind und Nebenbuhler im Reiche zu überstrahlen. Joseph aber hoffte das zu erreichen, indem er in Concessionen an den Zeitgeist noch viel weiter ging als Friedrich, und die öffentliche Meinung durch verschwenderische Wohlthaten gleichsam im Sturm erobern wollte. Man hätte meinen sollen, um Preußen, die junge und von dem modernen Geist der Aufklärung getragene Macht einzuschränken und wirksam zu schwächen, hätte er die Geister und Mächte des Alten, und insonderheit der Kirche heraufbeschwören müssen; allein er glaubte selbst nicht mehr, weder an die innere Wahrheit noch an die äußere Macht des Alten und hielt den modernen Zeitgeist für eben so berechtigt als unwiderstehlich.

Er täuschte sich. Das Volk lebte noch im guten alten Glauben, und wenn es auf denselben, wie auf ein gewohntes Alltagskleid,

keinen besondern Werth zu legen schien und nicht daran dachte, ihn gegen die Angriffe der aufgeklärten Presse zu vertheidigen, von der es keine Kunde erhielt, so wurde es doch gerade erst durch Josephs Neuerungen aus seiner Ruhe und Unwissenheit aufgeschreckt, erkannte jetzt erst die dem alten Glauben drohende Gefahr und waffnete sich jetzt erst, ihn zu beschirmen. Joseph hob 6—700 Klöster und die geistlichen Seminare als Bollwerke der dicksten Geistesverfinsterung auf und behandelte die daraus Vertriebenen mit einer kaum mitleidig zu nennenden Verachtung, wobei die ganze aufgeklärte Presse ihm Beifall zujauchzte, wie einem, der Fledermäuse und Eulen am hellen Tage aus dunkler Höhle treibt. Joseph führte die Preßfreiheit in seinen Staaten ein, als Mittel, rasch alle seine Provinzen mit den Proklamationen der Aufklärung und Vertheidigungen seines Systems zu überschwemmen. Papst Pius VI. kam über die Alpen, um den Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt um Schonung der alten Kirche anzuflehen. Vergebens, er wurde nicht angehört und mit studirter Geringschätzung wieder heim manövrirt. Aber das Volk dachte anders und Hunderttausende lagen am Wege des Papstes auf den Knieen, um seinen Segen zu empfangen. Joseph verwarf und schaffte alle alten Privilegien der Provinzen und Stände als eben so viele Hemmschuhe der neuen Völkerfreiheit und Aufklärung ab. Er drängte Ungarn den Gebrauch der deutschen Sprache auf und entführte dem stolzen Volk die nationale Krone. Er achtete nicht mehr die beschwornen Privilegien der Niederländer, die sich offen gegen ihn empörten. Als nun Joseph aus Eifersucht gegen die im Türkenkriege immer glücklichen Russen auch seinerseits unvorsichtig einen Feldzug gegen die Türkei eröffnete, aber wegen Unfähigkeit und Uneinigkeit seiner Generale keine Erfolge hatte und einen ziemlich schlechten Frieden abschließen mußte, traten ihm die Ungarn so scharf mit ihren Reklamationen entgegen, daß er auch diesen nachgeben mußte und im Jahre 1790 in Gram über das Mißlingen aller seiner Pläne starb.

Ihm folgte sein Bruder, Leopold II., bisher Großherzog in Toskana, der das System des Verstorbenen sogleich verließ und die

Ruhe und Ordnung in den Provinzen dadurch herstellte, daß er möglichst alles wieder zum alten Bestande zurückführte.

Die kleineren Staaten des deutschen Reichs bildeten ein sehr loses Conglomerat. Zwar gab es noch ein Reichskammergericht in Wetzlar, einen Reichshofrath in Wien, einen Reichstag in Regensburg, Reichskleinode in Nürnberg und je nach dem Tode eines Kaisers eine neue Kaiserwahl in Frankfurt am Main; allein diese veralteten Formen hatten damals keinen reellen Werth mehr und imponirten nur den kleinsten und schwächsten Reichsgliedern. Außer dem Kaiser, der zugleich Kurfürst von Böhmen, und dem König von Preußen, der zugleich Kurfürst von Brandenburg war, hatte das deutsche Reich noch drei weltliche Kurfürsten, den von Sachsen, Bayern und Hannover. Sachsen hatte sehr an Ansehen verloren. Früher das anerkannte Haupt des protestantischen Deutschland, hatte das kurfürstliche Haus sich durch den Glanz der polnischen Wahlkrone verleiten lassen, katholisch zu werden. Nach Augusts III. Tod aber 1763 entsagte dessen Nachfolger Friedrich August jedem Anspruch auf die ohnehin schwere und undankbare Krone und Polen erhielt den Günstling der russischen Katharina zum letzten König, Stanislaus Poniatowski. Auf sein deutsches Land beschränkt, hatte der Kurfürst aber zugleich den protestantischen Primat längst an Preußen verloren. — Bayern erfreute sich zwar einer Wiedervereinigung seiner bisher so lange feindlich getrennten Wittelsbacher Linien, indem die Münchner Linie ausstarb und mit Karl Theodor im Jahre 1777 die Pfälzer Linie das alte Kurfürstenthum Bayern mit dem Kurfürstenthum der rheinischen Pfalz und dem Herzogthum Jülich in ein Ganzes verschmolz. Allein Karl Theodor konnte sich, an seine Pfalz gewöhnt, nicht recht in München behagen und ließ sich mit Joseph II. in geheime Intriguen ein, die eine Vertauschung Bayerns gegen die Niederlande bezweckten. Zudem hatte er keine legitimen Kinder. Hannover war, seitdem die Kurfürsten des alten welfischen Hauses von hier auf den Thron von England erhoben worden waren, nur noch eine englische Provinz, damals unter König Georg III.

Unter den übrigen weltlichen Staaten Deutschlands zeichnete sich im Norden Braunschweig durch seinen Herzog Ferdinand aus, der als General in preußischen Diensten stand und den größten Ruf als Feldherr neben dem großen Friedrich selbst genoß. In Mitteldeutschland Weimar durch seinen Herzog Karl August, den Mäcen der damals berühmtesten deutschen Dichter Wieland, Herder, Göthe, Schiller. In Süddeutschland das damals noch kleine Markgrafthum Baden unter der väterlichen Regierung Karl Friedrichs. Dagegen war der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel berüchtigt durch den Menschenhandel, den er trieb, indem er 12000 seiner treuen Unterthanen als Söldner an die Engländer verkaufte, und Herzog Karl von Württemberg durch seine Maitressenwirthschaft und durch seine Händel mit den Landständen. — Holstein gehörte schon zu Dänemark, Oldenburg stand ebenfalls unter dänischem und russischem Einfluß, Mecklenburg unter preußischem. Die kleinen sächsischen Fürstenthümer, Hessen-Darmstadt, Nassau, die getheilten Fürstenthümer der Anhaltischen, Schwarzburgischen und Lippischen Häuser 2c., die jetzt noch souverän sind und mit denen damals noch viele, die später mediatisirt wurden, in gleichem Range standen, bildeten den Uebergang zu den Reichsgrafen und Reichsfreiherren, die in der Anmaßung souveräner Würde die Größeren und Reicheren nicht selten auf eine komische Weise nachahmten.

Deutschland hatte damals auch noch seine geistlichen Kurfürsten in Mainz, Köln und Trier und andere reiche geistliche Gebiete, des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Speyer, Basel 2c. Sie waren je nach ihrem Umfang Minorate der benachbarten Fürsten oder des bischöflichen Lehensadels, und größtentheils von der Corruption des französischen höheren Klerus und Adels angesteckt. Die geistlichen Kurfürsten und die reichen Bischöfe hielten Höfe mit vielen Kammerherrn und sogar Hofdamen, Bällen, Theater, Jagden. Gerade an diesen Höfen nahm die Aufklärung sehr überhand, und sie stimmten Josephs Reformen um so mehr zu, als für manche Familie, deren Angehörige nur zeitweise einen erzbischöflichen Stuhl inne hatten, Aussicht vor-

handen war, durch Säcularisirung zum bleibenden Besitz eines Fürstenthums zu gelangen. Unter diesen Umständen war es möglich, daß sich von Bayern aus der geheime Bund der Illuminaten (Erleuchteten) bilden konnte, der noch viel weiter gehen wollte, als der unter den norddeutschen Protestanten ausgebreitete Bund der Freimaurer; denn während die letzteren loyal und gemäßigt blieben, gingen die Illuminaten auf gewaltsame Durchführung aller der Pläne aus, die dem Kaiser Joseph mißlangen. Ihr Grundprinzip war in Voltaires berühmter Phrase enthalten: écrasez l'infame, d. h. die Kirche, welche durch die ausschließliche Herrschaft der Vernunft ersetzt werden sollte. — Neben den Bischöfen hielten auch Reichsäbte ihre kleinen Höfe. Das katholische Deutschland war noch übersäet mit zum Theil sehr reichen Stiftungen.

Zwischen allen diesen zahllosen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Herrengebieten lagen die Reichsstädte zerstreut, ebenfalls von erster Größe (Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg) bis zur kleinsten (Bopfingen, Biberach), durchgängig von einer erblichen Bürgeraristokratie regiert und bei altem Reichthum in träge Gewöhnung versunken.

Ein Zusammenhang bestand zwischen diesen vielen Reichsgliedern auf doppelte Weise, theils in den Bänken des Reichstags (Kurfürsten-, Fürsten-, Grafen-, Ritter-, Städtebank), theils in den zehn Reichskreisen, die auf besonderen Kreistagen ihre inneren Angelegenheiten verhandelten. Aber nach dem Beispiel der größeren Reichsglieder suchten auch die kleineren sich von den allgemeinen Reichslasten so viel als möglich loszumachen und das Reichssteuersystem befand sich in einem so ärmlichen Stande, wie die Reichsarmee, die zuletzt im siebenjährigen Kriege ein wahrer Spott geworden war. Was konnte auch eine Armee leisten, zu welcher ein Kloster den Reiter, ein anderes das Roß, eine Reichsstadt den Lieutenant, ein Graf den Hauptmann rc. lieferten. Auch über die Reichsjustiz hörte man bittere Klagen. Gegen die mächtigen Fürsten war kein Reichsschutz möglich, nur gegen die schwächeren erkaufte oder erbettelte man ihn in Wien.

In der Schweiz herrschte tiefe Ruhe, nur daß sich hin und wieder ein Druck der Aristokratie, der (mit Ausnahme der inneren Cantone) auf der Landbevölkerung lastete, bemerklich machte. Schweizer Gelehrte und Dichter nahmen eifrig Theil an der Aufklärung des Jahrhunderts.

Holland hieß noch eine Republik, wenn gleich die Erbstatthalter aus dem Hause Oranien schon bis zur constitutionell-monarchischen Gewalt gediehen waren. Zwar erhob sich das Volk gegen den Erbstatthalter Wilhelm V., in dessen Namen der Herzog Ludwig von Braunschweig mit einer den Republikanern unerträglichen Hoffahrt regierte und durch einen unglücklichen Seekrieg gegen England noch unpopulärer geworden war. Der Erbstatthalter und seine stolze Gemahlin Wilhelmine, Schwester des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms II., die persönlich insultirt wurde, mußten flüchten, aber ein preußisches Heer setzte sie wieder ein, 1787. Bei alledem war Holland noch sehr reich und hatte große und blühende Colonien (das Cap, die Inseln Ceylon, Java mit der Hauptstadt Batavia 2c.).

Rußland war erst zu Anfang des Jahrhunderts aus seiner alten Barbarei herausgerissen worden und in die Reihe der europäischen Staaten eingetreten, da es bisher mehr nur zu Asien zu gehören schien und mit dem gebildeten Abendlande kaum in Berührung gekommen war. In einer älteren barbarischen Zeit war Moskau die Hauptstadt, wo im phantastisch, halb orientalisch mit zahlreichen Kuppeln sich erhebenden Kreml der Czaar regierte, meist abhängig von den rohen, halb barbarischen Bojaren (dem Adel), die das ganze Land unter sich getheilt hatten und denen das gesammte Volk leibeigen war. Als Christen der griechischen Kirche angehörig waren sie abhängig vom Patriarchen in Constantinopel, der seinerseits unter der Gewalt des türkischen Sultans stand. Auch war Rußland zu jener Zeit noch viel kleiner als es heute ist.

Czar Peter der Große brach die Gewalt der Bojaren und machte sich selbst zum Patriarchen der russischen Kirche. Um die alte Barbarei gründlich zu überwältigen, verließ er Moskau, gründete, nachdem er den Schweden Ingermannland entrissen, hier am

finnischen Meerbusen im Jahre 1703 die Stadt St. Petersburg und erhob sie zur Hauptstadt, um auf dem Seeweg aus Deutschland, England, Frankreich zahlreiche Colonisten und Beförderer der Civilisation, Offiziere, Seeleute, Bergleute, Gelehrte, Kaufleute, Künstler und Handwerker hieher zu ziehen und mittelst derselben seine Russen in die Schule zu nehmen. Zugleich war es sein Plan, von hier aus die Herrschaft auf der Ostsee und weitgreifenden Einfluß auf das nördliche Europa zu gewinnen. Nachdem er den Schweden auch noch Livland und Esthland entrissen und Kurland von seinem Einfluß abhängig gemacht hatte, sicherte er dadurch nicht nur seine Herrschaft am Meere, sondern gewann auch an dem gebildeten und energischen deutschen Adel in jenen Provinzen eine Masse von kriegerischen und staatsmännischen Talenten für seine russischen Zwecke. Ferner unterwarf er sich die bis dahin unabhängigen Kleinrussen oder Kosaken und gewann dadurch nicht nur eine zahlreiche, für den Krieg höchst brauchbare leichte Reiterei, sondern öffnete auch seinen Nachfolgern den Weg zum schwarzen Meere.

Sein System, mittelst gebildeter Abendländer und zumal Deutscher seine Russen zu regieren und zu civilisiren, erhielt Bestand und Dauer, indem nach dem Tode seiner jüngsten Tochter, der Kaiserin Elisabeth, sein Thron an das deutsche Haus Holstein-Gottorp fiel, denn unmittelbar auf sie folgte als rechtmäßiger Erbe der Sohn ihrer Schwester Anna, der Prinz von Holstein-Gottorp als Kaiser Peter III., im Jahre 1762. Zwar wurde er noch in demselben Jahre von seiner Gemahlin Katharina II. durch Gift aus der Welt geschafft, allein diese selbst war als geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst eine Deutsche und setzte mit männlichem Geist das Werk Peters des Großen nach innen und nach außen fort. Nach außen machte sie wichtige Erwerbungen, vereinigte Kurland mit dem Reich, gewann durch die Theilung Polens, zu welcher sie sich mit Oesterreich und Preußen im Jahre 1772 verband, die Ostprovinzen von Polen, und entriß in wiederholten Kriegen bis zum Jahre 1791 den Türken die Krimm, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, von Odessa aus das schwarze Meer zu beherrschen und das russische

Interesse tief in die Politik und den Handel der Levante eingreifen zu lassen.

Katharina II. spielte die „Philosophin auf dem Thron", kokettirte mit Diderot, mit Voltaire, beschenkte alle Abenteurer, die an ihrem nordischen Hofe ihr Glück versuchten, und wurde von ihnen vergöttert. Von der argwöhnischen Mißstimmung des Abendlandes gegen Rußland, die in unserer Generation nach und nach überhand genommen hat, war damals nirgends die Rede. Niemand ahnte eine Rückwirkung moscowitischen Barbarenthums, man war überzeugt, die große Kaiserin werde ganz Rußland der Civilisation und Aufklärung und somit auch mittelbar der Freiheit gewinnen. Mit mehr Recht hat man sie die „neue Semiramis" genannt, denn gleich dieser war sie schön, geistreich, thatkräftig, sinnlich, gleich ihr mordete sie ihren Gatten und regierte für ihren Sohn.

Polen war durch die Theilung von 1772 noch nicht ganz vernichtet. Man hat diese Theilung „das Verbrechen des Jahrhunderts" genannt, weil es als das größte, an einer ganzen Nation begangene erschien. Es war zugleich ein Fehler, den Oesterreich und Preußen nie hätten begehen, Frankreich, England, Schweden, die Pforte und das gesammte Europa nie hätten zulassen dürfen, denn mit Polen sank das Hauptbollwerk des Abendlandes gegen Rußlands halborientalische und imposante Macht zusammen, und indem man Rußland den größten Antheil an Polen überließ, anerkannte man schon im voraus dessen künftiges Uebergewicht. Alle Schuld lag an der unglücklichen Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen. Bei jener ersten Theilung Polens erhielt Rußland alle polnischen Provinzen im Norden und Osten, und somit bei weitem mehr als Oesterreich, dem nur Gallizien, und Preußen, dem nur Westpreußen zufiel. Doch blieb immer noch ein Rest mit der Hauptstadt Warschau als scheinbar unabhängiges Königreich Polen bestehen, regiert von König Stanislaus aus dem Hause Poniatowski, einem schönen Manne, den die nordische Semiramis lange zärtlich geliebt hatte und der auch als König nur ihr Satrap blieb. Am meisten Verwunderung erregt es, daß England dem Vordringen Rußlands in Kurland und Polen

keine Schranken setzte, da die Erstarkung der russischen Seemacht an der Ostsee früher oder später die englischen Interessen gefährden mußte. Aber Katharina II. hatte klüglich die sogenannten Dissidenten, d. h. die polnischen Protestanten, vorgeschoben und sich das Ansehen gegeben, als ob sie die Rechte derselben schützen wolle. Durch diesen confessionellen Vorwand ließ sich England bethören, die russischen Plane zu unterstützen. Am mindesten klug handelte Oesterreich, welches als katholische Macht das Uebergewicht der russischen Kirche in Polen nie hätte dulden sollen. Aber Joseph II. war ein philosophischer Verächter und Plünderer der katholischen Kirche und wurde in diesem Systeme noch mehr bestärkt durch seinen ganz von Machiavellis und Voltaires Geist erfüllten Minister Kaunitz. Die Polen selbst trugen durch ihre Uneinigkeit und durch die Leichtigkeit, mit der sich ihr Adel von den Nachbarmächten bestechen ließ, nicht wenig Schuld an ihrem politischen Unglück.

Schweden war seit dem Tode Karls XII., des Eisenkopfs, durch den Adel und durch die auswärtige Diplomatie regiert, wobei insbesondere Rußland sich seinen Einfluß zu sichern wußte. Erst der feurige König Gustav III. aus dem Hause Holstein-Gottorp brach die Macht des Adels durch eine Revolution vom Throne aus und machte sich zum Alleinherrn, im Jahre 1777. Allein als er auch die Russen angriff, unterlag er denselben und fiel als Opfer einer Adelsverschwörung, indem er auf einem Maskenball erschossen wurde, im Jahre 1792. Ihm folgte noch sehr jung sein Sohn Gustav IV. Adolf.

In Dänemark regierte für den blödsinnigen König Christian VII. dessen Sohn Friedrich VI., unter welchem der jüngere Minister Bernstorf, wie schon vor ihm der ältere, in Friedrichs des Großen Geiste für Volkswohl und Aufklärung thätig war und insbesondere die Leibeigenschaft aufhob, die Presse frei gab und in den Colonien keine Sklaverei mehr duldete. Die dänische Regierung war damals auch überall in Deutschland sehr populär.

England war die in sich festeste, reichste und nach außen wirksamste Macht in Europa. Es hatte alle andern Seestaaten nach ein-

ander gedemüthigt, und wie seine Flotte die zahlreichste, so waren auch seine Colonien die ausgedehntesten, sein Handel der blühendste, wodurch ihm unermeßliche Geldkräfte zuströmten. An dieser seiner Größe hatte aber der Zeitgeist, die auf dem Festlande so mächtig um sich greifende Aufklärung nur geringen Antheil, nur so viel, als die praktischen Staats- und Handelsmänner aus neuen Entdeckungen in den physikalischen und mathematischen Wissenschaften Vortheile zogen für ihre Schiffahrt, ihre Arsenale und ihre Industrie. An der philosophischen Bewegung des Festlandes nahmen nur wenige englische Gelehrte Antheil, das Volk blieb der anglikanischen Kirche treu und Regierung und Adel hielten streng auf deren Formen. Auch die aus dem Mittelalter ererbte volksthümliche Verfassung und die Macht des Parlaments erhielt sich ungestört. Nirgends standen Regierung und Volk, so wie alle Stände unter einander in solchem Einklang wie in England. Selbst eine Menge einzelner Mißbräuche und Sonderbarkeiten der alten Verfassung, die in die neue Zeit nicht mehr zu passen schienen, wurden geheiligt, weil sie unzertrennlich schienen von den größten und nützlichsten Institutionen, die niemand anzutasten gewagt hätte. Das regierende Haus Hannover genoß, indem es die aus der Mehrheit des Parlaments hervorgegangenen Minister walten ließ, die behaglichste Ruhe und eine loyale Verehrung im Volke.

Es verdient Beachtung, daß trotz des großen Beispiels, welches England gab, damals doch auf dem Festlande keine Neigung entstand, es in den constitutionellen Formen nachzuahmen. Der altmodische englische Ernst übte viel weniger Einfluß auf die Gemüther, als die neuen, verführerischen Ideen der französischen Philosophen und Dichter, die zuletzt immer zu den großen Erinnerungen des klassischen Alterthums zurückführten.

Spanien war von der Höhe seiner Macht, die es im sechszehnten Jahrhundert erreicht hatte, weniger durch Schläge von außen als durch innere Erschlaffung tief herabgesunken. Nach dem Aussterben des habsburgischen Hauses war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine Nebenlinie des französischen Hauses Bourbon auf den

spanischen Thron gelangt, allein diese geistlosen und schläfrigen Regenten ließen das einst so stolze Heer und die einst so mächtige Flotte verkümmern, und mitten in langem Frieden, der nur durch ein paar unglückliche Seekriege mit England unterbrochen wurde, nahm der Wohlstand des Landes nicht zu, sondern immer mehr ab. Die natürliche Trägheit des Volkes trug das Ihrige dazu bei, sofern es durch keinen großen Gedanken, durch keinen energischen Willen mehr elektrisirt wurde. König Karl IV., der 1788 auf den Thron kam, beschäftigte sich lediglich mit der Jagd und überließ seiner Gemahlin Maria Louise Therese und deren erklärtem Liebhaber Godoï alle Regierungsgeschäfte.

In Portugal hatte unter König Joseph Emanuel der Minister Pombal den ersten Anstoß zur allgemeinen Aufhebung des Jesuitenordens in Europa gegeben, die Klöster beraubt, die Macht des Adels gebrochen und den Versuch eines aufgeklärten Despotismus gemacht, schon einige Jahrzehnte vor Joseph II.; nach des Königs Tode jedoch fielen alle diese Neuerungen wieder in Nichts zusammen und Klerus und Adel gelangten unter seiner (im Alter wahnsinnigen) Wittwe und seinem Sohn Juan VI. zum alten Ansehen. Die Seemacht Portugals verfiel übrigens ebenso wie die Spaniens.

Italien war getheilt. In Oberitalien bestanden neben der österreichischen Herrschaft in der Lombardei und neben dem Königreich Sardinien noch die beiden Republiken Venedig und Genua, beide in demselben Verfalle der Seemacht, wie Spanien und Portugal. In Mittelitalien wurde Toskana von einem Großherzog aus der österreichischen Familie regiert; Unteritalien bildete das Königreich Neapel und Sicilien (beider Sicilien genannt) unter einer Nebenlinie des spanischen Hauses Bourbon, und zwar regierte damals für den unfähigen König Ferdinand IV. dessen feurige Gemahlin Marie Caroline, Tochter der großen Maria Theresia. Im Kirchenstaate hütete Papst Pius VI. unter schweren und bittern Sorgen das verkümmerte Erbe der römischen Hierarchie. Zwar gelangte er durch Einfluß der Exjesuiten zum heiligen Stuhle, allein der einst so gewaltige und weltbeherrschende Orden war einmal durch

einen gemeinschaftlichen Act aller katholischen Regierungen aufgehoben, sein unermeßliches Gut confiscirt. Frankreich hatte schon zur Zeit der großen Kämpfe Deutschlands mit dem Papste dem letzteren eine Art politischer Vormundschaft aufgedrungen und der „gallikanischen Kirche" Vorrechte gesichert, die sie von Rom unabhängig machten. Neuerdings aber hatte sich der deutsche Kaiser mit Rom in offenen Widerspruch gesetzt und aus eigener Machtvollkommenheit die Klöster säcularisirt. Auch die spanische und portugiesische Regierung freuten sich der Jesuitenbeute und sperrten sich gegen Rom. Trotz der Anhänglichkeit der Völker an die katholische Kirche war doch der höhere Klerus fast überall entweder von der weltlichen Macht bestochen oder unterlag der Verführung durch den Zeitgeist.

Man erkennt aus diesen, wenn auch nur allgemeinen Umrissen wenigstens so viel mit Sicherheit, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast alle Lenker und Lehrer der Völker den alten Boden christlich-germanischer Institutionen verlassen hatten und in der absolut monarchischen Gewalt einen neuen Boden suchten, von dem aus sie nach gewissen Humanitätsideen die Völker beglücken wollten, ohne Rücksicht auf und in offenem Widerspruch gegen die Kirche, die alte ständische Gliederung und Vertretung und gegen die tief wurzelnden nationalen und provinziellen Gewohnheiten, Neigungen und Rechten. Aber die Völker blieben nicht überall passiv. Sie übernahmen am Ende das Geschäft der Neuerung auf eigene Rechnung. Das Eingreifen der Völker in diese Bewegung datirt sich vom Aufstand der englischen Colonisten in Nordamerika gegen die Verwaltung des Mutterlandes her. Diese Colonisten in Philadelphia, New-York, Boston ꝛc. stammten größtentheils von Puritanern, Quäkern und andern Sekten ab, die Europa verlassen hatten, um ihr religiöses Gemeindewesen in der neuen Welt unbehindert auszubilden. Ihrem Gemeingeist wohnte denn auch ein natürlicher und starker Hang zu demokratischer Regierungsweise und äußerer politischer Unabhängigkeit inne. Als daher die Zahl der Colonisten rasch angewachsen war, gab ihnen die kaufmännische Engherzigkeit, mit welcher das Mutterland zu Gunsten seines Handels den Handel der

Colonien beschränkte, den nicht unerwünschten Anlaß, sich der englischen Regierung mit bewaffneter Hand zu widersetzen und sich für unabhängig zu erklären. Mit Ausnahme Canadas im äußersten Norden Amerikas bildeten sämmtliche südliche Colonien unter dem Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1776 eine Föderativrepublik, deren Bürgermiliz unter General Washington die englische Armee siegreich zurückschlug und die Anerkennung ihrer Freiheit ertrotzte. Frankreich ergriff diese Gelegenheit mit Begierde, England schwächen zu helfen, und sandte den Nordamerikanern Truppen zu Hülfe, unter deren Generalen sich besonders der Marquis de la Fayette auszeichnete. Obgleich von altem Adel widmete er sich doch mit einer Begeisterung, der er sein ganzes langes Leben hindurch treu geblieben ist, der Bürgerfreiheit und wurde der eigentliche Held der Bourgeoisie gegenüber sowohl der Aristokratie und dem Königthum als dem anarchischen Gelüste der Demokratie. Als er heimkehrte, zog mit ihm viel nordamerikanischer Freiheitsgeist in Frankreich ein. Der Bürger, was man damals den dritten Stand nannte, fing an sich seiner Würde und Macht bewußt zu werden, wozu er sich früher in tiefem Respekt vor dem Hofe, Adel und Klerus nie zu erheben gewagt hatte. So war es also nicht das alte England, dessen alterthümliche, die Staatsgewalten gegen einander abwägende, die Ordnung durch die Monarchie, die Freiheit durch das Parlament sichernde Verfassung man sich zum Muster nahm, um den Zeitgeist und den Drang nach Neuerung und Besserung mit dem Bestehenden zu versöhnen, sondern es war das neue England in Nordamerika, dessen dem Königthum trotzende republikanische Verfassung die unruhigen Geister in Europa unwiderstehlich anzog.

Frankreich hatte unter Ludwig **XIV.** eine großartige Energie entwickelt, in lange dauernden Kriegen dem Uebergewicht des in Deutschland, Italien und Spanien herrschenden Hauses Habsburg

siegreichen Widerstand geleistet und Spanien und Neapel seinem, dem Bourbonischen Hause erworben. Sein Nachfolger Ludwig XV. hatte nichts von diesem Ehrgeiz, von dieser Thatkraft. Nur mit Befriedigung der niedrigsten Wollust beschäftigt und dadurch frühzeitig blasirt, geist- und herzlos, machte dieser König sein Cabinet zum Bordell und sein Ministerium zu einer Bedientenstube. Maitressen vergeudeten die Schätze des Staats, wie die Ehre der Monarchie. Der Ruf französischer Waffen erlitt im siebenjährigen Kriege die unerhörteste Beschimpfung bei Roßbach, weil der Obergeneral und die meisten Offiziere des französischen Heeres nur aus dem Boudoir der Marquise von Pompadour, als der damals in Paris allmächtigen Maitresse, hervorgegangen und noch mit allen den Pudermänteln, Schminkbüchschen, Schönpflästerchen und wohlriechenden Wassern beladen waren, die sie von dort mitgenommen und die, als sie den preußischen Husaren in die Hände fielen, deren Staunen und Gelächter erregten. Die Theilnahme Frankreichs am Kriege gegen den großen Friedrich war überhaupt widersinnig. Frankreich durfte nie eine Vergrößerung Oesterreichs unterstützen und nie die Mächte unterdrücken und lähmen helfen, die Oesterreichs natürliche Gegner waren. Aber die Pompadour war durch ein artiges Handschreiben Maria Theresias bestochen.

Die Unsittlichkeit, die vom Hofe ausging, durchdrang die ganze höhere und einen Theil der mittleren Gesellschaft in Frankreich, ja selbst den höheren Klerus. Sie hatte je mehr und mehr die Scham vor den Augen der Welt und die Scheu vor der Kirche abgelegt. Paris prostituirte sich nicht nur thatsächlich, sondern spiegelte seine Prostitution auch in einer unglaublich frechen Presse und eben so auf dem Theater und in der bildenden Kunst. Es gab ganze Fabrikstätten, wo nichts als obscöne Bücher und Bilder in ungeheurer Masse erzeugt und durch ganz Frankreich und über Frankreich hinaus verbreitet wurden. Das Palais royal war der Mittelpunkt jenes scheußlichen Venuscultus und der Besitzer dieses berüchtigten Palastes, der Herzog Philipp von Orleans, sein erster Priester. Natürlicherweise konnte in Gemüthern, die einmal von dieser Corruption ergriffen waren,

keine Achtung der Religion mehr wurzeln. Daher war die unzüchtige Presse ein Bundesgenosse der modernen gegen den alten Kirchenglauben gerichteten Philosophie.

Das Hauptgewicht lag in der Idee der Freiheit und Gleichheit, die zuerst in jener Unsittlichkeit des Hofes praktisch durchgeführt und zum Beispiel aufgestellt wurde. Der stolze Baron, Graf, Herzog, der König selbst, ja der Bischof und Cardinal gesellte sich der niedrigsten Dirne (Ludwig XV. und die du Barry); nicht minder sanken die vornehmsten Damen zu den ihrer unwürdigsten Liebhabern herab. Fast aller Witz der chronique scandaleuse von Paris und der sie zu Romanen, Gedichten und Satiren verarbeitenden Presse lief auf solche Antithesen des Ranges und des Betragens, auf solche natürliche Ausgleichungen aller Standesunterschiede in den abenteuerlichsten liaisons hinaus. Den geistvollsten und graciösesten Ausdruck fand diese Idee in dem berühmten Lustspiel von Beaumarchais „Figaros Hochzeit," welches eben deshalb von Hohen und Niedern in Paris vergöttert wurde und siebzig bis achzigmal ununterbrochen hinter einander aufgeführt werden mußte. Freiheit verlangten die Sinne, Freiheit von allen bisherigen kirchlichen und sittlichen Zwangsgeboten, von allen bisher trennenden Schranken in der Gesellschaft. Deshalb war diese Freiheit nicht denkbar ohne Gleichheit. In den Schauspielen und Romanen, in denen die Liebe siegreich durch die nur noch als Vorurtheil geltenden uralten Schranken der Race, des Glaubens und des Ranges brach, in denen der Weiße mit der Negerin, der Christ mit der Heidin, der Tempelherr mit der Jüdin, der König mit der Schäferin, der Bischof mit der Hofdame, Faublas mit der Nonne ꝛc. verkuppelt wurden, war bereits die ganze große Revolution der Gesellschaft vorbereitet.

Je mehr nun durch so lockere Sitten und so frivole Neigungen das Princip der Gleichheit bei den Franzosen, zunächst bei den Parisern befördert wurde, um so unnatürlicher mußten die noch durch Gesetz und Herkommen feststehenden Schranken, um so härter der Druck erscheinen, den die höheren Classen noch auf die unteren ausübten. Das Volk unterlag allen Uebeln des modernen Despotismus

und dem der älteren klerikalen und Feudalaristokratie zugleich. Die letztere hatte nur nach oben ihre Rechte und ihre Macht an die Monarchie verloren, sie aber nach unten gegen das Volk noch wohl bewahrt. Während nun das Volk die ungeheure Steuerlast tragen mußte, die ihm die Verschwendung der Monarchie auflud, war es zugleich noch dem Adel und der Kirche leibeigen und mußte durch seinen Schweiß auch noch diesen die Mittel immer wachsender Genußsucht gewähren.

Indem Hof und Adel in ihrer Verblendung selbst die Corruption nährten, die ihr Ansehen untergrub, und thöricht hofften, von der neuen Aufklärung alle Genüsse sich aneignen zu können, ohne auch nur eines ihrer alten Vorrechte aufzugeben, das gemeine Volk auf dem Lande aber an seine Lasten gewohnt und noch der Kirche treu, weit entfernt war, einen allgemeinen Umsturz zu erwarten oder zu wünschen, nahm der bürgerliche Mittelstand in Paris und in den Provinzialstädten je mehr und mehr eine, wenn auch noch zuwartende, doch offensive Stellung nach oben ein. Ihm gehörten die meisten Denker und Dichter an, die mit ihrem Geiste die öffentliche Meinung lenkten. Eine Zeitlang war dieser Geist fast ausschließlich im Solde des Hofes und der höheren aristokratischen Gönner. Bald aber ward er freier und kühner, emancipirte sich und begann mit Bewußtseyn seine Opposition. Auch mehrte sich die Zahl der ésprits, sie konnten nicht alle mehr vornehme Gönner finden und suchten sich nun Gunst und Boden im größeren Publikum. Den ersten Rang unter den Geistern nahm Voltaire ein, dessen Witz eben so viele Liebhaber bei Hofe fand, als in der Opposition der Mittelclassen. Ihm huldigte alles, mit Ausnahme des Klerus, so weit dieser noch Glauben hatte. Der Triumph, den der greise Voltaire bei seinem letzten Besuche in Paris feierte, war eine Vergötterung bei lebendigem Leibe. Rousseau dagegen war nur ein plebejisches Talent, fand keine vornehme Gunst und war ausschließlich für den Mittelstand Träger der Ideen, deren Verwirklichung in der Zukunft gehofft wurde. Von sehr großem, noch zu wenig anerkanntem Einfluß war Quesnay, der Physiokrat, der kurz vor dem Ende Ludwigs XV. angefangen hatte, die in der Natur vorhandenen Gaben des Reichthums und deren rationelle Erschöpfung

mit der schlechten Wirthschaft im damaligen Frankreich zu vergleichen. Die öffentliche Verschwendung war ungeheuer, der Unterthan mit Steuern gedrückt, der Staat tief verschuldet und dabei Industrie und Verkehr sehr zurückgeblieben. Die Prüfung des in den natürlichen Hülfsquellen des Landes liegenden großen Kapitals, aus dem die Nation reichere Zinsen ziehen könne, wenn sie es umzutreiben verstehe, war in einer Zeit, die dem Nationalbankerot mit immer rascheren Schritten entgegenging, von vorzüglicher Wichtigkeit, und mußte dem gebildeten Handelsstande ebenso zum Troste gereichen, als sie denselben zunächst befähigte, Rathgeber der Krone zu werden. Darin wurzelte das große Ansehen Neckers, des ersten bürgerlichen Ministers, dem sich Ludwig XVI. anvertraute. Die Kaufleute waren und blieben, indem sie eine vernünftige Reform wollten, zugleich die loyalsten Anhänger der Krone und natürliche Feinde der alle Geschäfte, allen Erwerb zerstörenden Anarchie.

Ludwig XVI. bestieg den französischen Thron im Jahre 1774, ein corpulenter, weicher, allem Gewaltsamen abgeneigter und fast schüchterner Mann, eine schlichte bürgerliche Natur, einfach und rein von Sitten, wohlwollend gegen Jedermann, nicht ohne Verstand und Kenntnisse, aber phlegmatisch, ohne Energie des Willens und daher langsam und unsicher in seinen Entschließungen. Es bleibt immer sehr merkwürdig und providentiell, daß dieser Fürst, auf den sich alle seither gesammelten Ungewitter entladen sollten, eine so durchaus schuldlose Natur, eine von seinen Vorfahren, auf denen allein die Verschuldung lag, so ganz verschiedene, viel edlere, ja eine wahrhaft tugendhafte Persönlichkeit war. In Folge der unnatürlichen, durch die Pompadour vermittelten Allianz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg, war er im Jahre 1770 mit Marie Antoinette, der noch unreifen Tochter der großen Maria Theresia, vermählt worden. Bei der Hochzeitsfeier kamen im Gedränge, das durch eine Feuersbrunst vermehrt wurde, einige hundert Menschen ums Leben, was man als ein böses Vorzeichen ansah, wie überhaupt das französische Volk von Anfang an mit tiefem Instinkt diese österreichische Heirath mißbilligte und der unglücklichen Königin heimlich grollte.

Damals erst fünfzehn Jahre alt, übte sie noch gar keinen Einfluß. Erst als sie herangereift war und ihren ersten Sohn bekam, erhielt ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit Gewalt über den König.

Bevor dies gelang, in den ersten Jahren seiner Regierung, war der König ernstlich bemüht, durch weise und zeitgemäße Reformen die alten Mißbräuche abzustellen und eine bessere Zukunft zu sichern. Unter seinen Ministern ging Turgot, ein Schüler Quesnays, auf eine große Umgestaltung der Staats- und Nationalökonomie aus; die privilegirten Stände sollten zu den Steuern herbeigezogen, die Ungleichheit der Provinzen in Bezug auf Besteuerung sollte aufgehoben, alle Feudallasten sollten abgelöst, der Handel von seinen Schranken befreit, die Zunftmonopole unterdrückt werden ꝛc. Ein anderer Minister, der humane und sanfte Malesherbes, ging auf Verbesserung der Justiz, Abschaffung der despotischen Willkür (der lettres de cachet), der alten barbarischen Strafarten, der Folter ꝛc., ferner auf Befreiung der Presse, auf Toleranz, Wiederberechtigung der Protestanten ꝛc. aus. Der König billigte und theilte ihre Grundsätze, die aber nicht nur den privilegirten Classen, sondern auch dem 1774 vom König großmüthig wiederhergestellten Parlamente mißfiel. So ließ sich denn der König durch die Ränke Maurepas, seines Hauptministers, und durch das Geschrei des Adels und Klerus bewegen, die Reformplane unausgeführt zu lassen und die beiden Minister zu verabschieden. Eine außerordentliche Schwäche des Königs, da er selbst oft wiederholte, „nur Turgot und ich meinten es gut mit dem Volke." Inzwischen zwang ihn die Finanznoth, bald darauf zu Necker, einem bürgerlichen Protestanten aus Genf, seine Zuflucht zu nehmen, der sich zwar hütete, wie Turgot einzuschneiden, aber indem er das ganze Defizit des Staats aufdeckte, ohne zugleich die Mittel seiner Deckung finden zu können, unwillkürlich der Revolution mächtig vorarbeitete. Da er dem König in Bezug auf Maurepas eine Unwahrheit sagte, verlor er alles moralische Ansehen bei diesem geradsinnigen Fürsten, und als er wirklicher Staatsminister werden wollte, was damals seiner Geburt und Confession wegen großen Anstand fand, erhielt er die Entlassung, im Jahre 1781. Das Volk schenkte ihm große Theil-

nahme. Er nahm den Ruhm eines weisen Arztes mit, dessen Rath der unvernünftige Patient nicht befolgt habe. Durch seinen gedruckten comte rendu, worin er zum erstenmale Einnahmen und Ausgaben des Staates verglich, warf er ein alle überraschendes Licht in das Dunkel der Staatsverwaltung.

Die Königin erlangte in demselben Jahre, in dem auch Maurepas starb, ausschließliche Gewalt über den König, und mischte sich in die Geschäfte, nicht aus innerem Drange, mehr nur aus Nacheiferung ihrer Mutter, jedenfalls ohne den dazu erforderlichen Ernst und Takt. Im intimsten Verhältniß zu der Gräfin Polignac und der Prinzessin von Lamballes bildete sie eine Camarilla um sich, in der die Familie Polignac und der Graf von Artois, jüngster Brüder des Königs, mit exclusiv aristokratischer Tendenz die Reformpläne aller Minister vereitelten und den König von der liberalen Bahn ablenkten, die er im Beginn seiner Regierung eingeschlagen hatte. Dieser engere Hofzirkel war es, in welchem die Wahl des Herrn von Calonne zum Finanzminister durchgesetzt wurde, eines Mannes, der es verstand, den guten König mit der neuen und überraschenden Ansicht zu trösten, es stünde durchaus nicht so schlecht mit den Finanzen, als man glaube, und die bisherige Verschwendung, weit entfernt ein Unglück zu seyn, bringe vielmehr Geld unter das Volk und fördere den Wohlstand. Zur Bestätigung dessen, was er sagte, schüttete er Geld in Fülle aus, kaufte der Königin das schöne St. Cloud, dem König Rambouillet als neue Sommerresidenz, gab den Prinzen und Höflingen alles, was sie wollten und spielte den unerschöpflichen Crösus, natürlich alles mittelst ungeheurer Anleihen, die den Credit vollends erschöpften.

Um sich von der Verschwendung Calonnes einen Begriff zu machen, muß man das „rothe Buch“ lesen, in dem alle geheimen Ausgaben eingetragen waren. Dem liederlichen Graf von Artois, so wie allen Günstlingen des Hofes wurden fabelhafte Summen geschenkt, zur Deckung ihrer Schulden und zur Befriedigung von Ausschweifungen. Die Verwendung der Polignac und anderer von der Königin oder den Ministern protegirten Personen reichte hin,

Jedem, der den Canal zu benutzen verstand, Gratifikationen zuzuwenden. So bekamen die Brüder Lameth, die später eine dem König sehr feindliche Rolle in der Revolution spielten, 60,000 Livres zum Behuf ihrer Erziehung.

Das größte Uebel war die bereits herkömmlich gewordene Erblichkeit der Begünstigungen. Der Adel hatte neben seinen Gütern noch zahllose Hof- und Staatsstellen, Sinecuren und Gratifikationen zu seinem Monopol gemacht, Gnadengeschenke, die nur für einmal bewilligt waren, in fortdauernde Besoldungen verwandelt. Jeder Begünstigte sah es als Pflicht der Krone an, ihm seine Schulden zu bezahlen 2c.

Damals erregte der berüchtigte Halsbandprozeß ungeheuren Skandal. Von einem geheimnißvollen, unschätzbar kostbaren, am Hofe zu Versailles vermißten Brillantschmucke fiel ein giftiger Schein ins Volk und offenbarte dem verarmten Lande den der höfischen Verschwendung innewohnenden Fluch. Der durch seine Galanterien berüchtigte Cardinal Rohan, der bei der Königin in Ungnade gefallen war, ließ sich durch falsche Briefe, welche angeblich von der Hand der Königin herrührten, dahin bringen, um ihre Gunst zu erkaufen, ihr jenes herrliche Halsband zum Geschenk zu machen, welches der König selbst für zu theuer erklärt und nicht gekauft hatte. Eine Dirne, die der Königin ähnlich sah, spielte in der Dämmerung ihre Rolle. Bald aber überzeugte sich der Cardinal, daß die Königin von nichts wußte. Eine Gräfin de la Motte hatte mit Hülfe des berüchtigten Abenteurers Cagliostro den Betrug gespielt und das Halsband für sich behalten, zerschlagen und zu Geld gemacht. Ihr Prozeß wurde nun zur abscheulichsten Verleumdung der unschuldigen Königin ausgebeutet. Wer in den vertrauten Zirkel derselben bei den Polignacs nicht zugelassen war, suchte sich dafür mit böser Zunge zu rächen. Auch der Pöbel wurde damals schon gegen die Königin aufgehetzt. Als das Parlament im Jahre 1786 den Cardinal freisprach, wurde er von Volkshaufen mit Jubel begrüßt und in seine Wohnung begleitet. Die de la Motte wurde verurtheilt, entkam aber nach England und ließ von hier aus Schriften verbreiten, welche den

Verdacht und Haß gegen die Königin vermehrten. Herzog Philipp von Orleans bildete eine geheime Opposition gegen die Oesterreicherin, um den Credit der regierenden Familie selbst zu untergraben, an deren Stelle er vielleicht einmal die seinige bringen konnte.

So vergingen nach Neckers Entfernung sechs unheimliche Jahre, in denen sich der schwüle Gewitterstoff der Revolution ansammelte, ohne daß der kurzsichtige, nur in seine Vergnügungen versunkene Hof es zu ahnen schien, kostbare, unersetzliche Jahre, die den König in namenloses Unglück dahinrissen und die hingereicht haben würden zur Sicherung der Zukunft und seiner eigenen Rettung, wenn er noch mit Turgot gearbeitet hätte.

Calonne konnte endlich keine Anleihen mehr auftreiben und mußte entweder den Staatsbankerot erklären oder die besitzenden Classen, zunächst die privilegirten Stände zur Aushülfe vermögen. Er berief also im Jahre 1787 eine Versammlung von Notabeln nach Versailles, wo der König gewöhnlich, in der Nähe von Paris residirte. Diese Notabeln bestanden aus den Prinzen des Hauses, den ersten Bischöfen, den Höchsten des Adelsstandes und aus einer Auswahl von Deputirten der Parlamente, Provinzialstände und Städte. Als Calonne der Versammlung das Geständniß ablegte, der Staat schulde bereits 1646 Millionen Livres und es bestehe ein jährliches Deficit von 140 Millionen, erschrack alles und der Minister wurde sogleich abgedankt; allein Brienne, der Erzbischof von Toulouse, der ihn ersetzte, konnte nur das Uebel, an dem er nicht Schuld war, beklagen, aber nicht helfen. Der Credit war am Ende, niemand lieh mehr. Neue Steuern ließen sich dem hart gedrückten Volk nicht mehr auflegen und mußte man den ernstlichen Widerstand der Parlamente fürchten, die nur darauf lauerten, durch Verweigerung der Steuern ihre alte Macht zu verjüngen. Es blieb nur übrig, daß der bisher ganz steuerfreie und wie durch seine Landgüter, so durch die Hofgunst reiche Adel und der über unermeßlichen Besitz verfügende Klerus dem Staate Opfer brächten. Brienne forderte sie dringend dazu auf, allein sie weigerten sich. Ihr Geiz erlaubte ihnen nicht, auch den kleinsten Theil dessen zu opfern, was ihnen bald darauf

mit Gewalt ganz entrissen werden sollte. Die Notabeln mußten entlassen werden.

Brienne half sich mit neuen Auflagen, aber das Parlament von Paris verweigerte die Einregistrirung und wurde von allen übrigen Parlamenten, wie von der öffentlichen Meinung kräftig unterstützt. Viele vom Adel betheiligten sich bei dieser Opposition, ja trugen fast allein die Ehre davon. So vor allen d'Espremenil im Pariser Parlament und Lafayette, der bei den Notabeln sich zuerst laut gemacht hatte. Beide besuchten die Zirkel des Herzogs von Orleans. Man begreift schwer, was sich diese Edelleute geträumt haben, indem sie die Avantgarde der Revolution bildeten, die nothwendig ihrem eigenen Stande zum Verderben ausschlagen mußte. Lafayette hatte freilich nur Sympathien für den Bürgerstand, aber d'Espremenil war für die Rechte seines Standes stark eingenommen. Der König bewältigte das Parlament durch ein lit de justice *) und durch Wiederanwendung der verhaßten lettres de cachet **). Die Steuern wurden ausgeschrieben, das Parlament verbannt, d'Espremenil verhaftet. Aber ein Schrei des Unwillens ging durch das ganze Land. Alle Parlamente protestirten, an vielen Orten brachen Unruhen aus. Brienne wurde ängstlich und rieth dem König, sich mit den Parlamenten einstweilen zu verständigen, denselben aber die von d'Espremenil verlangte Einberufung der allgemeinen Reichsstände binnen fünf Jahren in Aussicht zu stellen. Der König ging darauf ein und d'Espremenil wurde zurückberufen. Die Pariser begrüßten ihn mit lautem Jubel und schleppten Figuren der Herzogin von Polignac und Calonnes höhnend durch die festlich erleuchteten Straßen. Die Königin kam schon nicht mehr von Versailles nach Paris, weil man ihr und dem Graf von Artois Flüche zugerufen hatte.

*) Auf fünf Kissen sitzend hatte der König nach altem Herkommen das Recht, inmitten des Parlaments die Einregistrirung seiner Verordnungen zu befehlen.

**) Auf ein bloßes königliches Billet hin konnte nach altem Herkommen jeder, den der König bezeichnete, verhaftet werden, ohne daß ein Gericht sich darum zu kümmern hatte.

Inzwischen führten die Verhandlungen mit den Parlamenten zu nichts, weil die Anleihe, die Brienne mit Hülfe der letzteren zu contrahiren gehofft hatte, doch nicht zu Stande kam. Geschreckt durch den Widerstand der Parlamente und deren Popularität, griff Brienne, schon der Verhältnisse nicht mehr mächtig und den Kopf verlierend, zu den Notabeln zurück, die ihm schon das erstemal nicht hatten helfen können und die er mit geringer Abänderung unter dem Namen einer cour plenière als Surrogat der eigentlichen Reichsstände benützen wollte. Die öffentliche Meinung erklärte sich aber aufs entschiedenste dagegen (im Sommer 1788), und der König sah sich genöthigt, derselben nachzugeben, Brienne zu entlassen, Necker zurückzurufen und die Eröffnung der Reichsstände schon für das nächste Jahr zu verheißen. Der Palast des Siegelbewahrers Lamoignon und des Erzbischofs von Paris, auch Briennes Bildniß wurde vom Volke verbrannt. Die Garde mußte zum erstenmal Volksblut vergießen.

Die Parlamente erschracken jetzt, denn sie mußten ihr Ansehen verlieren, sobald die Reichsstände zusammentraten. Sie machten daher dem Hofe Zugeständnisse und versprachen ihm 440 Millionen anzuschaffen, wenn die Reichsstände unterblieben. Auch schadeten sie sich durch die Hartnäckigkeit, mit der sie dem königlichen Edikt, welches die Protestanten in ihre Rechte wieder einsetzte, die Anerkennung verweigerten. Dieses Edikt war damals um so populärer, als der gefeierte Necker selbst Protestant war. Die öffentliche Meinung war daher bald darüber einig, daß die alten Parlamente im Grunde wie die alte Kirche selbst ein Institut des Feudalismus seyen, und entzog ihnen die bisherige Gunst. Die Opposition rückte um einen großen Schritt vorwärts und warf ihr erstes Werkzeug verächtlich bei Seite.

Necker zog wie im Triumphe ein, sein bloßes Erscheinen bewirkte an einem einzigen Tage ein Steigen der Renten um 30 p. c. Der Mittelstand beruhigte sich und gab sich den schönsten Hoffnungen hin. Eigentlich war man nur zu dem Standpunkt zurückgekehrt, auf dem sich der König schon in den ersten Jahren seiner Regierung befunden hatte, und von dem ihn nur die Königin mit dem Anhang

der Polignacs weggezogen hatte. Aber es war zu spät, eine unersetzliche Zeit war versäumt worden, die Finanznoth war aufs höchste gestiegen und der Groll der Massen schon furchtbar erregt. Der Winter auf 1789 war ungewöhnlich streng, was die ärmsten Klassen schwer empfanden und in Verbindung mit ausgedehnten Hagelschlägen im vorherigen Sommer eine Theurung und zeitweise Hungersnoth herbeiführte, die sehr viel zur Wüthendmachung der Volksmassen beitrug.

Die Reichsstände oder allgemeinen Stände (**états généraux**) wurden auf den Mai 1789 einberufen. Nach langer Berathung mit den wieder einberufenen Notabeln und mit den Parlamenten entschloß sich der König auf Neckers Antrieb, daß 1000 Abgeordnete erscheinen und daß die Hälfte davon den dritten Stand vertreten sollte. Da einige vom Adel und viele Priester der Volkssache geneigt waren, so mußte, wenn alle drei Stände gemeinsame Sitzungen hielten und nach Köpfen abgestimmt wurde, die Mehrheit nothwendig dem dritten Stande zufallen. Das wollte die Regierung nicht, aber sie hoffte es dadurch zu hindern, daß sie verlangte, jeder Stand solle abgesondert berathen und stimmen und eine eigene Kammer bilden. Ihr ganzer Plan war, Adel und Klerus durch den dritten Stand einzuschüchtern und zu den Geldopfern zu zwingen, welche sich die Notabeln nicht hatten abbitten lassen; dann aber auch wieder Adel und Klerus zu brauchen, um den dritten Stand zu zügeln, wenn er zu große Forderungen machen würde.

Sie mißkannte die Uebermacht des dritten Standes, die niemand mehr verkennen konnte. Durch Neckers unvorsichtige Aufforderung an die Literaten, sich über die ständische Frage zu äußern, war eine Fluth von Schriften hervorgerufen worden, die in ihrer Mehrheit einstimmig und mit der Ueberzeugungswärme, zu der die öffentliche Meinung damals berechtigte, den dritten Stand als die Nation selbst, die beiden andern Stände aber nur als überflüssige Bruchtheile derselben bezeichneten. Am meisten Ruhm unter diesen Brochüren des Tages erlangte die des Abbé Sièyes, welcher kurz und bündig sagte: was ist der tiers état? Antwort: nichts. Was soll er seyn?

Antwort: alles! Aber auch diese Partei täuschte sich. Sie verstand unter der Nation nur den Mittelstand allein (die Bourgeoisie) und nahm die zur Anarchie geneigte rohe Masse des Proletariats so wenig in Rechnung, wie den conservativen, der alten Kirche geneigt bleibenden Bauernstand. Sie setzte bei jenem die Humanität und Mäßigung, bei diesem die Aufklärung des gebildeten Bürgerstandes voraus, ein Irrthum, den die Sansculottes hier, die Vendéer dort blutig widerlegen sollten. Dennoch ist die Bourgeoisie auch später noch, und nicht blos in Frankreich, immer wieder in denselben eiteln Irrthum gefallen, sich für die Nation überhaupt, ganz und allein zu halten. Die Bretagne gab das Beispiel. Hier föderirten sich die Bürger bei der Wahl und der eingeschüchterte Adel wählte gar nicht.

Eine andere Täuschung lag in der nationalen Auffassung der Bewegung. Die bürgerlichen Unzufriedenen gefielen sich in der falschen Vorstellung, es handle sich um eine gallo-romanische Erhebung gegen den fränkischen, burgundischen und normännischen Adel, der seit der Völkerwanderung sich auf gallischem Boden unnütz gemacht habe. Daher die Vorliebe, mit der man alle altgallischen und altrömischen Erinnerungen und Namen wieder auffrischte, als gelte es, die germanischen Eindringlinge für immer wieder von einem Boden zu verdrängen, der ihnen nie rechtmäßig angehört habe. Dieselbe Vorliebe führte später zur Wiedereinführung altrömischer Amtstitel (der Consuln, Tribunen ꝛc.), zur Annahme antiker Kleidertrachten und zur Veränderung auch der benachbarten Länder- und Völkernamen im antiken Sinne, so daß sich die Niederländer Belgier, die Holländer Bataver, die Schweizer Helvetier, die Genuesen Liguren ꝛc. nennen lassen mußten. In alledem lag kein reeller Volksinstinkt, es war nur Affectation der durch den classischen Geschmack verwöhnten Gebildeten. Der Irrthum, dem man sich desfalls hingab, war um so gröber, als die große Bewegung des Volks gegen den Thron im Gegentheil einen ganz germanischen Charakter hatte und nur die altfränkischen Volksrechte wahren sollte gegen den unter Ludwig XIV. dem Volk aufgedrungenen, seine alten Rechte beschränkenden, dem Wesen wie der Form nach den altrömischen Kaiserzeiten abgelernten Despotismus.

In den Cahiers, in denen die Wähler den Deputirten ihr Benehmen vorschrieben, wurde nicht mehr verlangt, als eine die Rechte und Interessen des Volks schützende, den bisherigen Despotismus gesetzlich einschränkende, die Staatsausgaben controlirende Kammer, mit einem Wort eine constitutionelle Monarchie, dem Wesen nach der englischen entsprechend, wenn auch mit andern Formen. Necker und seine Freunde hatten daher ganz Recht, ausdrücklich die englische Verfassung zu empfehlen, und irrten sich nur, soferne sie das einmal im Volke festgewurzelte Mißtrauen auch in den bessern Willen der Krone nicht in Anschlag brachten; ein Umstand, der damals jede Verständigung hinderte und den Umsturz der Dinge unvermeidlich machte. Was sie rechtfertigt, ist die Thatsache, daß Frankreich, nachdem alle Stürme der Revolution vorübergegangen waren, doch nichts anderes erhielt, als eben eine constitutionelle Monarchie, ungefähr gerade dasselbe und so viel, als jene ersten Cahiers verlangt hatten. Die gallo-romanischen Sympathien bezeichnen daher wie unter Ludwigs XIV. Despotie, so unter der Schreckensherrschaft der rothen Freiheitsmütze, so auch wieder unter dem Consulat und der imperatorischen Dictatur nur Ausnahmszustände, während die constitutionellen oder germanischen Sympathien immer die alte Regel der Natur blieben und bleiben werden.

Zweites Buch.

Constitutioneller Anfang der französischen Revolution.

Die Deputirten strömten von allen Seiten nach Versailles und machten am 3. Mai 1789 ihre erste Aufwartung bei dem König. Man hatte ihnen Tracht und Ceremoniel vom Jahre 1614 vorgeschrieben. (So lange waren die Stände des Reichs nicht mehr einberufen worden.) Klerus und Adel strotzten von Gold und Pracht und beide Flügelthüren des königlichen Schlosses rauschten vor ihrem Einzug auf; der dritte Stand war nur durch schwarze Kleidung und weiße Halsbinden ausgezeichnet, ihm wurde auch nur die halbe Thüre aufgemacht. Es war die Frage entstanden, ob er nicht auch, wie vormals, vor dem Könige knieen solle. Diese Zurücksetzung des dritten, damals wichtigsten Standes, beleidigte um so mehr, als sie im Salon der Polignacs ausgekünstelt worden war. Sie ließ sich daher auch nicht durchführen. Als am folgenden Tage die eigentliche Eröffnung der Reichsstände mit einem feierlichen Gottesdienst begann, begrüßte den König lebhafter Zuruf, aber tiefes Schweigen die Königin. Der Bischof von Nancy, de la Fare, hielt die Predigt und erwähnte darin der bürgerlichen Freiheit, was vom dritten Stande mit lautem Klatschen

wie im Theater, aufgenommen wurde. Als er aber im Gebete die drei Stände unterschied, hörte man lautes Gemurmel. Nach dem Gottesdienst begab man sich in den Ständesaal (salle des menus). Der König hielt die kurze Thronrede und bedeckte sich. Als der Adel nun sein altes Recht gebrauchte, sich auch zu bedecken, that es der dritte Stand ebenfalls unter einem Widerspruch, der Lärm verursachte, so daß der König lieber selbst den Hut wieder abnahm und nun alle ihm folgen mußten. Diese Kleinigkeiten bezeichnen deutlich den Geist der Versammlung.

Durch den Großsiegelbewahrer Barentin ließ der König sofort den Ständen seinen guten Willen zu zeitgemäßen Reformen im gesammten Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung kund geben und sie zum Vertrauen auffordern. Nachher langweilte sie Necker mit einem drei Stunden langen Finanzvortrag, was ein großer Mißgriff war in so wichtiger Zeit und seine Unfähigkeit zu einer großartigen Initiative darthat. Die Regierung hätte nichts dem Zufall überlassen, alles einleiten und in die Hand nehmen, einen bestimmten Verfassungsentwurf vorlegen und die Stände hinreißen müssen, anstatt sich von ihnen widerwärtig nachzerren zu lassen.

Die eigentlichen Geschäfte der Reichsversammlung sollten mit der üblichen Prüfung der Wahlurkunden und Vollmachten jedes einzelnen Abgeordneten beginnen. Der dritte Stand setzte voraus, daß dies nur in gemeinsamer Sitzung aller drei Stände geschehen könne, Adel und Klerus aber sonderten sich ab, um die Prüfung für ihren Stand besonders vorzunehmen. Der dritte Stand ließ das nicht gelten und nahm die Prüfung der Vollmachten seiner eigenen Mitglieder nicht vor, fest erklärend, er werde den Eintritt der beiden andern Stände in dem gemeinsamen Sitzungssaale abwarten. Das geschah auf den Antrag des Grafen Mirabeau, eines berüchtigten Abenteurers, der als ein Proletarier des Adels und von seinem Stande ausgestoßen, auf natürliche Weise an die Spitze derer trat, die alle bisherigen Gliederungen, Sonderungen und Privilegien der Stände umstürzen wollten. Dieser Mirabeau war eine Personifikation der Revolution selbst, die er einleitete, tief verschuldet, vis à vis de rien, sittenlos

bis zur Verworfenheit, schamlos, furchtbar gewaltthätig, von glühendem Hasse verzehrt, dazu von einer seltenen körperlichen Häßlichkeit, aber durch und durch genial. Von früher Jugend an von einem harten Vater mißhandelt, den schändlichsten Ausschweifungen ergeben, bald mit Recht, bald mit Unrecht verfolgt und in die Kerker geworfen, wegen doppelten Ehebruchs zum Tode verurtheilt, von seinen Standesgenossen in Verruf erklärt, sein Leben fristend im niedrigsten geheimen Spionendienst für das französische Ministerium am Hofe zu Berlin, über den er auch ein skandalöses Buch geschrieben hatte, war er durch seinen sehr aufrichtig und genial ausgesprochenen Zorn gegen Hof und Adel in seiner Heimat, der Provence, äußerst populär geworden, und so hatte man ihn zum Deputirten des dritten Standes gewählt.

Adel und Klerus wurden durch die Festigkeit des dritten Standes beunruhigt. Indem sie nun endlich erkannten, daß sie dem Staate die so lange verweigerten Opfer doch würden bringen müssen, wollten sie auch den Ruhm davon haben und hofften, um diesen Preis ihre Standesrechte zu retten. Sie erklärten also am 23. Mai feierlich, sie verzichten auf ihre bisherige Steuerfreiheit, verharrten aber bei der Theilung der Reichsversammlung in drei nach Ständen abgesonderten Kammern.

Diese Erklärung, die zur Zeit der Notabeln mit Dank und lebhaftem Beifall würde aufgenommen worden seyn, kam jetzt zu spät und machte keinen Eindruck mehr. Man unterhandelte noch hin und her, der Klerus suchte vergebens zu vermitteln und zeigte sich, der vielen armen Pfarrer wegen, die unter seinen Vertretern saßen, dem dritten Stande ungleich mehr zugeneigt, als der Adel. Der dritte Stand forderte ihn durch eine Deputation feierlich im Namen des Gottes des Friedens und des öffentlichen Wohles auf, mit ihm zusammenzutreten, allein der Klerus schwankte noch.

Fünf Wochen waren nutzlos vergangen, dem dritten Stande schien es jetzt Zeit zu handeln. Mirabeau kündigte mit seiner Löwenstimme am 10. Juni an, ein Abgeordneter von Paris habe einen wichtigen Antrag zu machen, und der in Reden schüchterne,

im Denken und Schreiben kühne Abbé Siéyes betrat die Rednerbühne, um darzulegen, man müsse aus der bisherigen Ungewißheit herauskommen, dürfe jetzt um der renitenten beiden ersten Stände willen das Volk nicht länger warten lassen, der dritte Stand möge daher die Rechte der gesammten Stände an sich nehmen, die Vollmachten nicht als einzelner Stand, sondern im Namen und mit dem Recht der gemeinsamen Stände prüfen und die Mitglieder der beiden andern Stände als nicht erschienen ignoriren, bis sie sich einfinden würden. Der Antrag wurde sogleich angenommen, die Prüfung der Urkunden begann und dauerte bis zum 15ten. Inzwischen waren zwölf Pfarrer freiwillig eingetreten. Der Hof verhielt sich ruhig, als begreife er die ungeheure Tragweite des von dem dritten Stande gefaßten Beschlusses nicht. Erst als am 17. Juni der dritte Stand erklärte, er vertrete 96/100 der Nation, auf den Antrag eines unbedeutenden Abgeordneten (Legrand) den Namen einer Nationalversammlung (assemblée nationale) annahm, erschracken die wenigen Freunde des Hofes und des Alten unter den anwesenden Mitgliedern und versuchten einen lärmenden Widerspruch, natürlich vergebens. Am 18. proklamirte die Versammlung ihren neuen Namen und verkündigte zugleich dem Volke, sie garantire die Staatsschuld, die Staatscreditoren sollten sich mithin beruhigen, sie genehmige die Steuern, aber nur auf so lange sie selbst beisammen sey, auch werde sie unverzüglich Maßregeln gegen die Theuerung ergreifen.

Das hieß eigenmächtig nicht nur einen Theil der Souverainetät, sondern auch der Verwaltung selbst an sich reißen. Hof und Adel geriethen in die heftigste Aufwallung und Besorgniß. Die alten Parlamente erboten sich jetzt, alle Befehle des Königs einzuregistriren, wenn er sie nur wiederherstellen und dagegen die Nationalversammlung auflösen wolle. D'Espremenil war der leidenschaftlichste Reactionär geworden. Die Zeit drängte. Schon am 19. beschloß die Mehrheit des Klerus, in die Nationalversammlung überzutreten. Das sollte um jeden Preis verhindert werden. Hof und Adel lockten den König nach Marli, wo sie ihn allein hatten

und für ihre Absichten gewannen. Neckers Vermittlung, die freilich auch nichts gefruchtet haben würde, wurde abgelehnt, jede ständische Sitzung untersagt, der Saal der Nationalversammlung geschlossen und erst für den 22. eine königliche Sitzung angesagt.

Der gelehrte Bailly, der in astronomische Studien vertieft, sich wohl nie die Rolle hätte träumen lassen, die er jetzt mit erstaunlicher Würde und Umsicht ausfüllte, war seit dem 3ten Präsident der Nationalversammlung und erkannte nur diese selbst als die Stelle an, von der er Befehl anzunehmen habe. Obgleich man ihm von Seite des Königs hatte sagen lassen, was höchster Wille sey, begab er sich doch am 20., wie gewöhnlich, zum Sitzungssaal, fand ihn geschlossen, protestirte feierlich gegen diese Maßregel, sammelte die unterdessen angekommenen Deputirten und zog mit ihnen auf Mouniers Vorschlag nach dem Ballhause. Hier zwischen leeren Wänden, wo nicht einmal ein Stuhl war, schwuren sie alle (nur ein gewisser Martin D'Auch ausgenommen, der sich ausdrücklich zu Protokoll verwahrte), indem sie ihre Hände gegen Bailly, den man auf einen Tisch gehoben, ausstreckten, sich nicht eher zu trennen, als bis sie eine neue Constitution des Königreichs festgestellt haben würden. Von allen Seiten strömte das Volk herbei und jauchzte ihnen Beifall zu.

Am folgenden Tage hielt der König unklugerweise die angekündigte königliche Sitzung noch nicht, sondern verschob sie auf den 23., ließ jedoch das Ballhaus versperren, aber die Nationalversammlung begab sich nach der Ludwigskirche, in welcher sich die Mehrheit des Klerus, in feierlichem Zuge eintretend, mit ihr vereinigte und somit den Plänen des Hofes und Adels zuvorkam, die immer den rechten Augenblick versäumten.

Am 23. Juni endlich sollte der große Schlag fallen. Versailles wimmelte von Truppen, welche die Nationalversammlung umstellten. In den Saal wurde Adel und Klerus zuerst eingelassen, damit sie ihren Sitz als gesonderte Stände einnehmen konnten, der dritte Stand mußte draußen im Regen stehen bleiben, bis ihm zur Platznahme auf den übrigen Sitzen die Thüre, an welche Bailly

wiederholt heftig anpochte, geöffnet wurde. Hierauf hielt der König eine mit Donner und Blitz erfüllte Rede, der man es anhörte, daß sie nicht aus seinem eigenen weichen Herzen kam. Er erklärte alle bisherigen Akte der Nationalversammlung für null und nichtig, befahl eine getrennte Berathung in drei Kammern, wiederholte das Versprechen zeitgemäßer Reformen, wahrte aber ausdrücklich seine Rechte als Souverain und als Vollzieher der Gewalt. Das Maaß des Guten, das er zusagte, war überreich, und die Grenze, die er gezogen wissen wollte, damit die Nationalversammlung sich nicht die Regierung anmaße, war durchaus constitutionell und mehr als gerechtfertigt durch die Haltung der Nationalversammlung. Allein indem er auf den drei getrennten Curien beharrte, schien er doch nur das blinde Werkzeug des Adels zu seyn, und man mißtraute seinen Zusagen um so mehr, als er so viel Waffen aufgeboten und gedroht hatte, die Reichsstände heimzuschicken und sich allein als Vertreter des französischen Volks zu betrachten, wenn man seinem wohlgemeinten Willen nicht fügsamer werde. Sein letztes Wort war ein Befehl, für heute auseinanderzugehen.

Adel und Klerus folgten ihm aus dem Saale, der dritte Stand blieb. Mirabeau erhob sich, um gegen die Gewalt zu protestiren, die Versammlung an den Eid im Ballhause zu mahnen und vom König an das Volk, als an den, dem die Versammlung allein verantwortlich sey, zu appelliren. Der Oberceremonienmeister v. Brezé trat ein und erinnerte an des Königs Befehl, auseinanderzugehen. Mirabeau aber donnerte ihn an, er sey kein Abgeordneter, habe also hier nicht das Recht zu reden. Man werde hier nur den Bayonetten weichen. Die Versammlung stimmte bei und Brezé entfernte sich, es dem Könige zu melden. Dieser hatte die Schwäche, sich den Ungehorsam gefallen zu lassen und von der bewaffneten Macht keinen Gebrauch zu machen. Bailly sagte den Abgeordneten: Sie sind heute, was Sie gestern waren. Man debattirte nun fort, als ob nichts vorgefallen wäre, Barnave benützte aber die Stunde noch, um einen Antrag zu stellen, wonach die Versammlung die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder erklärte. Somit lieh dieser Tag dem

neuen Souverain, dessen der König gerne los geworden wäre, doppelte Stärke. Die moralische Macht der Nationalversammlung feierte den glänzendsten Triumph. Der Adel hatte nur seinen ohnmächtigen Haß, der König seine Unfähigkeit offenbart. Necker, welcher von der königlichen Sitzung weggeblieben war, empfing deshalb Huldigungen, als ob er etwas mehr gethan hätte als nichts.

Der Sieg des dritten Standes war entschieden. Schon am 24. vereinigte sich der Rest des Klerus, am 25. ein Theil des Adels, am 27. der ganze Adel mit ihm zu einer Nationalversammlung. Vergebens verlangte d'Espremenil, den dritten Stand des Hochverraths anzuklagen und vor die Gerichte zu stellen. Wer hätte die Execution übernommen? Der Adel fügte sich aus Ohnmacht, und um durch seine Opposition in der Nationalversammlung wenigstens weitere Siege des dritten Standes zu erschweren.

Er beging einen neuen Fehler, indem er auch noch im Schooße der Nationalversammlung eine Zeitlang als abgesonderter Stand zu erscheinen bemüht war, nicht zur rechten Zeit eintrat, in Masse stehen blieb, nicht mitstimmte, und später, als die Vermischung doch erfolgte, durch Gleichgültigkeit oder störendes Plaudern der Versammlung eine zu auffallende Verachtung bezeigte. Der dritte Stand aber beging einen noch ungleich folgenreicheren Fehler, indem er den Galerien zu viel Recht einräumte. Die ursprünglich nur für den Hof bestimmten Galerien wurden bald ausschließlich vom Volk, beziehungsweise vom Pöbel eingenommen, und es ist kein Zweifel, daß sich bezahlte Schreier darunter befanden. Der dritte Stand ließ sich gerne von diesem Publikum bei seinen Berathungen Beifall zuklatschen, und sah es gerne, wenn die Freunde des Hofes und Adels, so oft sie das Wort ergriffen, von den Galerien herab verhöhnt und beim Nachhausegehen oft sogar vom Pöbel angefallen wurden. Der ehrwürdige Präsident Bailly ahnte, wohin das führen werde, rüstete sich ernstlich gegen die Tyrannei der Galerien und wollte sein Amt als Präsident handhaben, allein wie durch Verabredung wurde sein Vortrag durch einen Sturm von Beifall übertönt und er konnte ihn nicht vollenden. Mirabeau und die Mehrheit des dritten Standes glaubten damals

noch der Unterstützung von den Galerien aus und überhaupt des Volkes sehr zu bedürfen, weil man trotz der erprobten Schwäche des Hofes immer in Furcht vor einem Handstreich war. Bailly wurde durch die Ehre entschädigt, Präsident bleiben zu dürfen. Adel und Klerus hätten einen Präsidenten aus ihrem Stande durchsetzen können, wenn sie gleich anfangs gemeinsam mit dem dritten Stande berathen hätten, jetzt mußten sie sich einen bürgerlichen gefallen lassen.

Bis dahin hatte die nahe liegende große Hauptstadt Paris sich ruhig verhalten. Nur die Wahlen hatten eine große Bewegung veranlaßt, jedoch ohne die Ordnung zu stören. Die Wähler hatten das Bedürfniß gefühlt, ihre Versammlungen fortzusetzen. Im Garten des Palais Royal, welches dem Herzog von Orleans gehörte, war der Sammelplatz aller Neugierigen, Unzufriedenen und Schreier. Die Besorgniß vor den Anschlägen des Adels und vor einem Angriff der Truppen auf die Nationalversammlung und das ihr geneigte Volk hielt die Massen in lebhafter Spannung und nichts war natürlicher, als daß man sich nach der Stimmung der in Paris selbst garnisonirenden Truppen erkundigte und dieselben für die Volkssache zu gewinnen suchte. Der Herzog von Orleans ist nicht frei von dem Verdacht, damals Geld vertheilt und die Wühlerei organisirt zu haben, durch die es gelang, mittelst der berüchtigten Damen des Palais Royal,*) Weinspendungen und Pamphlete die Soldaten zu verführen. Das Regiment der französischen Garde zu Fuß erlag dieser Verführung zuerst. Die Soldaten liefen schaarenweise aus der Kaserne, wohin sie confinirt waren, in das Palais Royal. Am 23. Juni erklärten sie bereits, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn es ihnen etwa befohlen würde. Elf Rädelsführer wurden in die Abtei gefangen gesetzt, aber vom Volke befreit. Reiterei, die es hindern sollte, blieb unthätig. Die Nationalversammlung wurde davon durch eine Adresse der Pariser in Kenntniß gesetzt, und wie stark sie

*) Der Herzog unterhielt hier öffentliche Bordelle und gab das Beispiel kolossalster Lüderlichkeit. Sein Körper war verwüstet, sein Gesicht finnig 2c.

gewesen gegenüber dem Throne, so schwach benahm sie sich gegenüber dem Pöbel. Von diesem Tage an stand sie unter dem Einfluß der Pöbeladressen und Sturmpetitionen. Sie bat mit heuchlerischer Einhaltung der Formen beim König um Gnade für die elf Gardisten und der König gewährte sie. Man brachte die Gefangenen nach der Abtei zurück, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, ließ sie aber dann sogleich los. Mit diesem Verfahren sprach sich die Nationalversammlung schon im Beginn ihrer Macht das Todesurtheil. Sie duldete und heiligte eine Anarchie, deren Opfer sie werden mußte.

Bei der Beurtheilung dieser verhängnißvollen Vorgänge darf nicht vergessen werden, wie sie vorbereitet wurden. Jenes Garderegiment hatte Ursache mit seinen Offizieren unzufrieden zu seyn, von denen die Soldaten nach dem in Frankreich eingeführten preußischen System in härtester Disciplin gehalten, in der Bekleidung, Beköstigung und im Solde durch Unterschlagungen verkürzt und mit so herkömmlicher Verachtung behandelt wurden, daß ein patriarchalisches Verhältniß zwischen beiden unmöglich geworden war. Die Gardeoffiziere beschäftigten sich nur zur äußersten Noth mit dem Dienst und eilten gleich wieder zu ihren Vergnügungen, ohne nur von der Parade mit in die Caserne zu gehen. Kein Bürgerlicher konnte avanciren, die Offizierstellen waren dem Adel vorbehalten. Zudem schenkte der Hof den deutschen und Schweizer Regimentern, die er im Solde hielt, (es waren ihrer nicht weniger als 27) mehr Vertrauen als den Franzosen selbst. Das machte die französischen Truppen gegen jene auffätzig und erleichterte ihre Verführung zum Ungehorsam. Sämmtliche Truppen wurden, damit sie nicht gleich der Garde verführt würden, aus Paris entfernt.

Paris beruhigte sich wieder auf etwa drei Wochen und die Nationalversammlung hätte, wie Necker sehnlichst wünschte, ihre Aufgabe mit Besonnenheit und Würde lösen können. Wie Necker selbst, so wünschte auch eine Partei in der Nationalversammlung, an deren Spitze der einflußreiche Deputirte der Dauphiné, Mounier, und mit ihm Lally-Tolendal, Clermont-Tonnère standen, die englische Verfassung. Aber ein Oberhaus, eine Pairie war jetzt schon nicht mehr

möglich. Der Hofadel begriff dieses besser, als der constitutionelle Adel in der Versammlung und erkannte richtig, daß die Zustände schon zu gewaltsam geworden seyen und daß es sich nicht mehr von einer gegenseitigen Abwägung der Rechte, sondern nur noch von einer Existenzfrage handle. Nationalversammlung und Volk waren längst aus den Bahnen des constitutionellen Rechts gewichen und usurpirten den höchsten Willen und die vollziehende Gewalt. Unter diesen Umständen mußte der König vollends unterliegen, erst Sklave, dann Opfer des angeblichen Nationalwillens, d. h. der wüthendsten Schreier in der Nationalversammlung und im Palais Royal werden, oder er mußte die Waffen, die ihm noch zur Hand waren, gebrauchen. Er selbst dachte nicht einmal daran. Es waren andere, die für ihn handelten. Man versammelte gegen 30,000 Mann in der Nähe von Paris und Versailles, hauptsächlich deutsche und Schweizerregimenter unter dem Marschall Broglio. Zunächst Paris commandirte der Schweizer Besenval, der wegen dieser Stellung und als Ausländer sich den grimmigsten Volkshaß zuzog.

Am 9. Juli erhob sich Mirabeau gegen diesen kriegerischen Plan des Hofes und warf unter anderem der Krone vor, daß sie zu feig oder treulos gewesen sey, um den Holländern gegen die preußische Ueberwältigung zu helfen, und anstatt die Ehre und das Interesse des französischen Volks nach außen zu wahren, die Waffen Frankreichs lieber gegen das eigene Volk schleife. Die Versammlung beschloß eine Mahnung an den König, der aber sein Recht, über die Truppen zu verfügen, wahrte und die Aufrechthaltung der Ordnung, ja den Schutz der Nationalversammlung selbst als den Zweck der Truppenaufstellung bezeichnete. In der That, wenn man ihn nicht als das Werkzeug geschworner Volksfeinde betrachtet hätte, so würde es Pflicht und Interesse der Nationalversammlung gewesen seyn, ihm für diese Sorgfalt zu danken, denn der Abgrund der Anarchie, der sich in der Hauptstadt je mehr und mehr öffnete, bot der Nationalversammlung keine Sicherheit. Inzwischen versäumte die kriegerische Hofpartei ihre Drohungen auszuführen. Sie erweckte furchtbare Erbitterung und blieb doch unthätig, ließ den Gegnern Zeit und lähmte den anfangs

guten Eifer der Truppen durch zu langes Zaudern. Hatte sie einmal die Truppen gesammelt, so mußte sie auch handeln, plötzlich Paris militärisch besetzen, die Nationalversammlung auflösen, die Gemäßigten durch Proklamirung der Neckerschen Ansichten versöhnen 2c. Allein sie ließ die Truppen ruhig stehen und sich langweilen, während sie Necker, der ihr nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen konnte, entließ und dadurch auch die gemäßigten Freiheitsfreunde von sich stieß.

Necker hatte dem König versprechen müssen, sich heimlich zu entfernen, als ob dadurch Volksaufläufe hätten verhindert werden können. Sonnabends am 11. Juni verschwand er plötzlich, ohne daß seine einzige Tochter, die nachher berühmt gewordene Frau von Staël, etwas davon wußte. Aber schon am nächsten Sonntagmorgen verbreitete sich das Gerücht seiner Abdankung und der Einsetzung eines neuen aristokratischen Ministeriums. Zugleich hieß es, der Herzog von Orleans sey verbannt. Alles kam in Aufruhr, aber die Armee, weit entfernt, eine kühne Offensive zu ergreifen und der Bewaffnung des Volks zuvorzukommen, verhielt sich passiv. Zur Verzweiflung der Generale hatte der König befohlen, kein Blut zu vergießen. Die Soldaten sahen sich also jeder Verhöhnung und Mißhandlung oder Verführung von Seite des Volks ausgesetzt und mußten am Ende über die Schwäche der Regierung erröthen oder lachen.

Im Garten des Palais Royal stieg ein rücksichtsloser und frecher, aber geistvoller und in vieler Beziehung liebenswürdiger, ja selbst sanfter und zartfühlender Jüngling, ein idealisirter Pariser Gamin, Camille Desmoulins auf einen Tisch, rief, eine Pistole in der Hand, zu den Waffen und steckte ein Baumblatt als Abzeichen auf den Hut. Alles jubelte ihm zu und die Bäume wurden entblättert, um mit ihrem Laube die Hüte der Pariser zu zieren. Später steckte man statt der grünen Blätter eine Kokarde auf mit den Pariser Farben, Roth und Blau. Man holte die Büsten Orleans und Neckers aus einem Wachsfigurenkabinet und trug sie im Triumph durch die Straßen. Dieser Zug stieß auf den Prinzen von Lambesc mit weniger Reiterei seines Regimentes Royal Allemand. Allein dieser, gemäß dem Befehl kein Blut zu vergießen, befahl erst einzu=

hauen, nachdem er selber hart angegriffen wurde. Weil aber ein französischer Gardist gefallen war, trat noch in der Nacht zwischen dem 12. und 13. Juni die gesammte Garde zum Volk über. Während dieses Abends und der Nacht plünderte der Pöbel alle Waffenhandlungen und das königliche Garde-meuble, aus dem er eine Unzahl alterthümlicher, zum Theil kostbarer Waffen, die ruhmvollen Erinnerungen der alten Monarchie und der Ritterzeit abführte. Auch das Kloster S. Lazare, in dem man vergebens Waffen suchte, wurde ausgeplündert, das Schuldgefängniß aufgesprengt und alle Gefangenen befreit, und rings um Paris steckte man die Barrieren in Brand, um die Zufuhr zur Stadt von den verhaßten Zöllen zu befreien.

In dieser Schreckensnacht ergriff das Volk die Offensive, welche die Hofpartei versäumt hatte. Die Garde marschirte gegen das Regiment Royal Allemand, feuerte und trieb es aus Paris hinaus. Besenval ließ sofort seine Truppen auf dem Marsfelde vorrücken, aber die Garde gab auch auf sie Feuer, das die Schweizer zu erwidern sich weigerten. Auch die übrigen Regimenter hatten jetzt keine Lust mehr zum Angriff und Besenval zog sich zurück. Der König war so stumpfsinnig, sich immer noch sicher zu fühlen, und gab in der folgenden Nacht vom 13. und 14. einen glänzenden Hofball.

Auf dem Pariser Stadthause organisirte sich inzwischen der Widerstand. Die Wähler bildeten aus ihrer Mitte eine neue Municipalität, welcher der prêvot des marchands, Herr von Flesselles, vorstehen sollte. Aber dieser jedenfalls für die Lage der Dinge entweder zu frivole und vornehme oder ganz von der Angst verblendete Mann bildete sich ein, das wüthende Volk wie unartige Kinder hinhalten zu können. Alles verlangte Waffen und die Errichtung einer Bürgerwehr, er sagte auch alles zu, täuschte aber das Volk. Waffen kämen, versicherte er; als man aber die Wagen aufbrach, waren sie voll Lumpen. Im Karthäuserkloster seyen Waffen versteckt, meinte er jetzt; man suchte, fand aber nichts. Dagegen entdeckte das immer wüthender gewordene Volk am 14. früh im Invalidenhause einen reichen Vorrath von Flinten und kaum damit bewaffnet, schrie es: nach der Bastille!

Die Bastille war eine kleine, aber furchtbare Citadelle mitten in Paris, ringsum von hohen fensterlosen Mauern und trotzenden Eckthürmen eingeschlossen, durch tiefe Gräben von der Stadt getrennt. Sie beherrschte mit ihren Kanonen die Stadt und war überdies als Gefängniß berüchtigt, in dem viele der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs und oft Unschuldige geschmachtet hatten, Opfer einer lettre de cachet durch Maitressen und Höflinge. Diese Zwingburg zu brechen, verlangte jetzt das Volk. Man begreift nicht, warum der commandirende Herzog von Broglio sie nicht in bessern Stand gesetzt hatte, um die Stadt durch sie im Zaume zu halten. Man hatte zu den 82 alten Invaliden, die unter de Launay die Besatzung bildeten, nur 32 Schweizer hineingelegt, die auf einen Angriff gar nicht gefaßt waren. Als das Volk heranwogte und das Castell zur Uebergabe aufforderte, erklärte de Launay sich zu strenger Neutralität bereit, ließ die Kanonen aus den Lucken zurückziehen und gelobte nicht feuern zu lassen, wenn man nur ihn nicht angriffe. Allein das Volk achtete nicht darauf, einige Verwegene hieben die Kette der Zugbrücke nieder, die dadurch fiel, und drangen vor. Als zugleich Schüsse gegen das Castell fielen, ließ endlich de Launay Feuer geben. Aber das Volk stürmte unwiderstehlich auch die zweite Zugbrücke. Da wollte de Launay das Castell in die Luft sprengen, wurde aber von seinen eigenen Soldaten verhindert, welche vom Volk ihr Leben durch Oeffnung der Thore erkauften. Dennoch wurden de Launay, fünf andere Offiziere und zwei Soldaten ermordet. Vom Volke waren nur 83 gefallen. Dieses an sich kleine Ereigniß machte doch ungeheures Aufsehen in der Welt, weil die Bastille das Symbol der monarchischen Allgewalt gewesen war, die jetzt zertrümmert wurde. Das Volk beschloß, es solle hier kein Stein auf dem andern bleiben, und die Bastille wurde glatt vom Boden wegrasirt. Man fand in ihren Kerkern nur noch sieben Gefangene, vier Wechselverfälscher, zwei Wahnsinnige, einen Grafen wegen Ermordung eines Bauern. Dieser Fund konnte der Regierung nur zur Ehre gereichen; aber man zog es vor, sich die Phantasie mit Schreckbildern der früheren Einkerkerungen anzufüllen, und je weiter vom Schauplatz weg, desto leichter war es,

Lügen auszubreiten. Die Presse ersann, was der wirkliche Befund nicht ergeben hatte. Auch Flesselles wurde jetzt ein Opfer der Volkswuth, die er nur zu sehr gereizt hatte.

In Versailles wandelte die Nationalversammlung ein banges Gefühl davon an, daß sie gleichsam bei Seite geschoben sey, während Paris allein die Initiative ergriffen hatte. Es lag ihr mithin alles daran, den König auf ihre Seite herüberzuziehen und mit ihm die constitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Insbesondere sollte es den Anschein haben, als müsse die Hofpartei der moralischen Macht der Nationalversammlung und nicht der Furcht vor dem Pariser Pöbel weichen. Sie bedrängte daher den König mit Deputationen. Er aber gab nicht gleich nach. Erst als er in der Nacht des 14. Juli genaue Nachricht über die Eroberung der Bastille und über die Bewaffnung von ganz Paris erfuhr, begann er zu schaudern. Man hatte ihm die Wahrheit bisheran verhehlt. Einem seiner treuesten Diener, dem Grafen von Liancourt, sagte er noch geringschätzig: „es ist eine Revolte," worauf ihm dieser ernst erwiderte: „nein, es ist eine Revolution." Das machte den tiefsten Eindruck auf den König, und schon am andern Morgen befahl er den Abzug der Truppen, rief Necker zurück und erschien in der Nationalversammlung, um sich derselben ganz hinzugeben. Die Hofpartei rieth ihm dringend, sich nach Metz in die Mitte der noch treuen Armee zu begeben, die Herr von Bouillé befehligte, und von wo aus ihm ein Ausweg nach Deutschland immer offen stand, die Hülfe des deutschen Reichs nahe war. In dieser gesicherten Lage hätte er wenigstens mit besserem Erfolg unterhandeln können. Allein er weigerte sich, weil er dem Herzog von Orleans nicht den Platz räumen wollte. Er fürchtete, dieser werde sich des Thrones bemächtigen. Man schlug nun der Königin vor, wenigstens sie sollte sich retten und nach Wien gehen, aber sie wollte ihren Gemahl nicht im Stiche lassen, ein Edelmuth, den die Nation nicht zu würdigen verstand.

Die Nationalversammlung empfing den König viel herzlicher, als Mirabeau beabsichtigt hatte, der vor seinem Eintritt noch ermahnte, keine Beifallszeichen zu geben, denn „das Schweigen der

Völker sey eine Lehre für die Könige." Die Mehrheit der Versammlung folgte einem bessern und richtigern Gefühl, indem sie alles that, dem reuigen Könige die verlorene Popularität in Paris zurückzugeben und dem Palais Royal die Zügel der Gewalt zu entreißen. Ohne Zweifel geschah es in Folge eines schnellen und klugen Einverständnisses aller Gemäßigten, daß die Absendung einer großen Deputation der Nationalversammlung nach Paris am 15. Juli dazu benutzt wurde, den unruhigen Parisern Bailly zum Maire, Lafayette zum Commandanten der Bürgerwehr, oder wie sie sich jetzt nannte, der Nationalgarde zu geben. Sowohl die Civil- als Militärgewalt der Stadt kam dadurch in die Hände der Nationalversammlung und der damals in ihr noch herrschenden gemäßigten, echt constitutionellen Partei. Auch verfehlte man nicht, den König selbst nach Paris einzuladen, um über den blutigen Aufruhr möglichst schnell einen Schleier zu ziehen und dem König eine offene Bürgschaft zu geben, daß man auf Wiederherstellung seines alten Ansehens bedacht sey, so wie es ihm ernst sey, als constitutioneller König zu regieren. Der König zeigte einige Scheu, sich in die Hauptstadt hinein zu wagen, und die Königin nahm mit Thränen von ihm Abschied. Der Empfang war anfangs auch schweigend, und Bailly demüthigte den König, indem er ihm an den Thoren die Schlüssel von Paris mit den Worten überreichte: Dieselben Schlüssel habe man auch Heinrich IV. überreicht, damals habe der König sein Volk wiedererobert, diesmal erobere das Volk seinen König wieder. Als sich aber der König mit der neuen Kokarde auf dem Hut am Fenster des Stadthauses zeigte und eine kurze aber herzliche Ansprache an das Volk hielt, jauchzte ihm alles zu und die Versöhnung schien vollendet. Der König kehrte beruhigt nach Versailles zurück und die Nationalversammlung machte seinen Freund Liancourt an Baillys Stelle zu ihrem Präsidenten. Damals floh der Graf von Artois mit den Polignacs und einer Anzahl anderer Prinzen und Herren, die am meisten compromittirt waren, über die Grenze, als die ersten der großen Emigration.

Das äußere Symbol der Versöhnung war, daß man zu der rothen und blauen Farbe der Pariser Kokarde noch die weiße Farbe des regierenden Hauses Bourbon hinzufügte und als dreifarbige Kokarde für das ganze Reich annahm. Lafayette weissagte damals, diese Tricolore werde die Reise durch die Welt machen.

Der Pariser Pöbel und seine geheimen Aufhetzer waren mit der Wendung, welche die Gemäßigten dem Julisturm gegeben, und mit der Art und Weise, wie sie die Vortheile davon nur sich und dem König angeeignet hatten, nichts weniger als zufrieden und legten es darauf an, den guten Eindruck davon so bald als möglich wieder zu stören und das kaum zurückgekehrte öffentliche Vertrauen wieder zu erschüttern. Wie hätten diese Menschen nicht verwegen seyn sollen, da sie bisher alles ungestraft hatten wagen dürfen, da die Soldaten ihnen ausgewichen oder zu ihnen übergetreten waren und die Nationalversammlung selbst ihnen Complimente gemacht, ihre groben Deputationen und Adressen angenommen und sich ihr Geschrei auf der Galerie hatte gefallen lassen. Es ist ermittelt, daß die barbarischen Blutscenen, die in Paris erneuert wurden, von geheimen Agenten künstlich vorbereitet waren. Man lockte die Opfer herbei und lieferte sie einer schon vorher bestellten Pöbelwuth aus. Foulon, ein ehemaliger Intendant und noch vor wenigen Tagen nach Neckers Entlassung zum Minister bestimmt, wurde abgefangen und nach Paris geschleppt, am 22. Juli. Er war allerdings wegen Erpressungen und Brutalitäten übel berüchtigt. Man sagte ihm nach, er habe einmal behauptet, das Volk müsse noch Gras fressen lernen, es sey nichts besseres werth. Man schleppte ihn daher unter ungeheurem Zulauf durch die Straßen von Paris, zu Fuß, einen Kranz von Nesseln um den Hals, ein Bouquet Disteln in der Hand und ein Bund Heu auf dem Rücken. Umsonst bemühte sich Lafayette ihn zu retten. Er wurde vor dem Rathhause an einen Laternenpfahl gehängt, dann schnitt man ihm den Kopf ab, steckte ihn mit einem Heuwisch im Munde auf eine Pike und trug ihn im Triumph seinem unglücklichen Schwiegersohn Berthier entgegen, den man durch einen gefälschten Befehl eigens zu diesem Zweck aus Compiegne hatte kommen lassen. Er war verhaßt, weil er als Intendant die Truppen

um Paris verpflegt hatte. Man zeigte ihm Foulons Kopf, man soll ihm sogar denselben hingehalten haben zum Kuß. Auf dem Stadthause angekommen bemächtigte sich Berthier eines Gewehrs und vertheidigte sich ritterlich, bis er unter den Streichen des Pöbels fiel, der auch seinen Kopf auf eine Pike steckte und durch die Stadt trug.

Lafayette war außer sich und wollte sein Amt niederlegen, ließ sich aber durch Baillys und der Nationalgarde dringende Bitten bewegen, es beizubehalten um noch größere Ausschweifungen zu verhüten. Inzwischen kam der zurückgerufene Necker an und hielt einen Triumpheinzug in Paris. Von Beifall überschüttet wagte er, seinen unterdessen gefangen gesetzten Landsmann Besenval loszubitten. Der Stadtrath gewährte es, nahm aber schon den folgenden Tag die Begnadigung als illegal zurück, da selbst Mirabeau sie mißbilligte. Der General, der nur seines Königs Befehl befolgt, blieb im Kerker, die Mörder Foulons und Berthiers aber blieben ungestraft. So war es abermals der Pöbel, auf den alle Privilegien übergegangen zu seyn schienen, welchen die andern Stände hatten entsagen müssen. Dieser Pöbel begeisterte sich damals durch das berüchtigte Lied **Ça ira** (nur drauf los, es wird schon gehen!). Einer aus der Menge brachte Berthiers Herz in ein Kaffeehaus, drückte Blut daraus in sein Glas und trank mit den Worten: kein wahres Fest, wo das Herz nicht dabei ist! Die **couleur de sang de Foulon** wurde in den Kaufläden Mode. Mit dem Geist, der sich auf diese Weise ankündigte, hatte die Nationalversammlung, hatten Lafayette und Bailly selbst nur ein Abkommen getroffen, ihn keineswegs besiegt oder auch nur entschieden bekämpft. Und doch träumten sie noch von einer constitutionellen Autorität.

Die gänzliche Niederlage des Königthums und der Aristokratie im Juli und der blutige Aufstand in Paris waren das Signal, im ganzen Reiche loszuschlagen. Keine Behörde, kein herkömmliches Ansehen wurde mehr geachtet. Hier eilte das gedrückte Volk, alle die Freiheit, die ihm von der Nationalversammlung, ja vom König selbst war zugesichert worden, sich anzueignen, ohne ein Vollzugsgesetz

abzuwarten. Dort brach der Pöbel los, um im allgemeinen Tumult zu rauben. Bewaffnete Banden zogen umher, plünderten die Schlösser des Adels und brannten sie nieder. Im Elsaß begann eine Verfolgung der Juden, die mit ihrem Wucher das Landvolk gedrückt hatten. Auch in mehreren Garnisonen brachen Meutereien aus. In allen Städten gährte es. Auch hierbei, wie bei Foulons Ermordung, waren Umtriebe und eine geheime Leitung von Paris aus im Spiele. Man verbreitete in allen Richtungen des Reichs die Nachricht, es würden Räuber kommen und plündern, und bewirkte dadurch eine allgemeine Bewaffnung des Volks, die allerdings in den Städten und in den weniger verdorbenen Provinzen Nationalgarden entstehen ließ, die aufrichtig auf Erhaltuug der Ordnung und Schutz des Eigenthums ausgingen, an andern Orten aber nur dem Pöbel Waffen lieh und jene vorgeblichen Räuberbanden erst wirklich ins Leben rief. „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“ war das Losungswort der Plünderer, welche praktisch die Gleichheit übten, indem sie die Reichen arm machten.

In der Nationalversammlung hätten unter diesen bedenklichen Umständen alle Anhänger des Königs sich aufs festeste an die constitutionelle Partei anschließen sollen, um eine imposante und einige Mehrheit zu bilden, der es möglich gewesen wäre, den Gesetzen wieder Achtung zu verschaffen. Aber Adel und Klerus konnten sich immer noch nicht in die neue Lage finden, grollten den Constitutionellen, suchten deren weitere Maßregeln zu hemmen oder verlängerten wenigstens die Debatten und gaben der Umsturzpartei in Paris immer neue Vorwände. Noch schlimmer wirkte der Widerwille des kraftvollen Mirabeau gegen Necker, Lafayette und alle honetten und doctrinären Männer unter der constitutionellen Partei, nicht blos weil er als ein Mann der That die Systeme nicht leiden konnte, sondern auch weil er sich selbst noch eine große Rolle in der Revolution vorbehielt, also die Revolution nicht so bald zum gesetzlichen Abschluß kommen lassen wollte. Eine Zeitlang scheint er für den möglichen Fall einer Flucht oder Ermordung des Königs an die Regentschaft des Herzogs von Orleans gedacht zu haben, für den er

die Regierung geleitet haben würde. Er gab aber sicher diesen Gedanken bald wieder auf, da sich der Herzog unfähig erwies. Seitdem hatte er nur im Sinn, noch unter dem schwachen König Minister zu werden. Sein mächtiges Rednertalent beherrschte zwar immer noch die Nationalversammlung und riß sie oft auch dann noch hin, wenn sie sich vorgenommen hatte, ihm zu widerstehen; allein sie war doch für ihn nicht gelehrig und fügsam genug, als daß er nicht die Pöbelaufstände in Paris immer noch nöthig gehabt hätte, um sie einzuschüchtern. Endlich trat unter den Constitutionellen selbst eine Spaltung ein. Die Einen (Mounier, Lally Tolendal, Clermont-Tonnere und Neckers Freunde) wollten sich vom historischen Boden nicht trennen, betrachteten die im Augenblicke unterliegenden Classen und Interessen doch noch als vorhanden, gehörten theils zur aristotelischen Schule des Montesquieu, theils zu den Anhängern der englischen Verfassung. Die Andern (Barnave, Duport, die beiden Brüder Lameth 2c.) dagegen wollten etwas absolut Neues, gehörten der platonischen Schule des Rousseau an und nahmen nicht, wie jene, das einmal geschichtlich und geographisch Bestehende und Bleibende im Charakter, in der Lebensart, dem Bildungszustand, den natürlichen Neigungen des Volks, sondern den jeweiligen Volkswillen, die Mode des Augenblicks, zur Grundlage der neuen Verfassung. Jene wollten dem Volk die ungeheuren Ausschweifungen ersparen, von denen es doch am Ende wieder zum Natürlichen zurückkehren mußte. Diese dagegen zweifelten nicht, durch einen einfachen Willensact der gegenwärtigen erleuchteten Volksvertreter werde sich das Volk gänzlich verwandeln und auf eine neue und höhere Stufe des Daseyns erheben lassen. Diese Partei, die außerhalb der Nationalversammlung in dem bretonischen Club sich versammelte, neigte zur Republik, unterschied sich aber von der Umsturzpartei in Paris durch ihre feine Gesittung. Club, ein aus England geborgtes Wort, war damals der Modename für alle Parteivereine. Der Club Breton in Versailles war jüngst von den Abgeordneten der Bretagne gegründet worden. Mirabeau schloß sich ihm an, jedoch ohne sich ihm hinzugeben. Auch Siéyes gehörte natürlicherweise dazu, da dieser schon

seiner berühmten Schrift über den dritten Stand ganz die alles nivellirende Tendenz Rousseaus zu Grunde gelegt hatte.

Als die schlimmen Nachrichten vom Lande sich häuften, bemächtigte sich des Adels in der Nationalversammlung eine Stimmung, in der Furcht und Humor wunderlich gemischt erschienen. In Burgund allein waren 72 adelige Schlösser niedergebrannt worden, aus den andern Provinzen ist die Zahl nicht ermittelt. Was hatte der Adel noch zu verlieren, das ihm nicht mit Gewalt genommen wurde? Er entschloß sich also, vollends alles freiwillig zu opfern. Einige schwärmerische Freiheitsfreunde in der Weise Lafayettes thaten es ernstlich, viele aus Furcht, um das wüthende Volk zufrieden zu stellen und das eigene Leben zu retten. Andere in der ausgesprochenen Absicht, Oel ins Feuer der Revolution zu gießen und deren Ausschweifungen geflissentlich übertreiben zu helfen, damit die Natur desto bälder diese schreckliche Krise überstehe und Erschlaffung oder die Einmischung des Auslandes zum Alten zurückführe. Nur aus diesen nahe liegenden Gründen und keineswegs aus einer aufwallenden Begeisterung ergriff am 4. August der Adel die Initiative, um alle seine Privilegien gesetzlich vernichten zu lassen. Der freisinnige Vicomte von Noailles machte den Anfang, ihm folgte der Duc d'Aiguillon. Beide schlugen die Abschaffung aller Feudallasten vor, um das Landvolk zu befriedigen. Der gesammte Adel stimmte zu. Der Klerus that dasselbe in Bezug auf seine Güter, dann begreiflich auch die Deputirten des dritten Standes (ohne Vollmacht dazu), in Bezug auf alle einschlagenden Rechte der Corporationen und Gemeinden. Diese Improvisation des Adels überraschte die Versammlung und riß auch die Galerien hin. In einer allgemeinen Trunkenheit der Begeisterung wurde die ganze Nacht durch gewetteifert, Privilegien zum Opfer zu bringen. Man beschloß, den Landmann von aller und jeder Last zu befreien, von der Leibeigenschaft, von den Frohnen, von den Abgaben an den Gutsherrn, vom Zehnten, von der Patrimonialgerichtsbarkeit, vom Wildschaden (durch Freigebung der Jagd); man beschloß ferner, die Gleichheit aller Franzosen zu dekretiren, indem alle ohne Unterschied der Geburt zu allen Stellen

in Civil und Militär befähigt seyn sollten, und auch keine Provinz, keine Stadt mehr irgend ein Vorrecht behalten sollte. Nur ein Mann widersetzte sich in Bezug auf den Zehnten. Abbé Siéyes, derselbe unhistorische Systematiker, von dem zuerst der Gedanke ausgegangen war, alle Stände zu nivelliren und das Volk, nach Auflösung seiner natürlichen Gliederungen, in eine Summe von Atomen, in einen Sandhaufen zu verwandeln, derselbe Siéyes erkannte doch, daß unter allen Leistungen des Landmanns die des Zehnten die natürlichste, für ihn selbst am mindesten lästige sey, die, wenn sie wegfiele, durch weit lästigere würde ersetzt werden müssen, und vertheidigte ihn. Aber man hörte ihn nicht. Da rief er das berühmte Wort: „Ihr wollt frei seyn und versteht nicht einmal gerecht zu seyn."

Ehe die Versammlung die neue Verfassung berieth, glaubte sie derselben eine allgemeine Deklarirung der Rechte des Menschen vorangehen lassen zu müssen, nach dem Beispiele der Nordamerikaner, und um scharf das Princip zu bezeichnen, nach welchem die Constitution Frankreichs entworfen werden sollte. Darin wurde nun wirklich als in einem weltgeschichtlichen, gewiß sehr merkwürdigen Denkmal der ganze große Irrthum des philosophischen Jahrhunderts niedergelegt, demzufolge 1) die Menschen in Masse und jeder Einzelne zur Freiheit berufen und jeder dem andern vollkommen gleich seyn solle, und 2) die Masse sich durch die von ihr gewählten Organe jederzeit selbst regieren, nur immer ihren jeweiligen eigenen Willen an sich vollziehen lassen solle. In Bezug auf den ersten Punkt ließ man außer Acht, daß die Natur, der unveränderliche Typus der Racen, das Clima, die Beschäftigungen, auf welche die Menschen nun einmal, um leben zu können, unabänderlich angewiesen sind, die Unmöglichkeit, alle zur Philosophie und feinen Bildung zu erziehen, die geistige Unfähigkeit und Schwäche selbst in so vielen Gliedern der gebildeten Stände, die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente der Voraussetzung der Gleichheit und somit auch der Möglichkeit einer gleichen Befähigung zur Freiheit selbst dann widerspricht, wenn es möglich wäre, alle historische Erinnerung und

alle Gewöhnung zu verwischen. In Bezug auf den zweiten Punkt befand man sich in einer Täuschung, die nur zu bald unbarmherzig bestraft wurde, denn indem man den jeweiligen Nationalwillen zum Souverain machte, unterwarf man sich den grausamen Launen eines von Demagogen gelenkten Pöbels. Dennoch war der Irrthum, den so viele und zwar die edelsten Menschen damals theilten, nicht nur durch die Dinge, die vorhergegangen waren, gerechtfertigt, sondern hatte auch etwas Herzerhebendes und wahrhaft Schönes. Nach so vielen die Menschheit entehrenden Mißbräuchen des Despotismus und der aristokratischen und klerikalen Corruption erhob man sich zu einem Ideal reinerer und edlerer Menschlichkeit und hoffte einen Augenblick, es verwirklichen zu können durch bloße Willenskraft und durch Erziehung der künftigen Generation. Es war nur ein Traum, aber von schönen Seelen geträumt, die selbst nicht Schuld waren, daß die Wirklichkeit ihrer Voraussetzung nicht entsprach. Was am meisten zur Täuschung beitrug, war das Beispiel Nordamerikas. Dort machte man von der Freiheit einen mäßigen und würdigen Gebrauch, denn die Bürger waren fromme und nüchterne Hausväter, von einer anglo-germanischen Race, und lebten in damals noch wenig bevölkerten, kaum dem Urwald abgewonnenen Gegenden, ferne von der Bildung und Corruption einer so alten durch und durch verdorbenen Residenz, wie es Paris war. Dennoch glaubte Lafayette, jene Bürgertugend vom Delaware an die Seine verpflanzen zu können, in den Mittelpunkt eines Volks, von dem noch kurz vorher sein Götze Voltaire selber gesagt hatte, es sey halb Affe, halb Tiger.

Die Constitution war der Idee nach schon eine republikanische, wenn sie auch noch einen König als ersten Diener des Staats bestehen ließ, der aber nur den Nationalwillen, wie er durch die Nationalversammlung ausgesprochen wurde, vollziehen sollte. Der enorme Widerspruch zwischen dem republikanischen Geist und der monarchischen Form trat hervor in den langwierigen Kämpfen um das Veto. Wer irgend noch dem tumultuarischen und immer wechselnden Volkswillen ein conservatives Gegengewicht erhalten wollte, mußte dem König das Recht sichern, übereilte, leidenschaftliche und schädliche Be-

schlüsse der Versammlung durch sein Veto zu hemmen, wenigstens deren Ausführung zu verschieben. Auf der andern Seite aber erschien es mit Recht sonderbar, daß der König als ein einzelner Mann, der noch dazu unter dem Einfluß der gestürzten Aristokratie und des Auslands zu stehen schien, das Recht haben sollte, zu verhindern, was 25 Millionen Menschen, das gesammte Volk der Franzosen wollte. Daher wurde der Pöbel gegen das Veto aufgehetzt und nannte den König und die Königin nur noch Herr und Madame Veto.

Mit Recht bemühten sich die Constitutionellen, nach dem Muster der englischen Verfassung dieses so blosgestellten Königs Ansehen durch ein Oberhaus zu verstärken. Aber der alte Adel war schon zu verhaßt, die ständische Gliederung schon von der öffentlichen Meinung zu bestimmt verdammt worden, als daß aus dem Oberhause mehr als ein bloßer Senat oder Rath der Alten hätte werden können. Als der Adel sah, daß er als Stand doch nicht darin vertreten seyn würde, stimmte er selbst gegen die Constitutionellen und mit den Demokraten für eine Kammer (10. Sept.). Auch Mirabeau stimmte mit den letztern und war sehr thätig, die aufkeimende Macht der strengen Constitutionellen zu unterdrücken. Als Thouret, ein Anhänger Neckers, Präsident der Versammlung geworden war, schreckte ihn Mirabeau durch die Drohung mit einem abermaligen Volksaufstand in Paris, so daß er lieber zurücktrat und den Vorsitz an Chapelier vom bretonischen Club abgab. Als nun vollends der König selbst und Necker sich in Bezug auf das Veto mit einer Halbheit zu helfen suchten, und da sie das absolute Veto nicht durchzusetzen hofften, sich mit dem aufschiebenden Veto begnügen zu können glaubten, verzweifelten die Constitutionellen. Mirabeau wandte sich ihnen in dieser Angelegenheit wieder zu. Da er selbst einmal Minister werden wollte, wußte er das Veto gut zu würdigen. Da er keine Republik, am wenigsten eine demokratische, sondern ein schwaches Königthum wollte, in dem er als starker Geist für den König regieren sollte, so war seine Vertheidigung des absoluten Veto

sehr natürlich. Aber er setzte es nicht durch, die Versammlung vereinigte sich mit dem König auf das suspensive (11. Sept.).

Die Aufwieglerpartei des Palais Royal war dem Streit um das Veto mit lauerndem Argwohn gefolgt und hatte durch Rede und Schrift den Pöbel gegen das Veto aufgehetzt. Die Seele dieser Partei war Danton, ein verdorbener Advokat von riesiger Größe, einem von Leidenschaften noch mehr als von den Blattern zerrissenen, fast negerartigen Gesicht und schrecklicher Löwenstimme, ganz geschaffen, um große Volkshaufen zu beherrschen, ein Mirabeau des Pöbels. Er scheint von Anfang an im Solde Orleans gestanden zu seyn, für den er auch später noch immer ein geheimes Interesse verrieth. Er brauchte zu seinen Ausschweifungen Geld und nahm es später auch vom Hofe. — Neben ihm war der mächtigste Agitator als Volksredner und Journalist Camille Desmoulins, den wir schon kennen, und furchtbarer als alle andern, wenn auch nur durch seine Feder, fing damals schon der greuliche Marat an, in seinem Volksblatt ami du peuple dem unversöhnlichsten Hasse die pöbelhaftesten, schmutzigsten und zugleich blutdürstigsten Worte zu leihen. Ein verdorbener Mediciner aus Neufchatel in der Schweiz, abgedankter Stallarzt des Herzogs von Orleans (Hundedoctor), elend an Leib und Seele, eine kleine, magere, erbärmliche Figur von abschreckender Häßlichkeit, ungeheuer reizbar und beständig zitternd in nervöser Aufregung, concentrirte er doch eine furchtbare Kraft in den gleichsam elektrischen Schlägen, die aus seiner kranken Hand in sein Blatt fuhren und die Volksmassen durchzuckten. Er hatte früher seine Existenz kaum fristen können, war als mittelmäßiger Naturforscher von den Gelehrten mit Verachtung behandelt worden und wollte sich jetzt an der gesammten höhern Gesellschaft rächen. Neben ihm thaten sich als eigentliche Führer der Massen damals hervor der Marquis de St. Hurugue, eine Seele voll Gift, der früher von seiner Familie in die Bastille gebracht worden war und jetzt gegen die Gesellschaft eben so rachsüchtig war, wie Marat und Mirabeau. Ferner der Gerichtsbote Maillard, der sich beim Sturm auf die Bastille hervorgethan, der Pole Lozovski ꝛc. Auch eine Amazone

hatte sich beim Bastillenkampf ausgezeichnet und war seitdem bei den Volksaufläufen stets voran. Theroigne, zubenannt die schöne Lütticherin, war, obgleich schon 30 Jahre alt, doch noch sehr reizend, trug einen Federhut, ein kurzes blaues Kleid, Säbel und Pistolen und eine Reitpeitsche. Zu Mericourt bei Lüttich geboren, war sie von einem Edelmann verführt worden und immer tiefer in Schande gesunken, der sie sich plötzlich auf eine heroische Art zu entreißen suchte, um sich an der Aristokratie zu rächen, deren Opfer sie geworden war. Ueberhaupt fingen die Weiber an, sich in die Revolution zu mischen. Die berüchtigten Pariser Fischweiber (Damen der Halle genannt) machten von ihrer alten Macht, der Grobheit, jetzt einen politischen Gebrauch und trugen das meiste bei, Sprache und Benehmen der demokratischen Partei zu verwildern. Auch in dieser Beziehung war ein Extrem ins andere übergesprungen. Die Corruption des Hofes hatte sich bisher mit allen Grazien feiner Sprache und Sitte verhüllt, die angemaßte Tugend des Volkes trug dafür nun eine studirte Ungeschliffenheit zur Schau.

Bailly mußte als Maire von Paris seine ganze Zeit der dringenden Sorge um die Lebensmittel opfern. Tag und Nacht quälte er sich ab, dieselben herbeizuschaffen, um den grimmigen Cerberus der Revolution mit Brod wenigstens hinzuhalten. So war er es, der in Paris zuerst Nationalwerkstätten errichtete und darin auf Staatskosten 17000 Arbeiter für täglich 20 Sous beschäftigte. Auch die Nationalversammlung hatte mitten unter ihrem Theorienstreit Zeit gefunden, dem leeren Staatsschatz einigen Nothbedarf zufließen zu lassen durch eine patriotische Steuer vom vierten Theil des Einkommens. Aber es war nicht Jedermann so patriotisch gesinnt, diese Steuer zu bezahlen. Fast überall war das Land in Gährung oder offenem Aufstande. Daher auch die Lebensmittel, ehe sie nach Paris kamen, oft unterwegs aufgefangen wurden. Der Nothstand forderte zu Vergleichungen auf. Der Hof von Versailles schwamm immer noch scheinbar im Ueberfluß. Daß man das Brod dort holen solle, ging wie eine Ahnung durch Paris. Einige glaubten mit Recht, wenn der Hof und die Nationalversammlung nach Paris übersiedel-

ten, würden hier auch Lebensmittel und Geld sich wieder häufen. Die Demokraten aber hatten den Nebengedanken, Hof und Versammlung unter die Zuchtruthe des Pariser Pöbels zu stellen, um mit ihnen anfangen zu können, was man wollte. Der Hof selbst gab die unglückliche Veranlassung dazu, daß diese bösen Gedanken schneller reiften.

Da der König sich mit der Nationalversammlung in ein verträgliches Einvernehmen gesetzt hatte, glaubte er keinen Anstoß zu erregen, wenn er, um sich vor Pöbelaufläufen zu schützen, wenigstens ein Regiment Linientruppen nach Versailles kommen ließ. Es war das Regiment Flandern, welches nur, indem es einen Gewehrtransport aus Flandern für die Nationalgarde von Paris deckte, vorübergehend da zu seyn schien, und überdies dem Commandanten der Nationalgarde von Versailles unterstellt wurde. Allein bei einem Gastmahl zu Ehren der Offiziere dieses Regiments, am 1. October, sprach sich die royalistische Stimmung zu laut und unvorsichtig aus. Der König erschien mit der Königin, man zog die Degen und schwur ihnen Treue. Man sang das royalistische Lied, welches nach einer damals beliebten Oper der treue Sänger Blondel dem gefangenen König Richard Löwenherz gesungen: **o Richard, o mon roi!** und hatte noch so viel Wein übrig, daß man ein Paar Tage später, um ihn vollends auszutrinken, das Fest wiederholte. Diese Schwelgerei gegenüber dem Brodmangel in Paris erweckte den ganzen Zorn des Volks und wurde mit den gehässigsten Uebertreibungen wiedererzählt. Zugleich verlautete, die royalistische Partei beabsichtige eine Entführung des Königs nach Metz. Dem wollten die Demokraten zuvorkommen und beeilten sich daher, den König mit Gewalt nach Paris zu holen. Mit jener Entführung nach Metz war es allerdings der Hofpartei Ernst, aber der König weigerte sich fortwährend. Hätte er darein gewilligt, so wäre das Herbeiziehen des Regiments Flandern gar nicht nöthig gewesen, er hätte sich still entfernen können.

Die demokratischen Verschwornen in Paris hätten den König nicht nach Paris holen können, wenn sich ihnen die Nationalgarde widersetzt hätte. Aber Lafayette selbst war für die Entführung, weil

er in Paris, wo er damals alles galt, den König ganz in seiner Gewalt zu haben hoffte und dem König überdies die Demüthigung gönnte, weil derselbe die Promulgation der Menschenrechte für überflüssig erklärt hatte. Lafayette ließ daher den demokratischen Pöbel diesmal gewähren. Die Verschworenen schoben die Weiber voran. Am 5. October in der Frühe belagerten Weiber, nach Brod schreiend, die Bäckerläden. Ein junges Mädchen bemächtigte sich einer Trommel und schlug Alarm. Männer als Weiber verkleidet ordneten die Züge, Maillard leitete das Ganze, auch die Amazone Theroigne fehlte nicht. Jedes Frauenzimmer, dem die Weiber begegneten, wurde gezwungen, mitzuziehen. Sie stürmten das Stadthaus, raubten die dort befindlichen Waffen und zogen, etwa 7000 mit drei Kanonen nach Versailles. Lafayette eilte unter die vor dem Stadthause versammelte Menge, scheinbar um die Ordnung mittelst der Nationalgarde herzustellen. Aber diese selbst war schon in den Plan eingeweiht. Die Einen verlangten, er solle sie nach Versailles führen, um den König zu holen. Andere billigten diese Maaßregel, um wenigstens die Wuth der Weiber zu zügeln und den König zu beschützen. Lafayette stellte sich nun, als gäbe er nur gezwungen nach, und ließ alles marschiren, um dem König die Wünsche der Gemeinde von Paris vorzulegen: Entfernung der Soldaten, Uebersiedlung des Hofes nach Paris, Anerkennung der Menschenrechte.

Um drei Uhr kamen die Weiber nach Versailles, drangen in die Nationalversammlung ein, und Maillard stellte in ihrem Namen die Forderung, das Regiment Flandern zu entfernen, die Gardes du Corps des Königs zur Rechenschaft wegen des Festes vom 1. October zu ziehen und den Parisern Brod zu geben. Man suchte sie zu beruhigen und nöthigte den Präsidenten, damals Mounier, zwölf von den Weibern als Deputation zum König zu führen. Diese wurden gütig empfangen, die königliche Nähe imponirte ihnen, sie kehrten zufrieden zu den andern Weibern zurück, von denen sie aber mißhandelt wurden. Diese wüthenden Weiber und der männliche Pöbel, der sich zu ihnen gesellte, griffen die Gardes du Corps an, von denen einige fielen und die sich auf Befehl des Königs zurück-

ziehen mußten. Noch aber waren die Weiber zu schwach, um mehr zu wagen, und ein heftiger Regen zerstreute sie. In der Nacht kam Lafayette mit wenigstens 20,000 Nationalgarden an, gelobte den König zu schützen und besetzte alle Posten, mit Ausnahme derer im Schloß, die der König unvorsichtig den Gardes du Corps vorbehielt. Kaum aber hatte sich Lafayette gegen Morgen ein wenig zur Ruhe gelegt, als ein Haufen bewaffneten Pöbels mit Weibern untermischt, wahrscheinlich von Orleans, den man in dieser Nacht im Schlosse sah, bestochen, durch einen unbesetzt gebliebenen Eingang in das Schloß drang und die Garde, die sich nicht vertheidigen durfte, zu morden begann. Zwei Köpfe derselben wurden von einem bärtigen Scheusal, Jourdan (deßhalb seitdem der Kopfabschneider benannt) abgesäbelt und auf Picken gesteckt. Eine Thüre nach der andern im Schloß wurde erbrochen. Die Königin floh aus dem Bett und im bloßen Unterrock zum König. Glücklicherweise kam Lafayette, der den Lärm gehört hatte, noch mit Nationalgarde herbei, rettete den König und die Gardes du Corps und trieb den Pöbel wieder aus dem Schlosse. Nun sammelte sich aber ein unermeßlicher Haufen vor den Fenstern des Königs und schrie aus einem Munde, er solle nach Paris kommen. Und der König, der allen Bitten seiner Freunde, in der Nacht zu entfliehen, widerstanden hatte, immer wieder behauptend, er wolle dem Herzog von Orleans nicht das Feld räumen, erklärte sich bereit, dem schrecklichen Rufe zu gehorchen. Die Nationalversammlung ließ ihn damals völlig im Stich und brachte nichts zu seinen Gunsten vor, als daß sie ihm nach Paris folgen werde. Lafayette wollte den Augenblick, in welchem das Volk durch die Bereitwilligkeit des Königs befriedigt schien, benutzen, um es auch mit der Königin und den Gardes du Corps auszusöhnen, und führte zuerst die Königin auf den Balkon, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte, dann einen Gardesoldaten, den er umarmte. Beides wurde von dem leicht beweglichen Volk mit rauschendem Beifall aufgenommen. Nun fiel kein Exceß weiter vor, aber noch am nämlichen Tage mußte sich die königliche Familie in einem großen Staatswagen langsam und Schritt vor Schritt mitten in dem unermeß-

lichen Zuge von Weibern und Nationalgarden nach Paris fahren lassen. Die Picken mit den beiden Köpfen wurden zwar nicht, wie behauptet worden ist, unmittelbar vor dem Wagen hergetragen, ragten aber dennoch aus dem Zuge hervor.

Dieser Sieg des Aufruhrs über das Gesetz und der demokratischen über die constitutionelle Partei hatte zur Folge, daß nicht nur ein großer Theil des Adels die Nationalversammlung verließ und ins Ausland emigrirte, sondern daß auch die bisherigen Häupter der streng constitutionellen Partei, namentlich Mounier und Lally Tolendal diesem Beispiele folgten. Mounier hatte am 5. October den Kelch der Präsidentschaft bis auf die bitterste Hefe geleert. Er sah die Gesetzlichkeit mit Füßen getreten und hatte vollkommen Recht, wenn er nichts mehr von der Nationalversammlung hoffte. Dieser gefeierte Deputirte der Dauphiné war so weit herabgekommen, daß es in Versailles und Paris aus Furcht vor der Volkswuth kein Drucker mehr wagte, eine Zeile von ihm zu drucken. Das rechtfertigte seinen Austritt. Wunderbar aber war es, daß gerade er, der zuerst den Eid im Ballhause „sich nicht zu trennen, bis die Constitution fertig sey" veranlaßt hatte, jetzt der erste seyn mußte, der ihn brach. Seine Unpopularität lehrte, wie schrecklich schnell in Revolutionen die Volksgunst wechselt. Aber niemand nahm diese Lehre an; wer nach ihm die Volksgunst errang, wähnte nicht, sie ebenfalls verlieren zu können. Im Ganzen waren es mehr als zweihundert Deputirte, die nicht mit nach Paris gingen, lauter solche, die bisher den König hatten schützen helfen. Dagegen setzte Lafayette damals noch eine dem König besonders am Herzen liegende Maaßregel durch, indem er den Herzog von Orleans bewog, unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach England zu gehen. Mirabeau, den man beschuldigt hatte, ein Anhänger Orleans zu seyn, sagte damals: ich möchte ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben. Wenn dieser Herzog je gehofft hatte, der König werde ermordet und er an dessen Stelle Regent werden, so war diese Hoffnung fürs erste durch des Königs Nachgiebigkeit gegen das Volk vereitelt, und er reiste ab. Mounier versammelte in seiner Provinz

Dauphiné die Provinzialstände und protestirte gegen die Versetzung der Nationalversammlung nach Paris, aber die letztere hob alle Provinzialstände auf, Mounier sah sich verlassen und emigrirte.

Der König bewohnte in Paris das große Schloß der Tuilerien, die Nationalversammlung wurde im Reithause untergebracht. Trotz des Austritts so vieler Abgeordneten blieben die Parteien in der Versammlung die nämlichen. Was mit den aus ihr verschwundenen Royalisten und Aristokraten für den König verloren war, wurde ersetzt durch die Mäßigung derer, die bisher viel weiter gegangen waren. Die Mehrheit der Nationalversammlung fühlte, es sey jetzt genug, man müsse die Volksleidenschaften zügeln und dem Gesetze Achtung verschaffen. Mirabeau selbst trat in geheime Verbindung mit dem König und nahm Geld von ihm. Lafayette und Bailly freuten sich, daß ihr Ansehen durch die Anwesenheit der Nationalversammlung in Paris verstärkt wurde, und zeigten den gewissenhaftesten Eifer, die Ordnung zu handhaben. Die Redefreiheit der Adeligen und Priester, die Muth genug behalten, in der Versammlung zu bleiben, wurde geachtet. Unter ihnen zeichnete sich von Seite des Adels der Dragonerrittmeister von Cazalès durch feurige Beredsamkeit und heldenmäßige Haltung, von Seite des Klerus der Abbé Maury durch unermüdliche und bissige Dialektik aus. Instinktartig und ohne Verabredung setzten sich alle Anhänger des Alten und gemäßigte Constitutionelle auf die rechte, alle, die in der Revolution noch weiter gehen wollten, auf die linke Seite des Präsidenten, ein Gebrauch, der auf alle spätern Deputirtenkammern des Continents überging.

Die Aufrührer hatten ihren wichtigsten Zweck, den König nach Paris zu bringen, erreicht, waren aber mit der neuen Ordnung nicht zufrieden und suchten sie sogleich wieder zu stören. Diesmal war ein wohlhabender und braver Bürger von Paris, der Bäcker François, das Opfer, den man fälschlich des Kornwuchers verdächtigte und grausam ermordete (19. Octbr.). Aber das machte die gemäßigte Partei nur noch einiger und entschlossener. Die Nationalversammlung dekretirte ein Martialgesetz und Lafayette sachte unter der

Nationalgarde einen so edlen Eifer an, jede neue Erhebung des Pöbels zu unterdrücken, daß, nachdem auch zwei von den Mördern des Bäckers hingerichtet worden waren, die Aufrührer wirklich Furcht bekamen und sich lange Zeit ruhig verhielten.

Die Nationalversammlung konnte nun die Berathung der Constitution fortsetzen und war sehr thätig. Gewarnt durch Mouniers Beispiel suchte sie die Gewohnheitsmacht der Provinzen zu brechen und gab Frankreich eine ganz neue Eintheilung in 83 Departements. Jedes wurde wieder in Distrikte, diese in Cantone getheilt. Ebenso wurde das Gemeindewesen durch ein Municipalgesetz regulirt. Alle männlichen Bürger, sofern sie großjährig, ein Jahr ansäßig waren und eine direkte Steuer bezahlten, wählten in Urversammlungen und bildeten die Nationalgarde, alle Gewalt ging von unten aus und stammte aus Wahlen. Alle Criminalsachen wurden dem Volksgericht gewählter Geschwornen zugewiesen und öffentlich und mündlich verhandelt. Da man vor allem Geld brauchte und die patriotische Steuer bei weitem nicht hinreichte, so lockte die große Beute der Kirchengüter zu sehr, als daß man nicht die Hände darnach hätte ausstrecken sollen. Der junge Bischof von Autun, Herr von Talleyrand-Perigord, der damals schon die Politik annahm, sich der jedesmal mächtigsten und des Erfolges gewissen Partei anzuschließen, hatte zuerst den Gedanken angeregt *) und Mirabeau ihn

*) Talleyrand hatte von Geburt an einen Klumpfuß als echter diable boiteux. Schon mit 16 Jahren verführte er drei schöne Töchter einer armen Wittwe zugleich, wurde in einer Spielhölle aufgegriffen und ein Jahrlang in Vincennes gefangen gehalten. Da heuchelte er die tiefste Frömmigkeit, er wurde frei und Abbé, hofirte der Dubarry, erhielt durch sie zwei reiche Abteien, schwelgte und hielt Maitressen. Um noch mehr Geld verschwenden zu können, hofirte er Calonne und machte ihm Finanzpläne. Zum Bischof ernannt kam er zu den Notabeln. Als die revolutionäre Strömung überhand nahm, hofirte er Necker, affectirte, für die Freiheit zu schwärmen, stellte sich an die Spitze des liberalen Klerus und setzte die bürgerliche Gleichheit der Juden mit den Christen durch.

weiter ausgeführt. Vergebens erschöpfte sich Maurys Beredsamkeit, den Plan zu hintertreiben. Die Ansprüche des Klerus klangen den Söhnen des philosophischen Jahrhunderts wie verschollene Stimmen aus dem Mittelalter. Maury wurde vom Pöbel angefallen, rettete sich aber durch die kecke Frage: wenn ihr mich an den Laternenpfahl hängt, werdet ihr dann heller sehen? Man kam überein, sämmtliches Kirchengut in Frankreich zur Verfügung der Nation zu stellen, für 400 Mill. Livres davon zu verkaufen und eben so viele Millionen Assignaten auszugeben, deren Pfand sie darstellen sollten (19. December). Der heftige Widerstand der Geistlichkeit in und außer der Versammlung führte zu noch weiteren Schritten. Am 5. Februar 1790 wurden alle Klöster in Frankreich aufgehoben.

Mirabeau hoffte Minister und Herr der Lage zu werden, ein Antrag aber in der Nationalversammlung, der ihn zu diesem Ziele führen sollte, wurde durch Lafayettes Argwohn beseitigt. Der Groll zwischen beiden machte nun die so dringend nöthige Einigkeit in der gemäßigten und loyalen Partei unmöglich.

Ein unglücklicher Plan, den König zu entführen, regte die Volksmassen von neuem auf. Marquis von Favras, ein junger feuriger Anhänger des Königs, hatte den Plan mit Personen des Hofes verabredet, ohne Wissen des Königs selbst, den man zur Flucht zwingen wollte. Es wurde verrathen, Favras verhaftet. Einen Volksauflauf unterdrückte Lafayette und nahm 200 Meuterer gefangen, aber Favras hatte sich zu sehr compromittirt, das Gericht verurtheilte ihn zum Tode.*) Er starb, ohne einen einzigen Namen seiner Mitschuldigen verrathen zu haben, mit ritterlichem Muthe am Galgen, umheult von der wahnsinnigen Lust des Pöbels, 19. Februar 1790. Dagegen gelang es dem Ansehen der Gemäßigten, die Freilassung Besenvals durchzusetzen.

Während in diesem verhältnißmäßig ruhigen Winter die Straßenaufläufe abnahmen, zog sich der Aufruhr in die Clubs zurück. Wenn

---

*) Man beschuldigte den Grafen von Provence, seinen Tod beschleunigt zu haben, um nicht durch ihn verrathen zu werden.

die rechte Seite in der Nationalversammlung selbst die Oberhand behauptete, so gewann dagegen die linke sie in den Clubs. Der Club Breton suchte, als er von Versailles nach Paris übersiedelte, ein neues, und um den Zulauf der Pariser aufnehmen zu können, geräumigeres Lokal und fand es in der Jakobinerkirche. Davon bekam er den so berühmt gewordenen Namen des Jakobinerclubs. Mirabeau gehörte ihm an, ohne sich ihm hinzugeben, mehr um ihn zu benutzen. Die eigentlichen Häupter desselben waren immer noch Duport, Barnave, die Brüder Karl und Alexander Lameth, aber da sie in Versailles die äußerste Linke eingenommen, schlossen sich in Paris die bisherigen Lenker des Palais Royal an sie an, unter denen neben Danton vorzüglich Brissot, Herausgeber des vielgelesenen **Patriote français**, hervorzuragen anfing. Der Club wurde so zahlreich, daß er eine Rednerbühne, Sekretäre, Tribune annahm wie die Nationalversammlung, deren Nebenbuhler er werden sollte. Hier wurden alle die Umsturzreden gehalten und beklatscht, die man in der Nationalversammlung nicht halten konnte. Im Sinne dieses Clubs wirkte auch die Pariser Presse, ja einzelne Winkelblätter gingen noch viel weiter und drangen unaufhörlich auf Erneuerung der Blutscenen, um alle Royalisten und Aristokraten zu vertilgen. — Indignirt durch dieses Treiben bildeten Lafayette und Bailly mit Siéyes, Talleyrand, Chapelier und den gemäßigten Constitutionellen einen besondern Club „die patriotische Gesellschaft von 1789" im Palais Royal, an den auch Mirabeau sich anschloß, der aber gerade, je mehr er aus honetten Leuten bestand, dem Pöbel zu vornehm und reaktionär erschien. Ein dritter s. g. Club der Unparteiischen wurde von denen gestiftet, die am weitesten rechts saßen, Malouet an der Spitze, aber im Mai durch den Pöbel auseinandergejagt. Nicht besser erging es dem Club der klerikalen Volksfreunde.

In der Nationalversammlung herrschte im Frühjahr und Sommer viele Bitterkeit. Mirabeau begann verdächtig zu werden, schlug aber seine jakobinischen Ankläger mit dem ganzen Gewicht seiner alten Popularität und persönlichen Ueberlegenheit nieder. Robespierre, Advokat aus Arras, begann sich durch seine langweilige Zähigkeit

im Verdächtigen bemerklich zu machen, wurde aber noch wegen seines mittelmäßigen Talentes verachtet. Ihm waren die Jakobiner, die doch schon Mirabeau angegriffen hatten und mit Lafayette zerfallen waren, noch zu gemäßigt, er nahm aber nichts von dem Cynismus Dantons, Camille Desmoulins und Marats an, sondern gefiel sich in einem zierlichen Anzug, sorgfältiger Frisur und in einer orakelnden und systematischen Sprache, wodurch er dem Pöbel, dessen Sache er führte, unendlich imponirte. Maury und seine wenigen Anhänger rächten sich für die ihnen ungünstigen Abstimmungen durch die beißendsten Sarkasmen in der Debatte. Alle diese Persönlichkeiten aber hielten das Constitutionswerk nur wenig auf. Um den Widerstand des Klerus zu brechen, wurden am 16. Juni alle Geistlichen verpflichtet, der Nation Treue zu schwören, und denselben am 12. Juli eine Civilconstitution gegeben, wofür der Abgeordnete Camus, ein seichter Schwärmer für Aufklärung, besonders thätig war. Drei Tage später (19. Juni) brachte der preußische Baron Cloots, der sich Anacharsis nannte (Enkel eines reich gewordenen holländischen Juden) ein aus der Theatergarderobe in die Kostüme aller Nationen verkleidetes Gesindel vor die Schranken der Nationalversammlung, angeblich als eine Deputation des gesammten Menschengeschlechts, und fand mit dieser Comödie einen lauten, vorher verabredeten Beifall. Bei dieser Gelegenheit trug ein gewisser Lambel darauf an, um die Gleichheit aller Menschen zunächst in Frankreich zu bethätigen, sollten alle Erb- und Adelstitel und Standesunterschiede verschwinden. Lafayette, der sich längst nur als Bürger ansah, unterstützte den Antrag und so verlor der Adel alle seine äußeren Vorrechte, Namen, Stellen und Livreen, was den größten Theil der noch in der Versammlung sitzenden Edelleute nun ebenfalls zum Austritt bewog. Während auf diese Weise das aufgeklärte Bürgerthum die Kirche und den Adel tief erniedrigte, bewies es sich im Sinne der constitutionellen Monarchie dem Könige günstig. Derselbe erhielt 25 Millionen Livres Civilliste und die Initiative in Bezug auf Krieg und Frieden, was durch Mirabeaus Redekraft ertrotzt wurde.

Ohne Zweifel mißkannten diese philosophischen Gesetzgeber das Wesen der katholischen Kirche und die Natur des französischen Volks. Sie durften in einer Nothzeit vom übermäßigen Reichthum der Kirche, was zu viel war, wegnehmen. Sie durften, wo die Geistlichkeit demoralisirt war, auf reinere und einfachere Sitten dringen. Aber sie durften dem Priester nicht befehlen, seinen Kircheneid zu brechen, um sofort Staatsdiener zu werden. Sie konnten, wie später folgerecht geschah, die ganze Kirche aufheben, aber nicht die römische Kirche in eine Staatskirche verwandeln. Vor allem mußten sie dem gläubigen Landvolk Rechnung tragen, dem sie doch niemals ihre Philosophie beibringen konnten. Nicht minder täuschten sich die Philosophen im Naturell der Franzosen, indem sie alle Rangunterschiede, Titel und Auszeichnungen aufhoben. Die Franzosen sind viel zu eitel, um dieselben auf die Dauer entbehren zu können. Endlich war es ein Irrthum, indem man die Gleichheit und Einfachheit nordamerikanischer Bürger auf französischen Boden verpflanzte, doch noch einen König beizubehalten. Von diesem Standpunkte der Freiheit und Gleichheit aus schien der König in Paris eben so überflüssig, wie in Philadelphia, was Robespierre am richtigsten erkannte. Maury lachte über die Dekrete und sagte voraus, die sich überstürzende Revolution werde nichts Dauerhaftes gründen, sondern nur die Reaction beschleunigen. Bischof Talleyrand weihte die sämmtlichen neuen constitutionellen oder eidleistenden Bischöfe ein, die an die Stelle der eidweigernden und deshalb abgesetzten Bischöfe traten. Der Papst excommunicirte ihn, aber man kümmerte sich nicht darum.

Die Presse zog alles Kirchliche in den Koth. Schon Ende 1789 war ein **Catéchisme du genre humain** erschienen, worin die Religion als Betrug, die Ehe als Eingriff in die menschliche Freiheit bezeichnet wurde. Camille Desmoulins ließ seiner Zeitschrift Holzschnitte beidrucken, welche Priester und Nonnen in den unanständigsten Situationen darstellten. Auf den Pariser Theatern wurde **Le mariage du pape** (der Papst heirathet die Frau von Polignac), **l'audience du Grand Lama** (des Papstes ꝛc.) aufgeführt. Das Buch **extrait des minutes du vatican** enthielt abscheuliche Blasphemien.

Auch Rührung durfte nicht fehlen. Man stellte auf den Theatern les victimes cloîtrées dar.

In den Provinzen dauerten inzwischen die Unruhen fort. Hier raubte der Pöbel, wurden verhaßte Beamte mißhandelt oder ermordet, stürmten Nationalgarden die Castelle aus Argwohn gegen die Linie (so in Marseille, Grenoble, Montpellier), wurden die Garnisonen meuterisch. Dort suchten sich die alten Parlamente und Provinzialstände zu halten und stand das altgläubige Volk für seine Priester auf; z. B. in Nismes, wo die katholische Partei mit den Neuerern zu offenem Kampf kam und 130 Menschen fielen. In dieser allgemeinen Verwirrung föderirten sich häufig die Nationalgarden benachbarter Orte und bildeten sich Clubs, die mit dem Jakobinerclub in Paris in enge Verbindung traten. Zu Lyon versammelten sich 50,000 Nationalgarden und schwuren sich Eintracht. Das führte zur Idee einer allgemeinen Föderation der neuen Departements und deren Vertretung bei einem am 14. Juli, als am Jahrestage des Bastillesturmes, in Paris abzuhaltenden großen Nationalfest. Bailly und Lafayette wirkten eifrig dazu mit, in der Hoffnung, die Haltung bei dem Feste werde eine constitutionelle seyn und die Autorität sich dadurch im ganzen Lande befestigen.

Paris traf kolossale Anstalten für das Fest. Man machte aus dem Marsfelde ein ungeheures Amphitheater und die halbe Bevölkerung arbeitete an den Terrassen desselben. Man sah Vornehm und Gering, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Soldaten und Nonnen, Mönche und Freudenmädchen durcheinander in fröhlichem Getümmel schaufeln und karren. Die amphitheatralischen Sitze faßten 300,000 Zuschauer. In der Mitte war ein großer und hoher „Altar des Vaterlandes“ errichtet, davor die Loge des Königs und der Nationalversammlung. Alles wimmelte von Fahnen, allegorischen Vorstellungen und Inschriften. Am 14. regnete es, man ließ sich aber nicht dadurch stören. Das Amphitheater war vom frühen Morgen an mit Zuschauern überfüllt. Um 9 Uhr setzte sich der Zug aus der Stadt in Bewegung. Lafayette auf weißem Roß commandirte an diesem Tage sämmtliche Nationalgarden. Ein Theil

der Garde von Paris eröffnete den Zug, dann folgten die Behörden der Hauptstadt, ein Zug von Kindern, die Nationalversammlung, ein Zug von Greisen, hierauf 40,000 Föderirte aus den Departements mit ihren Fahnen, endlich der Rest der Pariser Nationalgarde. Auf dem Altar hielt Talleyrand die Messe, unterstützt von 200 Priestern, die den Civileid geleistet, in weißen Kleidern mit der dreifarbigen Schärpe, und von 1200 Musikern, 300 Trommlern und dem Kanonendonner übertönt. Der König, der Hof, die Minister hatten sich rechtzeitig eingefunden, jedoch auf besonderem Wege, die Nationalversammlung nahm neben ihnen Platz. Nach der Messe stieg Lafayette auf den Altar und sprach den Eid der Treue für Nation, Gesetz und König, unter unermeßlichem Jubel. Erst nach ihm leistete den Eid von seinem Sitz aus der König und der Präsident der Nationalversammlung. Gerade als der König sprach, hörte der Regen auf und die Sonne beschien sein Gesicht, was einen für ihn günstigen Eindruck machte. Um sich rascher zu trocknen, begann die Menge um den Altar zu tanzen, was auch auf dem zu diesem Zweck planirten Bastillenplatz geschah. Alles berauschte sich im Frohsinn.

Nur die äußerste Umsturzpartei war mit dieser Einigkeit unzufrieden. Marat im **Ami du peuple** und C. Desmoulins in den **révolutions de France et de Brabant** schrieben, der eine ingrimmige, der andere spöttische Artikel darüber. Malouet versuchte den ersteren anzuklagen, aber ohne Erfolg. Marat hielt sich versteckt.

Im August trugen sich wichtige Dinge in Nancy zu. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux und zwei französische Regimenter empörten sich, vom Volk unterstützt, gegen ihre Offiziere und preßten denselben große Geldsummen ab. General Bouillé, der in den östlichen Departements commandirte, zog mit geringer Macht im Namen des Gesetzes und des Königs gegen die Stadt. Ein muthiger junger Offizier, Desilles, stellte sich vor die Mündung einer Kanone, welche die Aufrührer gegen Bouillés Truppen abfeuern wollten, opferte sich aber nutzlos, denn man schoß. Bouillé drang dennoch in die Stadt und blieb Sieger (31. August). Der Kriegsminister aber wagte nicht, die französischen Meuterer zu bestrafen, nur die

Schweizer Cantone befahlen gemäß ihrer besondern Gerichtsbarkeit über die Schweizerregimenter strenge Bestrafung des Regiments Chateauvieux, von dem 23 Mann hingerichtet und 42 auf die Galeeren nach Brest geschickt wurden, wo gleichzeitig ein großer Aufstand der Matrosen ausgebrochen war.

Am 4. September legte Necker, der ganz unnütz geworden war, seine Stelle nieder, aus Verdruß, weil abermals 800 Millionen Assignaten gemacht wurden. Er reiste nach Genf ab, niemand bedauerte ihn. Weil aber die Assignaten auf Nationalgüter lauteten, d. h. hauptsächlich auf Kirchengüter (denn die Güter des emigrirten Adels waren damals noch nicht confiscirt), protestirten am 30. October dreißig französische Bischöfe feierlich gegen alle Eingriffe in die Rechte der Kirche, unterstützt vom Papste. Die Versammlung fürchtete die Aufstände des den Priestern treuen Landvolks und verstand sich dazu, daß auch nicht vereidigten Priestern gestattet seyn solle, Gottesdienst für die zu halten, die es wünschten.

Damals gründete Abbé Fauchet mit dem Philosophen Condorcet in Paris den cercle social oder la confédération générale des amis de la verité, worin er die alte wankende Kirche überhaupt durch eine neue wenigstens versuchsweise zu ersetzen unternahm. Es war eine Mischung von Freimaurerei und Christenthum, Vernunftreligion mit evangelischen Formen. Diese Alfanzerei wurde von Camille Desmoulins verspottet und nicht lange geduldet, der Club geschlossen. Im Jakobinerclub trennten sich die gemäßigten Mitglieder des alten Club Breton (Duport, Lameth, Barnave 2c.) von den neuen Demokraten (Brissot, Robespierre, Petion, Freron, Carra, Gregoire, Buzot 2c.). Die letztern drängten zu Erweiterungen der Freiheit und zur Volksbeglückung. Um den Pöbel wenigstens zu füttern und dadurch von weiteren Excessen abzuhalten, mußte der Staat für ungeheure Summen Brod nach Paris schaffen, so daß es in der Hauptstadt doppelt wohlfeiler war, als in den Provinzen. Die Zahl der in den Nationalwerkstätten aufgenommenen Arbeiter stieg auf 31,000.

Man half sich im Herbst und Winter leidlich durch. Lafayette war wachsam und die Jakobiner wagten nichts Ernstliches, der König

hatte einen Theil des Sommers in St. Cloud zubringen dürfen. Er hätte leicht entfliehen können. Sein Bruder Artois wollte von Savoyen aus nach Lyon vordringen, wo die königliche Sache viele Freunde hatte; nachher von Coblenz aus, wo der siegreiche und sehr gefürchtete Bouillé ihm die Hand reichen konnte. In dessen Lager schien der König sicher. Mirabeau dagegen wollte ihn von den Emigrirten trennen und rieth zu einer Flucht nach der treuen Bretagne, wo er im Volke selbst eine Stütze gefunden hätte. Aber der König wies alle diese Vorschläge ab, weil er sich weder von seinem Bruder Artois abhängig machen, noch dem Ehrgeiz Orleans freien Spielraum lassen wollte, wenn er Paris verließe. Er verhielt sich merkwürdig träge und unentschlossen, worüber Mirabeau bitter klagte. Aber Mirabeau selbst war nicht ohne Schuld, indem er sowohl Bouillé als Lafayette mied. Hätten sich diese drei Männer zur rechten Zeit geeinigt, so würden sie dem König ein achtunggebietendes Ansehen zurückgegeben haben. Indeß war der Hof selber so verblendet gegen Lafayette, daß er eine Schmähschrift gegen denselben bezahlte.

Die Jakobiner nahmen die Versammlung des emigrirten Adels in Coblenz und die Reclamationen der deutschen Reichsfürsten, welche im Elsaß begütert und durch die Abschaffung der Feudalrechte beeinträchtigt waren, zum Vorwand, einen geheimen Verkehr des Königs mit dem Auslande, ein s. g. österreichisches Comité, dem die Königin vorstehen sollte, vorauszusetzen. Sie verbreiteten die Meinung, der König stelle sich nur constitutionell und wolle die Nation einschläfern, um dann mit Hülfe ausländischer Armeen über sie herzufallen. Sie drangen aber mit ihrem Mißtrauen noch nicht durch, die Nationalversammlung arbeitete an der Constitution fort und Lafayette handhabte immer noch die Ordnung in der Stadt, nur in einzelnen Excessen verrieth sich die Wuth des lauernden Pöbels. Als der Herzog von Lasteries den Jakobiner Karl Lameth im Duell verwundete, wurde ihm am 12. November das Haus gestürmt und geplündert. Ein neuer Club der äußersten Rechten unter Clermont-Tonnere wurde am 25. Januar 1791 durch Pöbelaufläufe an seiner Constituirung gehindert, während Danton und Camille Desmoulins

zu derselben Zeit ungehindert in der Kirche der Cordeliers einen Club eröffneten, der noch kühner redete und wildere Dinge vorbereitete, als der Club der Jakobiner. Damals reisten zwei alte Tanten des Königs nach Rom, um dort das Ende ihrer Tage in Ruhe und an Altären der rechtmäßigen Kirche zu beschließen. Sie wurden unterwegs arretirt, und weil man damit ein mögliches Nachreisen der ganzen königlichen Familie in Verbindung brachte, rathschlagte sogar die Nationalversammlung lang und heftig darüber, bis Maury rief, man solle sich schämen, wegen ein paar alter Frauen so viel Aufhebens zu machen. Sie erhielten nun Erlaubniß zur Weiterreise Am 28. Februar wollte der Pöbel das nahe Schloß von Vincennes stürmen, weil es zu einem Gefängniß bestimmt war, wurde jedoch von Lafayette zurückgetrieben. Damals liefen viele treue Royalisten in die Tuilerien, dem König beizustehen, wenn etwa auch er angegriffen würde. Weil einige darunter nur Dolche hatten, nannte das Volk seitdem diese Classe die „Dolchritter“.

Am 20. April 1791 starb Mirabeau nach kurzer Krankheit. Er imponirte den Gegnern auch noch im Tode. Man bestattete ihn auf wahrhaft königliche Art und verwandelte die Kirche der h. Genoveva (der Schutzheiligen von Paris) in ein antikes Pantheon, um zuerst Mirabeaus irdische Reste, dann die anderer unsterblicher Franzosen in dasselbe aufzunehmen.

In Wahrheit war niemand über diesen Todesfall bestürzter als der König. Von nun an war keiner mehr in der Nationalversammlung, der ihn hinreichend hätte schützen können. Er erfuhr es nur zu bald. Als er am 18. April nach St. Cloud fahren wollte, hielt der Pöbel seinen Wagen auf. Lafayette wollte ihm Raum verschaffen, aber der König wollte nicht Gewalt anwenden lassen und blieb in Paris. Von diesem Augenblick an gab er dem Gedanken an eine heimliche Flucht Raum. Am 23. erließ er durch den Minister des Auswärtigen, Montmartin, ein Rundschreiben an die europäischen Mächte, worin er mit Ostentation erklärte, er werde die Constitution halten. Damit sollte nur seine geheime Absicht maskirt werden. Sehr viel scheint zu dem Fluchtgedanken auch der Umstand beigetragen

zu haben, daß man ihn drängte, seinen unbeeidigten Beichtvater zu verabschieden und sich eines beeidigten zu bedienen. Je länger er blieb, je mehr kam er in Gefahr, in den Augen des Papstes und des frommen Volks als Mitschuldiger der Revolution zu erscheinen. Auch rückten nach Mirabeaus Tode dessen bisherige Gegner Duport, Barnave rc. in die Lücke ein, die er gelassen, damals schon gedrängt, gestoßen und verdächtigt von denen, die im Jakobinerclub noch revolutionärer waren, als sie selbst. Die linke Seite machte eine starke und rasche Bewegung vorwärts. Duport weissagte am 17. Mai in der Versammlung mit Schmerz, die Revolution werde sich in Uebertreibungen erschöpfen und das ermattete Volk werde endlich den Despotismus wieder willkommen heißen. Drei Tage später hielten Artois und Calonne eine Zusammenkunft mit Kaiser Leopold II. zu Mantua, der auch der geheime Agent Ludwigs XVI., Graf Durfort, beiwohnte. Der Kaiser hatte seine Schwester Karoline auf ihrer Rückkehr nach Neapel begleitet und seinen Sohn Ferdinand in Toscana als künftigen Herrscher eingesetzt. Er theilte aber weder die Meinung von Artois und Calonne, welche von ihm verlangten, er solle im Verein mit allen gekrönten Häuptern Frankreich mit Heeresmacht überziehen, noch auch die Meinung Durforts, welcher die Flucht des Königs empfahl. Er urtheilte ganz richtig, ein Einmarsch fremder Truppen werde die Pariser wüthend machen und der königlichen Familie zum Verderben gereichen. Das wäre vielleicht für die Brüder des Königs ein Vortheil gewesen, die alsdann die Krone geerbt hätten; diesem Plan aber wollte Leopold seine Schwester nicht zum Opfer bringen. Vor der Flucht warnte er ebenfalls, weil sie zu gefährlich war, und wenn sie mißlang, den Bruch zwischen König und Nation vollenden mußte. Er rieth dem König, auszudauern und auf der constitutionellen Bahn ruhig vorzuschreiten, das werde die Nation versöhnen. Mit diesem Rath aber war seiner Schwester Marie Antoinette nicht gedient, welche die Gefahr eines längeren Bleibens in Paris richtiger erwog und ihn in einem Schreiben vom 1. Juni nur bat, die französische Nation durch keinen Angriff zu

reizen*). Sie hoffte, je ruhiger das Ausland blieb, um so sicherer entfliehen zu können. Ihr Günstling, der schwedische Graf Fersen, betrieb die Flucht und sein ritterlicher König Gustav III. harrte schon in Aachen, um das gerettete Königspaar zu empfangen. Es verstand sich von selbst, daß es für Ludwig das Räthlichste war, sich in Bouillés Lager zu flüchten und nicht als Gefangener in Paris zu bleiben, während das Ausland einen Angriff machte. Nur hätte er es ein Jahr früher ausführen sollen, jetzt war es schon zu spät.

Man ahnte, was geschehen sollte. Lafayette bewachte das Schloß mit seiner Nationalgarde aufs schärfste und haftete der Versammlung für den König. Dieser aber, seine Gemahlin, Kinder und Schwester entkamen in der Nacht des 21. Juni verkleidet mit Hülfe des Grafen Fersen, der in den guten Zeiten des Hofes sich die besondere Gunst der Königin erworben hatte. In derselben Nacht entfloh auch Monsieur, Graf von Provence, Bruder des Königs, und kam glücklich nach Belgien. Die königliche Familie reiste in Bouillés Lager mit dem Paß eines Frankfurter Bankiers. Bouillé hatte jenseits Compiègne Truppenabtheilungen bestellt, welche die hohen Flüchtlinge aufnehmen sollten, die aber den Argwohn des Volks erregten und überall sich wieder entfernten, weil der König einen Tag später kam, als verabredet worden war. In St. Menehould ließ sich der König eine noch größere Achtlosigkeit zu Schulden kommen, indem er neugierig aus dem Wagen sah. Der Sohn des Postmeisters Drouet, ein fanatischer Jakobiner, erkannte ihn, jagte auf einem raschen Pferde voraus nach Varennes und ließ dort den königlichen Wagen anhalten.

---

*) In einem Briefe an ihren Bruder Kaiser Leopold vom 1. Juni 1791 schrieb Marie Antoinette: „Die Gefühle des Grafen Artois sind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonstration, jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind. Auch würde dies Project den König in Schatten stellen.“ Sie erwog ihre eigene Lage eben so richtig, wie das ehrgeizige Vorgehen ihres Schwagers. Dieser Brief allein beweist, wie weit entfernt sie war, mit Artois im Complott zu handeln, wessen man sie damals beschuldigte!

Ehe die einzelnen Abtheilungen Reiterei, die Bouillé in die Nähe gesandt hatte, herbei kamen, war die königliche Familie schon gefangen. Als Bouillé selbst neun Stunden weit mit unerhörter Anstrengung herbei eilte, war sie schon auf dem Rückweg nach Paris, das ganze Land stand unter Waffen, seine müden Reiter weigerten sich, weiter zu ziehen, und so war der ganze Plan mißlungen.

Als die Flucht des Königs am 22. in Paris bekannt wurde, zeigte die Nationalversammlung, daß alle Macht bei ihr und nicht mehr bei dem König war, denn sie blieb ganz ruhig, nahm die Minister in Pflicht, empfahl und sicherte durch Lafayette und Bailly die Handhabung der Ordnung in der Stadt. Ein Schreiben des Königs, worin dieser seine Flucht mit der Unfreiheit entschuldigte, in der man ihn gehalten, und der Versammlung nur zu gerechte Vorwürfe machte, ließ die Zuhörer kalt. Als man die Gefangennehmung des Königs erfuhr, schickte die Versammlung drei ihrer Mitglieder eilends ab, ihn zu schützen. Wäre der König entkommen, so hätte die Versammlung ohne ihn in seinem Namen regiert, bis die Republik fertig gewesen wäre. Da er gefangen wurde, beschloß sie, ihn noch ferner als ihr Werkzeug zu gebrauchen, denn jetzt schien er abhängiger als je von ihr, indem er ihrer Gnade allein seine Schonung zu danken hatte. Aber die Hoffnung der Constitutionellen, mit einem gefangenen und entehrten Könige fortregieren zu können, war eine für sie selbst verderbliche Täuschung. Die Jakobiner, welche die Absetzung des Königs verlangten, mußten sie nothwendig zuletzt durchsetzen. Sie fühlten sich in ihrer ganzen Stärke und nicht nur die Lameth mit 200 gemäßigten Mitgliedern der Nationalversammlung, sondern auch Lafayette erschienen damals im Jakobinerclub, um zu versöhnen. Aber vergebens, die Jakobiner verfolgten das Königthum mit tödtlichem Hasse*).

*) Ein Anschlag der Cordeliers lautete: „Ein dickes Schwein ist aus den Tuilerien entlaufen; wer es wiederbringt, erhält eine mäßige Belohnung.“ In Frerons Journal hieß es: „Er ist entflohen, der einfältige König mit seiner lüderlichen Messalina,“ und: „Wenn die Oester-

Die drei Deputirten kamen zur rechten Zeit, um die königliche Familie wenigstens einigermaßen gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Der Wagen fuhr bei unerträglicher Sommerhitze sehr langsam und war ganz in Staub gehüllt, weil Nationalgarde und Pöbel aller Art zu Fuß ihn eskortirte. Man rief den königlichen Opfern nicht nur die frechsten Schmähungen in den Wagen hinein, sondern mordete auch vor ihren Augen einen Edelmann, der ihnen seine Ehrfurcht bewies, und verwundete einen Priester aus demselben Grunde. Die drei Commissäre waren Latour-Maubourg von der constitutionellen, Barnave von der gemäßigten, Petion von der wilden Jakobinerpartei. Der erstere überließ den beiden anderen die Ehre, im königlichen Wagen zu sitzen, um ihr Mitleid anzuregen. Das gelang bei Barnave, der zwischen dem König und die Königin sitzend, bald durch seine rücksichtsvolle Höflichkeit und durch seinen Geist das lebhafte Interesse dieses hohen Paares erregte. Petion saß ihm gegenüber, zwischen der Schwester und Tochter des Königs und benahm sich ungeschliffen. Die Reise dauerte der Langsamkeit wegen zehn Tage und war eine fortwährende Marter. Die unglückliche Königin soll damals vor Angst und Kummer grau geworden seyn. Ihr Einzug in Paris ging ohne Unfall vorüber, obgleich man den mörderischen Pöbel fürchtete. Dagegen wartete der königlichen Familie eine neue bittere Demüthigung, indem Lafayette selbst, scheinbar gekränkt durch die geringe Dankbarkeit, die ihm der Hof für seinen bisherigen Schutz erwiesen hatte, und gereizt durch die Vorwürfe, als habe er die Flucht verhindern können und nicht wollen, die peinlichsten Vorsichtsmaaßregeln verfügte, um eine neue Flucht zu hindern. Andere glauben, Lafayette habe um die Flucht gewußt, sie aber nicht gehindert aus Gefälligkeit gegen seinen Vetter Bouillé, oder um den König, wenn er gefangen wurde, desto abhängiger von sich zu machen. Seine Schildwachen standen vor den Zimmern des Königs und der Königin,

reicher die Maas überschreiten, müssen wir die Königin wie einst die Brunehild an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen schleifen.

deren Thüren offen bleiben mußten. Sogar das Bett der Königin war den Blicken der Schildwachen ausgesetzt und eine Kammerfrau mußte ihr Bett vor die offene Thüre schieben, um sie nur einigermaßen zu decken.

Die Lage des Königs war schrecklich. Die Jakobiner verlangten laut seine Absetzung und das Ausrufen der Republik. Eigenmächtig riß der Pöbel alle königlichen Zeichen nieder. Die rechte Seite der Nationalversammlung trat in Masse aus, unter ihnen Cazalès, den kurz vorher der Pöbel arg mißhandelt hatte, Maury und alle, die bisher muthig ausgehalten, jetzt aber die letzte Hoffnung aufgaben, 290 an der Zahl. Bouillé hatte sich zu sehr compromittirt, seine Soldaten wurden vom Volk bearbeitet, es blieb ihm nichts übrig als über die Grenze zu fliehen. So brachen alle Stützen des Thrones ein. Nur Lafayette, der den König im Namen der Constitution mißhandelte, war eben so bereit, ihn im Namen der Constitution zu retten, und Barnave und dessen ganze Partei unterstützte ihn hiebei. Die nämlichen Männer, die kurz vorher noch Mirabeau verdächtigt und aufs leidenschaftlichste angegriffen hatten, weil er den König zu beschützen schien, wurden jetzt selbst die Beschützer des Königs, und seine letzten unter den größten Gefahren; Barnave aus Mitleid, die andern aus Unwillen über die Jakobiner. Trotz des Austritts der rechten Seite fanden sie eine neue Mehrheit von Gemäßigten, die noch einmal, zum letztenmal, das Gesetz gegen den Pöbel zu behaupten wagte.

Aber sie konnten schon nicht mehr die offene Sprache der Wahrheit reden. Um die Wiederherstellung des constitutionellen Königs zu ermöglichen, mußten sie ihn als unschuldig darstellen, der nur von der aristokratischen Partei gegen seinen Willen entführt worden sey. Barnave übertraf sich selbst an Geist, indem er in einer herrlichen Rede dem französischen Volke empfahl, sich mit der errungenen Freiheit unter einem so gutmüthigen constitutionellen König zu begnügen und die Revolution nicht auf eine Spitze zu treiben, von der sie zum Despotismus umkehren müsse. Euer wahnsinniger Haß gegen den König, rief er aus, ist nur die Kehrseite einer eben so wahnsinnigen

Liebe, mit der ihr euch einmal einem Andern hingeben werdet! Aber die Pariser begriffen damals die tiefe Wahrheit dieser napoleonischen Prophezeihung nicht. Sie hielten vielmehr jene Gemäßigten für wahnsinnig, die einen König erhalten wollten, der thatsächlich nicht mehr regierte, nicht mehr regieren konnte. Brissot im Jakobinerclub, Desmoulins in der Presse sprachen sich entschieden, der letztere mit gräßlichem Hohn aus. Nachdem man dem Geiste der Verneinung, der die ganze Revolution vorbereitet, eine öffentliche Huldigung gebracht hatte, durch Versetzung der Ueberreste Voltaires ins Pantheon (11. Juli), sammelte sich die republikanische Partei auf dem Marsfelde, Danton und Desmoulins hielten hier vom Altare des Vaterlandes herab Reden und ließen eine Petition an die Nationalversammlung unterzeichnen, welche die Republik verlangte. Da entschloß sich die constitutionelle Partei zum Aeußersten und ließ das Martialgesetz durch Lafayette und Bailly, als die zuständigen höchsten Militär- und Civilbeamten der Hauptstadt, vollziehen. Die Masse wurde aufgefordert, auseinanderzugehen, und als sie Widerstand leistete, durch Schüsse auseinandergetrieben, wobei etwa 600 Menschen fielen (17. Juli). Aber dieser Sieg wurde nicht weiter verfolgt. Nur wenn man den Jakobinerclub geschlossen und die wüthendsten Libellisten füsilirt hätte, wäre vielleicht Ruhe geworden. Da man es nicht that, setzten die letzteren ihre Wühlereien fort und überhäuften Lafayette mit eben so viel Schmach als den König. Sämmtliche Constitutionelle und Gemäßigte einigten sich damals in der Kirche der Feuillans zu einem neuen Club, der das Uebergewicht in der Versammlung, aber nicht in der Stadt besaß und das unheilvolle Wirken des Jakobinerclubs um so weniger hemmte, als die Nationalversammlung den halb großmüthigen, halb perfiden Beschluß gefaßt hatte, keines ihrer Mitglieder solle nach Verkündigung der endlich fertig gewordenen Constitution in die neue gesetzgebende Versammlung eintreten dürfen. Die Feuillans verloren also, nachdem sie sich kaum geeinigt hatten, alle ihre Stimmen im höchsten Rathe der Nation.

Die letzten Berathungen der Nationalversammlung betrafen die Frage der Colonien. Am 15. Mai hatte man im Freiheitsrausche

die Mulatten emancipirt, als nun aber auch die Neger frei seyn wollten, klagten die Weißen auf der großen Insel St. Domingo, das müsse zum Ruin und Verlust der ganzen Colonie führen, die schwarze Race sey zur Freiheit nicht reif 2c. Die Feuillans begriffen das und setzten unter dem heftigsten Widerspruch der Jakobiner am 24. September die Zurücknahme jenes früheren Beschlusses durch. Aber es war zu spät. Mulatten und Neger standen auf, die Weißen zu ermorden. — Am 27. August bewilligte die Versammlung den Ueberresten Rousseaus die Ehre des Pantheons.

Die Constitution war nun endlich fertig (30. September). Der König behielt darin noch immer schöne Rechte, von denen er nur bei der damaligen Stimmung keinen Gebrauch machen konnte. Die gegen ihn verhängte Suspension wurde feierlich aufgehoben und er trat wieder in den Besitz der vollziehenden Gewalt. Die Wahlen zu der neuen gesetzgebenden Versammlung waren vollzogen und schon am 1. October trat sie mit dem König in ihre neue verfassungsmäßige Wirksamkeit ein.

Drittes Buch.

Umsturz des französischen Throns.

Der Buchstaben der Verfassung von 1791 sicherte dem Könige wohlabgewogene Rechte, wie sie in einer constitutionellen Monarchie als Attribute der Krone unerläßlich sind; aber der Geist des französischen Volks in jener stürmischen Zeit war nicht geartet, sich an diesen Buchstaben zu halten. Die gesetzgebende Versammlung hielt nicht, wie beabsichtigt war, der Krone das Gleichgewicht, sondern in ihr lag ein schweres Uebergewicht, an dem noch überdies die Anarchie mit Millionen Händen zog.

Die Versammlung zählte 747 Mitglieder, darunter keines aus der früheren, doch noch in demselben Parteiverhältniß, indem 260 Feuillans 200 Jakobinern gegenüberstanden, der Rest war neutral. Unter den Männern der Feuillans glänzten Vaublanc, Girardin, Ramond, Dumas, die aber nicht so viel bedeuteten als die gesetzlich von der Nationalversammlung ausgeschlossenen älteren Feuillans. Die Jakobinerpartei hatte durch den Ausschluß keinen bedeutenderen Mann als Robespierre in der Nationalversammlung verloren, dafür aber eine Menge neuer Kräfte gewonnen, welche sich bald in zwei

Gruppen trennten. Das waren einerseits die Girondins, so genannt, weil die Deputirten der Gironde (Vergniaud, Guadet, Gensonné) unter ihnen hervorragten, aber auch Brissotiers genannt, weil der vielredende und vielstreitende Brissot eine große Rolle unter ihnen spielte. Zu ihnen gehörten die Stadtvorsteher von Paris, Petion und Manuel, der Abbé Claude-Fouchet, Condorcet, Buzot, Isnard, Louvet, Carra 2c.

Die zweite Gruppe bildeten die Montagnards oder die Bergpartei, so genannt, weil sie die höchsten Sitze in der Nationalversammlung einnahmen. Ihre Häupter waren Danton, Camille Desmoulins, der schmutzige Capuziner Chabot, Collot d'Herbois, Merlin von Thionville, Couthon. Außerhalb der Versammlung wurden die Clubs jetzt um so lebendiger, als sich die Mitglieder der ersten Nationalversammlung in sie zurückzogen. Man bemerkte namentlich, daß Robespierre mit derselben Zähigkeit und mit mehr Glück sich an die Rednerbühne bei den Jakobinern klammerte, wie früher an die in der Nationalversammlung. Die Lehren, welche dort noch verachtet und verhaßt gewesen, wurden hier mit Verehrung aufgenommen. Der vorher unbedeutende, ja langweilige Redner wurde ein Orakel des gemeinen Volks. Schon am 1. October nach der Eröffnung der neuen Versammlung wurde Robespierre mit Petion vom Volke bekränzt.

Der König beging einen kaum begreiflichen Fehler, indem er die neue Versammlung reizte. Er ließ nämlich ihre erste Deputation nicht vor und hieß sie warten. Indeß vertrug man sich wieder. Der arme unbehülfliche König wurde ein Spielzeug der Intrigue. Kaiser Leopold hatte, sobald er von der mißlungenen Flucht des Königs hörte, von Padua aus alle Mächte aufgefordert, die Sache des gefangenen Königs zu unterstützen. Auch Katharina II. und Gustav III. hetzten zum Kriege gegen Frankreich. Als aber Leopold am 27. August auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz mit Friedrich Wilhelm II. zusammen kam, verständigten sie sich, den Weg der Mäßigung einzuschlagen, und erließen eine beruhigende Erklärung, worin sie das Vertrauen aussprachen, Frankreich werde als constitutionelle Mo-

narchie mit den übrigen Mächten in Frieden leben können. Leopold II. war der erste, der die Tricolore anerkannte. Die neuen constitutionellen Minister in Paris wußten aber die Mäßigung nicht zu würdigen. Der neue Kriegsminister, der junge Herr von Narbonne, war durch Weiber, die Frau des Philosophen Condorcet und Frau von Staël, auf seinen wichtigen Posten gelangt und trachtete nach Lorbeern, indem er sich einbildete, durch einen ruhmvollen Krieg nach außen die Revolution im Innern ersticken zu können. Er benutzte daher die drohende Erklärung von Padua, um Oesterreich den Krieg zu erklären, und unterhandelte heimlich mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, um ihn in den französischen Dienst herüberzulocken, der es jedoch ablehnte. Narbonnes College, der Minister Bertrand de Molleville, billigte den Kriegsplan und rieth dem König, unterdeß „den Geist der Verfassung durch den Buchstaben zu tödten," und unter erheucheltem Eifer für dieselbe sich möglichst passiv zu verhalten und Zeit zu gewinnen, bis die Uebertreibungen der Jakobiner und das Ausland ihm Luft verschaffen würden. In diesem Sinne erließ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delessart, ein übermüthiges Schreiben an den Kaiser Leopold, und verlangte im Befehlshaberton, derselbe solle jeder Verbindung mit andern Mächten gegen Frankreich entsagen. Leopold ließ sich aber dadurch nicht reizen, sondern antwortete äußerst mild und versöhnend, die frühere Erklärung von Padua sey schon durch die spätere von Pillnitz zurückgenommen und er habe lediglich nichts Feindliches im Sinne, sondern setze Vertrauen in die verfassungsmäßigen Zustände Frankreichs. Ganz ebenso erklärte sich Preußen.

Dadurch wurde der Plan Narbonnes durchkreuzt, der, obgleich er die Grenzen bereiste und ganz Frankreich allarmirte, doch den Krieg gegen das so friedlich gesinnte Oesterreich nicht erklären konnte. Nun wurde zunächst Bertrand de Molleville's Plan verfolgt, und als ein neuer Maire für Paris gewählt werden und Bailly abtreten mußte, ließ das Ministerium alle seine Stimmen Petion, dem damaligen Abgott des Volkes, zuwenden und nicht dem General Lafayette, dem die Gemäßigten diese Stelle zudachten, sofern auch er

seine Stelle als Chef der Nationalgarde niederlegen mußte. Durch diese verkehrte Politik stärkte der König selbst die Partei seiner grimmigsten Feinde, während Narbonne beschämt, sein Feuereifer erloschen war und Delessart sich durch einlenkende, noch dazu geheim gehaltene Unterhandlungen mit dem Auslande nur verdächtig machte. Kaiser Leopold war gestorben, sein junger Sohn und Nachfolger Franz noch nicht zum Kaiser gewählt, die Politik des Auslandes in Hinsicht auf Frankreich noch nicht festgestellt.

Auch Lafayette legte seine Stelle nieder, die nicht ersetzt wurde, indem die Obersten der Nationalgarde abwechselnd den Oberbefehl übernahmen. Er zog sich aufs Land zurück, unfähig die Parteien noch zu beherrschen und müde des Undanks. Ein neuer Freund bot sich dem König an. Der Herzog von Orleans kehrte nämlich aus England zurück und hatte dort ruhiger in die Revolution seines Vaterlandes hineinblicken gelernt. Sollte die Anarchie nicht zuletzt ihn selbst verschlingen, mußte er sich zum Könige halten. Die Versöhnung fand statt, aber ohne Wissen der Höflinge, die den Herzog, als er zur Tafel kam, aufs raffinirteste verhöhnten, sogar bespuckten. Er glaubte, das sey eine Rache der Königin, und warf sich nun ganz den Jakobinern in die Arme.

Die Erbitterung der Parteien wuchs während des Winters, so wie der Argwohn gegen den Hof. Gironde und Berg wetteiferten in verschärften Maaßregeln gegen den ausgewanderten Adel und gegen den renitenten Klerus. Am 29. November wurde beschlossen, den nicht beeidigten Priestern auch den bisher gestatteten Gottesdienst zu verbieten. Die revolutionäre Presse erschöpfte sich in den wüthendsten Angriffen auf die Priester und auch schon auf das Königthum*).

*) Auf dem Theater stellte M. J. Charnier Karl IX. dar, wie er in der Bartholomäusnacht sein Volk mordet. Alles schwärmte für die Hugenotten und erboste sich über die alte Kirche. Reißt den Pfaffen die Zungen und den Aristokraten die Daumen aus, schrieb Marat im ami du peuple. Damals begannen auch die revolutionären Tragödien im classischen Styl: Brutus, Lucretia, Cäsars Tod, Timoleon, Virginia, Grachus, Spartacus, Nero, Wilhelm Tell rc.

Im Dezember begannen die Jakobiner den Club der Feuillans zu sprengen. Zuerst zwangen sie dieselben, ihre Sitzungen öffentlich zu halten, und schickten ihre wildesten Schreier hinein. Als nun der arme Club gesetzlichen Schutz gegen die Störungen verlangte, gab ihm der Maire eine Wache, die mit dem Pöbel wetteiferte, die Feuillans zu verhöhnen, so daß man den Club als angeblich ruhestörend aufhob. Die Gironde beging den größten Fehler, indem sie die Feuillans preisgab. Sie hätte sich mit diesen ehrlichen Constitutionellen und der honetten Bourgeoisie vereinigen und nicht alle Gewalt der Bergpartei und dem Pöbel in die Hände spielen sollen.

Nach dem Neujahr 1792 war die Ungeduld der vorwärts strebenden Revolutionspartei nicht mehr zu zügeln. Die Bewegung begann außerhalb Paris. Durch die im ganzen Lande verbreiteten Jakobinerclubs wurden die Garnisonen immer meuterischer. Die Offiziere flohen in Masse über die Grenze, um ihr Leben zu retten und um dem geheimen Ruf Condés nach Coblenz zu folgen. Damals circulirte ein Brief von Monsieur und Artois, worin diese erklärten, ihr Bruder, der König, verabscheue die ihm aufgedrungene Verfassung und werde sie nicht halten, weshalb die Emigrirten durch seinen Scheinconstitutionalismus sich nicht gebunden erachten sollten. Dieser Brief, der das Emigrantencorps vertheidigen sollte, schadete dem König unendlich, weil man ihn im Complott wähnte. Inzwischen mehrte sich die Emigration. Man zählte schon 1900 geflüchtete Offiziere. Das treugebliebene Schweizerregiment Ernst zu Aix wurde von bewaffneten Volksmassen aus Marseille entwaffnet. Die wegen ihres Frevels in Nancy zu den Galeeren verurtheilten Schweizer (42 an der Zahl) wurden nicht nur freigesprochen, sondern von Brest feierlich abgeholt, um in Paris Triumphe zu feiern. Vergebens sträubten sich die Feuillans, die Jakobiner setzten es doch durch, daß diese Helden der straflosen Anarchie unter Trommelschlag und umringt von jauchzendem Gesindel in den Saal der Nationalversammlung eingeführt wurden (15. April). Im Club der Jakobiner*) hing man

*) In der Mitte der Langseite der ehemaligen Kirche befand sich ein

feierlich ihre Ketten als Festons rings an den Wänden auf, wo sie belassen wurden. Diese Menschen brachten aus Brest die rothe Mütze der Galeerensträflinge mit, die fortan alle Jakobiner trugen. Schon einige Wochen vorher (19. März) hatte dieselbe Versammlung den gräßlichen Jourdan und seine Gesellen freigesprochen, welche am 16. October zu Avignon 53 Männer und Frauen (nach vorangegangener Schändung) abgeschlachtet und in einen Eiskeller geworfen hatten. Man weiß nicht, ob es derselbe Jourdan war, der in Paris der Kopfabhauer hieß. Avignon war Eigenthum des Papsts, aber die Jakobiner hatten bereits seine Vereinigung mit Frankreich durchgesetzt. In Arles hatte sich damals das Volk gegen die Jakobiner erhoben, aber von Marseille aus, wo Barbaroux, ein schöner junger Mann und Anhänger der Girondins, das meiste Ansehen hatte, begann alsbald ein Freischaarenzug gegen Arles. In der Normandie zog eine Bande von 1—8000 Mann umher und nahm gewaltsam die Waaren um einen von ihr selbst gesetzten niedern Werth weg.

Die Jakobiner triumphirten. Schon am 12. Februar hatte Petion als Maire durchgesetzt, daß den rechtlichen Bürgern, aus denen bisher die Nationalgarde bestand, Bataillone von Pikenmännern aus dem Pöbel zugesellt wurden, die bald darauf die rothe Mütze als Parteizeichen annahmen. Die Tyrannei der Galerie wurde auch in der Nationalversammlung immer unerträglicher. Jeder Gemäßigte wurde verhöhnt, nur die Enragés, wie man sie nannte, mit Beifall bedeckt. Auch die Sprache wurde cynischer. Man bemerkte in diesem Winter zum erstenmal den Einfluß der Revolution auf die Trachten. Die Jakobiner puderten ihre Haare nicht mehr und trugen statt der dreieckigen Hüte runde. Auch die Zöpfe fingen schon an sich aufzulösen.

Altar mit der Tafel der Menschenrechte, den Büsten des Rousseau, Helvetius und Mirabeau, und einem Bündel Piken, auf der Spitze die rothe Mütze der befreiten Galeerensklaven als Symbol der Freiheit. Gegenüber die Rednerbühne. Ringsumher amphitheatralisch erhobene Sitze, die unteren Sitze ausschließlich den Frauen bestimmt, unter denen die Fischweiber (Damen der Halle) sich durch ihre Frechheit hervorthaten.

Das Ministerium war unhaltbar geworden. Brissot klagte Delessart an, der am 10. März dem Gerichtshofe in Orleans ausgeliefert wurde. Die übrigen blieben wenigstens straflos. Der König zauderte nicht, mit Uebergehung der Feuillans ein girondistisches Ministerium zu ernennen, in Erwartung, diese Neulinge würden unfähig seyn, alles übertreiben und dadurch eine ihm günstige Krisis beschleunigen. Aber er täuschte sich. Unter den neuen Ministern ragte Roland hervor, der alte Gatte eines jungen und schönen Frau, die in ihrem geistreichen Zirkel die ganze Gironde beherrschte. War nun Roland auch nur ein fleißiger Arbeiter ohne höheren Geist, so doch ein sehr systematischer, zur Republik geneigter Schwärmer für Freiheit und unterstützt von jüngeren glänzenderen Talenten. Neben Roland (Minister des Innern) übte den größten Einfluß Dumouriez (Minister des Auswärtigen). Dieser etwas über fünfzig Jahre alte Abenteurer und Projectmacher hatte sich als Soldat und in vielen andern Rollen versucht, bis er zu einer Sendung des Girondisten Gensonné in die für ihre Priester aufgestandene Vendée zugezogen wurde. Gensonné stattete der Nationalversammlung nicht nur einen höchst verständigen Bericht über das wackere, sittenreine, patriarchalische Landvolk der Vendée ab, das er nicht zu beunruhigen dringend empfahl, sondern nützte ihr auch durch das bisher unbekannt gebliebene Talent Dumouriez, das er in die großen Geschäfte einführte. Als Roland das erstemal zum König ging, ohne Schnallen auf den Schuhen, und der Oberceremonienmeister ihn anfangs nicht einlassen wollte und dann ganz entsetzt ausrief „ohne Schnallen?" sagte Dumouriez lachend zu ihm: „alles ist verloren." Dieser Dumouriez riß bald die erste Stelle an sich. Nie verlegen, nie durch eine Ueberzeugung oder durch einen Gewissensscrupel beengt, bezauberte er den König und den Berg, wie er die Gironde bezaubert hatte. Den König lehrte er, nur keine Angst zu haben, nur muthig durch den Strom zu waten und dabei das Banner der Revolution recht hoch zu tragen; zugleich aber die Kriegserklärung zu beschleunigen, alsdann würde er, Dumouriez, das Heer befehligen und stark genug werden, den König zu befreien. Bei den Jakobinern setzte

derselbe Dumouriez die rothe Mütze auf und umarmte Robespierre. Das erregte natürlich bald das Mißfallen der Frau Roland. Im Grunde wollte er nichts anderes als Narbonne (und später Napoleon), nämlich die Revolution durch den Krieg ersticken. Das spürte Robespierre wohl, der sich nicht bereden ließ, den Krieg zu bevorworten, und in den bittersten Zank mit Brissot gerieth, als dieser, der immer gern große Politik trieb, den Krieg empfahl. Im Sinne Robespierres schrieb damals Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen Brissot.

Die Kriegslust der Gironde bedrohte Europa mit einem allgemeinen Kriege, welcher die Freiheitsidee der nordamerikanischen Revolution durch alle Länder tragen sollte. Allein Europa rührte sich nicht und ließ sich erst durch Frankreichs Kriegserklärung aufrütteln. Das deutsche Reich hatte gerechte Ursache, über Frankreich zu klagen. Durch das Gesetz vom 4. August 1789 und durch die Säkularisation waren eine Menge deutscher Bischöfe, Fürsten und Herren, die im Elsaß begütert waren *), ihrer Rechte und zum Theil auch ihrer Güter beraubt worden. Der Reichstag reclamirte nur langsam und schwerfällig. Ohne den Kaiser konnte er seinen Forderungen keinen Nachdruck geben, aber der Kaiser hielt an sich. Katharina II. von Rußland munterte nämlich Preußen und Schweden zum Krieg gegen Frankreich auf, um sich unterdeß Polens zu bemeistern. Das wollte Oesterreich um jeden Preis hindern und auch Preußen ließ sich nicht so blind gegen Frankreich fortreißen, um nicht argwöhnisch nach Polen zurückzublicken. Daher das Zaudern der deutschen Mächte. Die Gironde glaubte nun um so kühner vorschreiten zu dürfen und

*) Die meisten rheinischen Erzbischöfe und Bischöfe von Basel bis Trier und Köln, der Herzog von Württemberg (wegen Mömpelgard), der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen, Löwenstein ꝛc. Herzog Karl von Württemberg, der das Schlimmste kommen sah, reiste 1791 nach Paris, um Mömpelgard an Frankreich zu verkaufen. Die Antwort war abschlägig, man hoffe Mömpelgard umsonst haben zu können.

Dumouriez wählte den Krieg, um als Feldherr zu glänzen und an der Spitze einer siegreichen Armee Frankreich zur Ordnung zurückzuführen. Daher schrieb Dumouriez an die auswärtigen Mächte in einem viel festeren, herausfordernden Tone, als Delessart, und beeilte sich, als die Antworten nicht genügten, durch den König schon am 20. April Oesterreich den Krieg erklären zu lassen. Die Güter der Ausgewanderten wurden sequestrirt.

Die Kluft zwischen der Gironde und dem Berge wurde erweitert, als die erstere durch Petion nicht nur die Stadt Paris, sondern nun auch durch Roland das Ministerium leitete. Jede höher gestellte Partei wird von der unten zurückgebliebenen beneidet. Der Haß gegen die Feuillans ging also damals schon bei den Jakobinern auf die Girondisten über. Von diesen wurden Guadet, Vergniaud, Gensonné heimlich vom König zu Rathe gezogen, aber sie konnten sich mit dem Könige doch nicht verständigen, so wenig wie Roland, weil sie zu sehr von ihrer Freiheitsidee eingenommen waren. Dumouriez selbst erkannte, daß diese systematischen Denker aus Rousseaus Schule zum Handeln nicht gemacht seyen, und hielt sich lieber an die Jakobiner. Unter diesen war Robespierre mit dem Krieg überhaupt nicht einverstanden, weil er instinktartig fühlte, der Krieg werde die Freiheit verschlingen. Dagegen fand Dumouriez an Danton einen Mann, ganz wie er ihn brauchte. Danton nahm Geld vom Hofe und war doch der Abgott der Jakobiner. Er nahm die Stellung ein, die früher Mirabeau gehabt. Petion schwankte und suchte Gironde und Berg zu versöhnen. Vergebens, diese beiden Parteien bekämpften sich aufs erbittertste.

Der Ausbruch des Kriegs rief Dumouriez zum Heere, wohin auch Lafayette zum großen Aerger der Jakobiner berufen wurde, die ihn heftig anklagten und im Voraus als Verräther bezeichneten. Ohne Dumouriez wollte sich der König nun den groben Roland nicht mehr gefallen lassen. Roland war ein kleinlicher Fanatiker. Schon vor der Revolution hatte er einmal öffentlich vorgeschlagen, die menschlichen Leichen nicht unnütz zu vergraben, sondern ein nutzbares Fett aus ihnen zu ziehen. Kaum war er Minister, so verbot er allen Geistlichen,

in ihrer Amtstracht zu erscheinen, nicht um sie den Insulten des Pöbels zu entziehen, sondern aus philosophischem Haß gegen die Kirche. Als constitutioneller Minister eines Königs predigte er in seinem Blatt offen republikanische Grundsätze. Um sich aber auf alle Fälle den Rücken zu decken, damit man ihn nicht als Königsfreund verdächtigen könne, veröffentlichte er einen langen Brief, den er (oder vielmehr für ihn seine Frau) an den König geschrieben hatte und demselben auf die gröbste Art den Text las und belehrte, wie ein wahrer Bürgerkönig sich zu verhalten habe. Das war dem König denn doch zu viel und er hoffte wohl überhaupt auf eine rasche Entscheidung des Kriegs, nahm also ein neues Ministerium aus Feuillans, unbedeutende Namen. Die Gironde zog sich nun erbittert von ihm zurück und neigte seitdem entschieden zur Republik. Ihr Journalist Carra verleumdete die Königin, sie stehe an der Spitze eines „österreichischen Ausschusses“ und conspirire mit dem Ausland. Die Gironde schien mit dem Berge nur zu wetteifern im Königshaß und diese Uebereinstimmung der Parteien erhöhte die Fieberhitze in den Massen. Schon rief eine Wache am Schlosse der Königin ins Fenster, er wünschte ihren Kopf auf seinem Bajonnet aufpflanzen zu können, und Sänger stellten sich auf, ihr die unzüchtigsten Satiren auf sie selber zuzusingen. Lafayette schrieb von seinem Lager aus einen Brief an die Versammlung, worin er ihr dringend constitutionelle Gesinnungen empfahl. Allein er wurde verhöhnt und konnte die Strömung zur Republik nicht aufhalten.

Dumouriez ließ die Revolution hinter sich, um durch Siege und Eroberungen die Armee für sich zu gewinnen und dann das entscheidende Wort zu reden. Aber sein Plan, die österreichischen Niederlande wegzunehmen, scheiterte schon im Beginne. Die unter Biron bei Mons und unter Dillon bei Lille vorgeschobenen Truppen liefen beim ersten Anblick nur weniger Oesterreicher davon unter dem Schreckensrufe: sauve qui peut! es ist nicht ausgemacht, ob aus Feigheit oder Verrath (30. April). Artur Dillon wurde völlig unschuldig von seinen wüthenden Soldaten ermordet. Diese Vorfälle und der Einmarsch der Preußen vom Rhein her nöthigten Dumou-

riez, die Niederlande einstweilen aufzugeben. General Montesquieu, der Savoyen erobern sollte, weil der französische Gesandte Semonville in Piemont verhaftet worden war, fand noch gar keine Rüstungen vor.

Auch in Paris schrie man natürlich über Verrath der Generale und beschloß ein neues sicheres Revolutionsheer in einem Lager bei Paris zu versammeln. Schon früher hatte man die Föderirten beim Julifest in Paris gesehen, man lud sie also wieder ein, jenes Lager zu bilden. Die Gironde hatte dabei den Nebenzweck, eine Armee aus den Provinzen in der Nähe zu haben, um damit die Pariser zu zügeln. Der junge, schöne, heldenmäßige Barbaroux aus Marseille ließ von dort die enragirtesten Matrosen und andere Kraftmenschen kommen, deren wildes Feuer ein durch sie zuerst berühmt gewordener und nach ihnen benannter Gesang nährte, die Marseillaise Aux armes, citoyens, le jour de la gloire est arrivé! Dieses schöne Lied war von Rouget Delisle im Hause des Maire Dietrich in Straßburg gedichtet und von dessen Töchtern zuerst gesungen worden. Dieselbe Melodie spielte bald darauf bei Dietrichs Hinrichtung und Delisle selbst hörte sie zitternd von den Banden spielen, vor denen er aus dem Vaterlande floh.

Die Pariser kamen den Föderirten zuvor und trachteten dem Königthum ein Ende zu machen, ehe ihm etwa neue Kräfte zuwüchsen. Er verlor aber in diesen Tagen seine letzte Stütze. Ein grober Brief Lafayettes an die Versammlung drohte unvorsichtig den Jakobinern und klagte Dumouriez an. Dumouriez selbst wollte den König schützen, glaubte es aber nicht mehr zu können, weil der König sich hartnäckig weigerte, gegen die harte Priesterverfolgung kein Veto einzulegen, und ging wieder zur Armee. . Die wüthenden Jakobiner, denen die fernen Generale keinen Widerstand leisten konnten, schritten jetzt zur That. Das Veto, das der König am 19. Juni gegen die Deportirung der eidweigernden Priester und gegen das Lager der Föderirten einlegte, diente zum Vorwand. Schon am 20. stand das Volk auf, geleitet von den Männern des Berges. Die Gironde und insbesondere Petion zogen sich in eine sträfliche Passivität zurück. Die von

dem Bierbrauer Santerre befehligte Masse, in der 70,000 Nationalgarden, Pikenmänner, Pöbel und Weiber sich mischten und unter denen wieder die schöne Lütticherin (die auch begeisterte Reden bei den Cordeliers zu halten pflegte und von C. Desmoulins der Judith verglichen wurde) und der Kopfabhacker Jourdan eine Hauptrolle spielten, verlangten Entfernung der unpopulären Minister und des Veto, ließen aber durchblicken, daß sie unter dem Veto den König selber verstanden. Die Versammlung schämte sich nicht, diesem Haufen den Durchzug durch den Saal zu gestatten. Drei Stunden lang mußten die Deputirten demselben zusehen, betäubt von Geschrei und erstickt von dem Dunstkreise dieses Pöbels. Unter den Sinnbildern, die man im Zuge trug, bemerkte man ein blutendes Herz mit der Inschrift: „Aristokratenherz," einen Galgen, woran eine Puppe der Königin hing, ein paar zerrissene Hosen auf einer Stange als Ehrenzeichen der Sansculottes, welchen von Maury zuerst gebrauchten Spottnamen der Pöbel zu seinem Ehrennamen machte. Aus der Versammlung begab sich der Haufen in die Tuilerien, drängte die Wache zurück und brach mit wildem Geheul in die Zimmer des Königs ein. Dieser unglückliche Monarch mußte von einem Stuhle aus, den man auf einen Tisch gesetzt hatte, fünf Stunden lang die Grobheiten des Pöbels anhören. Obgleich Piken und Säbel gegen ihn geschwungen wurden, wagte es doch Keiner ihn zu tödten. Er behauptete eine merkwürdige Festigkeit, protestirte gegen die unmittelbare Einmischung des Volks, berief sich auf sein constitutionelles Recht und bewilligte nichts von allen den Forderungen, die man an ihn stellte. Als ein Nationalgardist ihm zurief: „fürchten Sie nichts," nahm er dessen Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: fühlen Sie, ob mein Herz schneller schlägt als gewöhnlich! Der Fleischer Legendre nannte ihn ins Gesicht einen Verräther des Volks; man zwang ihn, eine rothe Mütze aufzusetzen, fügte jedoch dem Schimpf keine thätliche Mißhandlung hinzu. Als er aus der Flasche eines zerlumpten Kerles trank, um bei der erstickenden Hitze seinen Durst zu löschen, schrie man sogar wieder: vive le roi! Santerre erlöste ihn vollends. Unterdessen war die Königin noch schlimmer bedroht. Prinzeß Elisa-

beth, die man mit ihr verwechselte, wurde vom Pöbel mit gräßlichen Drohungen verfolgt, rief aber, als man den Irrthum aufklärte, man solle es nicht thun, sie wolle gerne für die Königin sterben. Der Haufen drang endlich auch bis zu dieser selbst durch, stutzte aber vor der hohen Frau, die ihre beiden Kinder in den Armen hielt, und begnügte sich auch hier mit Beschimpfungen. Besonders riefen die Damen der Halle der Königin die unflätigsten Dinge zu. Man setzte auch dem Dauphin eine rothe Mütze auf, die ihn fast erstickte, bis Santerre sie ihm abnahm. Ganz spät erschien Petion und bewog die Menge, das Schloß zu räumen.

Die Erfolglosigkeit dieses rohen Ueberfalls machte den Constitutionellen Muth, die Urheber desselben anzuklagen. Auch Lafayette kam in höchster Entrüstung herbei, um mit seinem ganzen Ansehen das des constitutionellen Königs aufrecht zu erhalten. Aber der Hof selbst empfing ihn kalt und lehnte seine Hülfe ab, aus unbezwinglichem Widerwillen gegen diesen ersten Apostel der Freiheit, oder durch die falschen Rathschläge Dantons mißleitet, oder in Erwartung einer baldigen Befreiung durch die Preußen. Die Gironde gab sich ganz der Umsturzpartei hin, um die Herrschaft in ihr zu behaupten, und aus Haß gegen den König, der ihren Roland zurückgewiesen hatte. Frau Roland äußerte ihr innigstes Vergnügen über den 20. Juni: „wie gerne wäre ich dabei gewesen, um die lange Demüthigung der hochmüthigen Königin mitanzusehen.“ Die Constitutionellen wagten Petion anzuklagen, den seine Freunde von der Gironde schützen mußten. Das Volksgeschrei, das durch ganz Paris wiederhallte „Petion oder den Tod!“ schmeichelte der Gironde. Man setzte der Anklage Petions eine des Generals Lafayette entgegen, weil derselbe eigenmächtig das Lager verlassen hatte. Er wurde zwar freigesprochen, aber mit Recht verspottet, weil er hatte drohen wollen, ohne seine Armee mitzubringen. Danton nannte ihn „den Eunuchen der Revolution.“ Man stritt in der Versammlung mit der giftigsten Erbitterung, welche zuletzt immer auf den König gelenkt wurde. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, erhob sich am 3. Juli, um zu beweisen, daß die Entthronung des Königs unvermeidlich sey; ein König könne nicht

Freund der Freiheit seyn, ein gedemüthigter König könne die nicht lieben, die ihn so tief erniedrigten, er müsse sich mit dem Ausland gegen sein eigenes Volk verschwören, er müsse die Vertheidigungsanstalten gegen das Ausland im Innern so lange hemmen und vereiteln, als ihm dazu noch Macht gelassen werde; das sey natürlich, eben so unumgänglich sey es aber auch für eine Nation, die frei seyn wolle, sich eines solchen Königs zu entledigen. — Dennoch behaupteten die Constitutionellen noch das Feld und hielten das Ansehen des Königs wenigstens äußerlich noch aufrecht, ja am 7. Juli ließen sich die Parteien in der Nationalversammlung durch eine rührende Rede des Bischof Lamourette sogar zu einer Versöhnungsscene mit allgemeiner Umarmung und Küssung hinreißen, worauf auch der König schnell herbeigerufen und zum letztenmal freudig begrüßt wurde. So geschah es, daß er, nachdem Petion am 13. Juli freigesprochen worden war, am 14. Juli dem Bundesfest auf dem Marsfelde noch wie vor zwei Jahren als Oberhaupt der Nation anwohnen durfte und ungekränkt blieb, außer daß man ihn nöthigen wollte, einen großen, ganz mit Sinnbildern der alten Zeit behangenen, sogenannten Baum des Feudalismus anzuzünden, was er ablehnte. Er vertraute zu viel. Nicht er, sondern Petion war der Held des Tages, „Petion oder den Tod" das Feldgeschrei. Vergebens erbot sich damals Lafayette, den König zu seiner Armee zu entführen. Ludwig XVI. blieb unter seinen Feinden, deren ganzer Grimm nun erwachte.

Schon am 15. Juli befahl die Versammlung die Entfernung der königlichen Garde, mit einziger Ausnahme der Schweizer. An demselben Tage wurde d'Espremenil auf der Terrasse der Feuillans zu Boden geschlagen und bei den Haaren zu einer Kloake geschleppt, in der man ihn ersticken wollte. Nationalgarden retteten ihn. Als er blutend und schwerverwundet in die Mairie gebracht wurde, fiel Petion bei seinem Anblick in Ohnmacht. Die Gironde, heimlich bange vor dem Berge, wollte sich noch einmal des Königs annehmen, um ihn als Werkzeug zu brauchen und ihre Partei am Staatsruder zu erhalten. Weil aber der König nichts mehr von Roland wissen wollte,

stimmten sie wieder mit dem Berge. Indessen sollten ihnen die tapfern und damals sehr gefürchteten Marseiller zur Stütze dienen.

Die Marseiller, nur 1500 Mann, aber von der entschlossensten Race, kamen erst am 29. Juli nach Paris, an dem Tage, an dem das vom 25. datirte Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt wurde.

Die Coalition gegen Frankreich war endlich zu Stande gekommen. Nach seiner Kaiserkrönung in Frankfurt am Main am 14. Juli 1792, der letzten im h. römischen Reiche, war der junge Franz II. mit dem König von Preußen in Gegenwart von fünfzig Fürsten und hundert andern großen Herren in Mainz zusammen gekommen und hatten den Einmarsch in Frankreich verabredet. Der feurige Preußenkönig wollte das gefangene Königspaar ritterlich befreien.*) Oesterreich schob ihn gerne voran, um für sich selbst bequemer erobern zu können. Mallet du Pan, heimlich von Ludwig XVI. entsendet, beschwor die Monarchen vergebens, in ihrem Kriegsmanifest die Stellung Ludwigs als eines constitutionellen Königs zu achten. Das preußische Manifest, erlassen vom Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Armee aber Friedrich Wilhelm II. selbst begleitete, wurde von dem Emigranten Lumond verfaßt und drohte, die Preußen würden alle Städte uud Dörfer in Frankreich in Asche legen, wenn sie nicht zum Gehorsam unter ihren König zurückkehrten. Man war durch die Leichtigkeit, mit der früher Holland und Brabant unterworfen worden waren, durch die feige Flucht der französischen Truppen bei Mons und durch die Prahlerei der Emigrirten getäuscht worden. Im preußischen Lager redete man nicht von einem Feldzug, sondern nur von einem Spaziergang nach Paris. Aber die Emigrirten ließ man nicht in einer Masse beisammen, sondern vertheilte sie unter die Oesterreicher und Preußen, um ihren Wider-

*) In seinem Harem war Zwietracht. Die Lichtenau feuerte ihn zum Kriege an, die Dönhof warnte ihn. Diese Dame, welche dem Könige den heldenkräftigen Grafen von Brandenburg gebar, hat es am besten mit ihm gemeint.

stand zu brechen, wenn sie sich etwa gegen die Eroberungen sträuben wollten, welche Kaiser Franz bezweckte.

Das Manifest, welches nur im Ausland großes Aufsehen machte, wurde in Paris nur benutzt, um den Sturz des Thrones zu beschleunigen. Petion, als Maire von Paris, verlangte die Absetzung des Königs. Jean Debry von der Bergpartei klagte Lafayette an. Dieser wurde freigesprochen, der Pöbel aber mißhandelte mehrere Abgeordnete, die für ihn gestimmt hatten (29. Juli). Unterdeß wurden die Marseiller von Danton bearbeitet und fraternisirten mit den Parisern, statt der Gironde gegen dieselben zu dienen. Man schickte die Linientruppen aus der Stadt gegen den Feind und löste die royalistisch oder constitutionell gesinnten, aus den bessern Bürgern zusammengesetzten Compagnien der Nationalgarde auf, damit den Tuilerien möglichst wenig Vertheidiger übrig blieben. Danton leitete alles mit seinen Getreuen.

Der Angriff auf die Tuilerien war auf den 10. August bestimmt. Man wußte es, der König umringte sich mit seinen Freunden und der damalige Commandant der Nationalgarde, Mandat, traf gute Vertheidigungsanstalten des Schlosses. Auf der andern Seite hatte sich in einer kleinen Schenke ein Aufruhrcomité gebildet, das mit Danton in Verbindung stand und dem die Ausführung oblag. Um Mitternacht zwischen dem 9. und 10. wurde Sturm geläutet, sammelten sich die bestellten Volksmassen und wurde durch einen ersten Gewaltstreich der Municipalrath von Paris abgesetzt und durch einen neuen, durchaus revolutionären ersetzt, in welchem nur Petion, Danton und Manuel zurückblieben, dagegen Fabre d'Eglantine, Bourdon, Billaud-Varennes, der junge energische Tallien, Huguenin, Chaumette, Hebert und andere Enragirte eintraten. Die bewaffnete Masse theilte sich in verschiedene Colonnen, die sämmtlich und zwar zum erstenmal mit der rothen Fahne gegen das Schloß rückten, die eine unter Santerre, die andere unter dem jungen Westermann, einem Preußen, die dritte unter Fournier, dem s. g. Amerikaner. Um sich den Angriff zu erleichtern, lud man Mandat vor die Municipalität. Er kam aus dem Schlosse in der Meinung,

es sey noch die alte Behörde, als er aber ganz neue Gesichter auf dem Stadthause sah, erbleichte er. Man warf ihm vor, daß er gegen das Volk kämpfen wolle, und entfernte ihn nur, um ihn draußen niederzuschießen. Nun fehlte im Schlosse die Einheit des Befehls. Der König hatte nur noch 1330 treue Schweizer bei sich unter Bachmanns Commando, 600 berittene Gensdarmen und einen Haufen schlecht bewaffneter Edelleute und alter Diener (die s. g. Dolchritter). Alles hing davon ab, ob ihn die Nationalgarde beschützen würde; aber diese hatte ihren Befehlshaber verloren und die Pikenmänner waren schon den loyal Gesinnten über den Kopf gewachsen. Besonders ihre Artillerie, aus Feuerarbeitern, Schlossern, Schmieden zc. bestehend, war republikanisch. Als daher im Laufe des Vormittags die revolutionären Massen sich rings um das Schloß anhäuften und der König unter ihren Augen die kleine Schaar der Vertheidiger musterte, blieb ein großer Theil der Nationalgarde stumm, oder ging zum Volk über. Die Kanoniere kehrten ihre Kanonen um und richteten sie gegen das Schloß. Dazu tönten dem König Verwünschungen in die Ohren. Sein kraftloser Umgang zu Fuß in Schuhen und Strümpfen und im Hofkleide schadete ihm außerordentlich. Wenn er zu Roß mit bloßem Degen seine Getreuen in Sieg oder Tod geführt hätte, würde ihm vielleicht der erstere geworden seyn.

Die viel muthigere Königin war trostlos bei seiner Rückkehr ins Schloß. Sie zog einen Kampf auf Leben und Tod vor, aber der König, allem Blutvergießen abgeneigt, ließ sich bereden, die nutzlose Vertheidigung aufzugeben und in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten. Der Weg dahin wurde ihm zwar durch die Volksmassen gebahnt, aber hunderttausend Stimmen brüllten ihm Tod zu. Seine Gemahlin, Schwester und Kinder begleiteten ihn. Die im Schlosse zurückgebliebenen Schweizer und Edelleute waren nun allein der Wuth des bewaffneten Pöbels blosgestellt. Die tapfern Schweizer erklärten, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn man sie nicht angriffe. Aber man schoß auf sie und nun erwiderten sie nicht nur das Feuer, sondern machten auch einen Ausfall und schlugen das Gesindel weit zurück. Erst als sie gemessenen Befehl vom König

erhielten, nicht mehr zu feuern, gehorchten sie. Nun aber fiel der Pöbel heimtückisch über sie her. In der Noth mußten sie, dem Befehl zuwider, ihre Waffen zur Vertheidigung ihres Lebens brauchen und wehrten sich als echte Schweizer; aber nur wenige von ihnen entgingen dem Tode, denn die kühner gewordene, von Westermann und den Marseillern geführte Masse erdrückte das Schloß. Auch der größte Theil der Dolchritter kam hier ums Leben. Indem der Pöbel durch die Säle und Zimmer des Schlosses stürmte, alles darin zerstörend, schonte er nur der Damen, die knieend um ihr Leben baten. An den Leichen aber übte der Pöbel, sonderlich der weibliche, noch lange eine gräßliche Schadenfreude und trieb schändlichen Muthwillen im Schlafgemach der Königin. Auch in der Stadt wüthete der Pöbel gegen die Verdächtigen. Die Amazone Théroigne ließ abgeschlagene Köpfe auf Piken durch die Straßen tragen. Man stürmte das Haus des Herrn von Clermont-Tonnère, eines der edelsten Constitutionellen, und als er zum Volk reden wollte, traf ihn ein Schuß ins Gesicht, er wollte noch fliehen, wurde aber in Stücke zerhauen. Ebenso ging es dem royalistischen Journalisten Suleau, den die schöne Lüttticherin zusammenhauen ließ.

Mittlerweile war die königliche Familie in der Nationalversammlung, der gerade Vergniaud präsidirte, zugelassen und in die Loge des Geschwindschreibers hinter dem Präsidentenstuhl gewiesen worden. Von hier aus mußte sie, selber allen Blicken bloßgestellt, alle die Verwünschungen anhören, die man auf sie häufte, indem jeden Augenblick neue Deputationen ankamen, den König als Volksmörder anklagten, Trophäen aus dem Schlosse brachten 2c. Mitten in diesem Getümmel hatte der immer sehr ruhig gebliebene König die Schwachheit, sich Essen bringen zu lassen und vor den Augen des Volks, das über seine Absetzung berieth, mit gutem Appetit zu speisen, wobei er das Geflügel mit derselben Sorgfalt zerlegte, wie in den friedlichsten Tagen. Das machte einen für ihn sehr ungünstigen Eindruck und die Königin suchte ihr Gesicht im Schatten eines Winkels zu verbergen. Dann hörte Ludwig der Debatte ruhig zu und unterhielt sich zuweilen mit Abgeordneten, die in seiner Nähe waren. Als er den berühmten

Maler David frug, ob er sein Portrait bald fertig habe, antwortete dieser: ich male keinen Tyrannenkopf mehr, außer wenn er vom Schaffot fällt. Sechszehn Stunden lang mußte die königliche Familie in der engen schwülen Loge und unter dieser Umgebung aushalten. Furcht hatte die meisten Constitutionellen aus der Versammlung ferne gehalten. Die übrigen, Gironde und Berg, dekretirten die Absetzung des Königs und Einberufung des Convents. Ludwig sollte anfangs in den Palast Luxemburg gebracht werden, der tyrannische Gemeinderath von Paris setzte aber durch, daß er mit seiner Familie in den Thurm des Tempel, ein ärmliches und enges Gefängniß, gebracht wurde, wo er unter der ausschließlichen Bewachung des Gemeinderaths kleinlichen Plackereien und Beschimpfungen ausgesetzt war.

Die ausübende Gewalt ging in die Hände der nur der Nationalversammlung verantwortlichen Minister über. Noch hatte die Gironde im Ministerium das Uebergewicht, indem Roland, Servan und Clavière in dasselbe zurückgerufen und ihnen Monge und Lebrun als Gleichgesinnte beigesellt wurden, sie mußten aber Danton als Justizminister unter sich aufnehmen. Roland hoffte durch den Departementsrath des Seinedepartements den übermächtig gewordenen Gemeinderath von Paris einzuschränken, wurde aber durch drohende Deputationen gezwungen, davon abzustehen. Der Gemeinderath hatte sich am 11. August noch mit Robespierre verstärkt, der sich am 10. verborgen gehalten hatte, jetzt aber als Meister des Platzes auftrat. In der Hauptstadt von der Bergpartei überholt suchte die Gironde desto festern Fuß in den Provinzen zu fassen, und der Philosoph Condorcet gab sich dazu her, im Namen der Versammlung einen Bericht an die Departements zu verfassen, in dem der 10. August beschönigt, gepriesen und als ein Sieg der Gironde ebenso wie des Berges bezeichnet wurde (13. August). Ebenso lieh die Gironde ihre Stimmen zu einer Menge neuer Dekrete, durch welche die Einkerkerung, Güterconfiscation rc. des renitenten Klerus, des emigrirten Adels und der s. g. Conspiranten, d. h. aller der neuen demokratischen Tyrannei Widerstrebenden verfügt wurde. Auf Jean Debrys Antrag beschloß man, die neuzuwählende Nationalversammlung (der Convent), in

dem die volle Souveränetät der Nation ruhen sollte, solle aus Urwahlen hervorgehen und jeder Franzose von seinem 25. Jahre an Wähler und wählbar seyn. Zu den minder einflußreichen, aber sehr charakteristischen Dekreten des August gehörte die Erleichterung der Ehescheidung (eine Concession an die Lüderlichkeit) und die Errichtung eines Denkmals für die am 10. August Gefallenen. Dieses übereilte Denkmalerrichten kehrt in allen revolutionären Zeiten wieder.

Eine Hauptmaaßregel war die Absetzung Lafayettes. Er hatte eben noch seine Armee für Rettung des Königs und der Constitution zu begeistern gesucht, aber die schon von den Jakobinern bearbeiteten Truppen schwankten und verließen ihn. Der alte Marschall Lukner, der ihm gerne gefolgt hätte, widerrief weinend die schon erlassenen Befehle und konnte sich dadurch doch nicht schützen vor Verhaftung. Lafayette floh über die Grenze (20. August), fiel den Oesterreichern in die Hände und wurde, da er als Mann der Freiheit den Stabilen tödtlich verhaßt war und weil er nicht einmal den Bestand der französischen Armee und den bisherigen Kriegsplan verrathen wollte, mit Alexander Lameth und Latour Maubourg in Olmütz Jahrelang in harter und unwürdiger Gefangenschaft gehalten. *)

Die Preußen erfuhren Lafayettes Flucht vor Longwy und jubelten um so mehr, als diese Festung sich schon am dritten Tage ergab (23. August). Sie zweifelten also nicht, daß sie ganz Frankreich mühelos erobern würden. Aber König Friedrich Wilhelm II. war in hohem Grade unruhig und ungehalten über seinen Feldherrn, Ferdinand von Braunschweig, der schon die kostbare Zeit versäumt hatte, in welcher König Ludwig hätte können gerettet werden. Der ritterliche König glühte, den Dank desselben und den der schönen Tochter Maria Theresias entgegenzunehmen. In denselben Tagen,

*) Seine Gemahlin folgte ihm und ließ sich mit ihm einsperren. Man ließ ihr nicht einmal eine weibliche Bedienung. Fox klagte darüber im englischen Parlament, aber vergebens.

in denen das königliche Paar in den Tuilerien voll Sehnsucht der Preußen harrte, machte der Herzog von Braunschweig fast nichts als Ruhetage und hatte sich binnen 20 Tagen erst 40 Stunden weit vorwärts bewegt.

In Paris war man so sehr mit der innern Parteiung beschäftigt, daß man vor dem Fortschritt der Preußen nicht sowohl erschrack, als ihn nur als Agitationsmittel bei den Wahlen zum Convent benutzte. Damit der herannahende Feind, hieß es, keine Verräther fände, die ihm helfen könnten, sollten sie unschädlich gemacht werden. Damit wollten sich aber die Jakobiner nur aller derer entledigen, welche Männer in den Convent gewählt haben würden, die nicht zu den Jakobinern gehörten. Danton forderte und erhielt von der Nationalversammlung die entsprechenden Vollmachten. Alle Gewalt war in ihm concentrirt. Der ganz von ihm abhängige Gemeinderath war stärker, als die an Gesetz und Humanität sich klammernde Partei der Gemäßigten im Ministerium und in der Versammlung. Dazu war Santerre Obercommandant der gesammten, jakobinisch reorganisirten Nationalgarde geworden. Im Besitz dieser Gewalten sperrte Danton am 28. August Paris von allen Seiten ab, ließ alle Häuser untersuchen, alle Waffen wegnehmen und alle Verdächtigen, Herren und Damen des vormaligen Hofes, Adel, Geistliche, ehemalige Deputirte der Rechten, Beamte, Gelehrte, conservative Kaufleute ꝛc. einkerkern. Da die Untersuchenden meist gemeine Sansculotten waren, so schleppten sie auch eine Menge Leute in die Gefängnisse, an denen sie nur irgend eine Privatrache üben wollten, so daß Danton in der Eile noch eine Sichtung vornahm und ihrer viele entließ. Danton war dabei so großmüthig, auch einige alte Feinde, wie Barnave, Duport und Karl Lameth, heimlich frei zu lassen.

Die Gironde wurde doch unruhig. Aus ihrer Mitte ging der unvorsichtige Vorschlag hervor, wenn die Preußen näher kämen, Paris zu verlassen und hinter der Loire den Widerstand zu concentriren. Da erhob sich Danton gegen so feige Maßregeln und donnerte der Gironde dreimal das Wort Kühnheit! in die Ohren. „Man muß den Feinden

Schrecken einjagen.“ Er deutete nur an, was er damit meine. Niemand hatte das Herz, ihn zu einer bestimmten Erklärung zu nöthigen. Man schauderte, zu erfahren, was man nicht mehr hindern konnte. Man glaubte sein Gewissen besser zu bewahren, wenn man auch nicht einmal etwas davon zu ahnen schien. Die in ihrer falschen Stellung zitternde Gironde blieb stummer Zeuge des Gräßlichen, was sie verdammte.

Auf Dantons Antrieb durch den Gemeinderath von Paris bestellt und reich bezahlt sammelte sich am 2. September eine von Maillard befehligte Rotte von Mördern, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Hemdärmel zurückgestreift, bewaffnet mit Piken, Beilen, Säbeln, Flinten. Zu ihrem Dienst waren Karren bereit und auf einem Kirchhof eine tiefe und weite Grube gegraben. Man trieb die Voraussicht so weit, daß man ungelöschten Kalk und wollene Decken parat hatte, um das Blut, das man vergießen wollte, aufzusaugen, damit der Boden nicht zu schlüpfrig würde, und Essig, um den Blutgeruch zu dämpfen. Gemeindebeamte in ihrer Schärpe gingen ab und zu, brachten der Rotte Befehl und berichteten dem Gemeinderath. Im Uebrigen sorgte Santerre dafür, daß die Arbeit nirgends gestört würde. Die ganze Stadt war von Schrecken gelähmt, als die Lärmkanone das Signal gab. Alles flüchtete in die Häuser. Es galt, die Verdächtigen in allen Gefängnissen von Paris in Masse zu ermorden, damit sie nicht hinter dem Rücken der gegen die Preußen ziehenden Volksarmee conspiriren, sich befreien und eine Contrerevolution bewirken könnten. Aus einer dunkeln Aeußerung Dantons scheint hervorzugehen, er habe an einem Sieg über die Preußen gezweifelt und die besiegte Revolution im Voraus durch ein kolossales Opfer rächen wollen. „Wir weichen nicht, wir begraben uns unter den Trümmern von Paris, aber unsere Feinde sollen vor uns untergehen.“ Doch machte er mit dem Tempel eine Ausnahme und behielt sich wahrscheinlich vor, den König als Geißel aufzubewahren, wenn die Preußen näher kämen.

Das systematische Morden begann am 2. September auf offener Straße, indem fünf Wagen voll gefangener Priester aus dem Stadthause

nach der Abtei transportirt wurden. Die Rotte stach im Fahren mit Säbeln und Piken in die Wagen hinein, rieß dann die schon verwundeten Priester heraus und schlachtete sie vollends auf dem Pflaster ab. Wie durch ein Wunder blieb der als Taubstummenlehrer berühmte Abbé Sicard verschont. Dann setzte sich Maillard im großen Gefängnisse der sogenannten Abtei als Präsident eines aus dem Mörderpöbel zusammengesetzten Gerichtes nieder, ließ die Gefangenen vor sich kommen und sprach nur zweierlei Urtheil aus „laßt den Herrn los“ und „nach la Force“. Im ersten seltenen Falle wurde der Gefangene frei, im andern ging er in der Meinung nach dem Gefängniß la Force übersiedelt zu werden, durch eine Thüre, die in den Hof führte und wurde hier sogleich abgeschlachtet. Je vornehmer der Stand des Opfers, desto wilder äußerte sich die Freude der Rotte, der sich Weiber beigesellt hatten. In der Abtei befanden sich unter anderen 150 Schweizer, die dem Blutbad des 10. August entgangen waren. Sie schauderten vor der verhängnißvollen Thüre zurück, bis ein großer schöner Offizier kühn voranging. Sein Name ist vergessen. Alle wurden ermordet, zum Theil mit ausgesuchter Grausamkeit. Ein Major aus dem edeln Geschlechte der Reding, dem so viele Helden entstammt sind, war am 10. August schwer verwundet worden. Seine Gattin pflegte ihn im Kerker. Da ihm ein Bein und die Schulter zerschmettert war, konnte er von seinem Lager nicht aufstehen, aber trotz der flehentlichen Bitte seiner Frau riß einer der Mörder ihn bei den Beinen empor und hing sich ihn über die Schulter, während ein anderer ihm mit dem Säbel den Kopf absägte. Glücklicher war die Tochter des alten Gouverneurs der Invaliden, Herrn von Sombreuil, die ihrem Vater das Leben erkaufte, indem sie aus einem mit Blut besudelten Glase Branntwein auf das Wohl der Nation trank. Ebenso rettete dem Dichter Cazotte seine Tochter das Leben, doch nur auf eine kurze Zeit, er wurde später doch noch geköpft. Dieser träumerische Dichter hatte lange vor der Revolution einmal an einer herzoglichen Tafel in einer schauerlichen Vision alle Gäste kopflos mit blutendem Halse gesehen, so wie nachher alle wirklich in der Revolution starben. In derselben

Abtei fiel der vormalige Minister Montmorin mit einer Menge der ausgezeichnetsten Personen des alten Hofes unter den Streichen der Henker. Unter den Opfern, die am grausamsten behandelt wurden, war der Cavallericoberst St. Marc, dem man eine Pike durch den Leib stieß, an welcher er auf den Knieen fortrutschen mußte, bis er zusammensank. Jourgniac de St. Méard, der gerettet wurde, hat seine 38stündige Todesangst in der Abtei beschrieben. Die Gefangenen sahen aus den Fenstern die Schlächtereien und hörten den Todesschrei jedes Sterbenden, bis an sie selbst die Reihe kam. Man brachte ihnen nichts mehr und sie verschmachteten mitten in der Angst noch vor Durst. Manche tödteten sich selbst. Einer stieß sich den Kopf an einem Thürschlosse ein; ein anderer wollte sich durch den Schornstein retten, konnte aber nicht und wurde wahnsinnig. Man studirte die Stellung, in der man am leichtesten sterben könne und fand, es sey am besten, die Hände auf den Rücken zu legen, dann träfen die Schläge den Kopf und das Leben am schnellsten. Zwei greise Priester segneten die ringsum knieenden Gefangenen bei tiefer Stille in dem schauerlichen Dämmerlicht des Kerkers und wurden unmittelbar darauf vor der Thüre erschlagen.

Im vormaligen Kloster der Carmeliter hatte man viele Priester eingesperrt. Man ließ sie in den Garten, um sie wie gescheuchtes Wild aus der Ferne zu erschießen. Ueberall von Kugeln verfolgt drängte sich der Rest in die Kirche hinein, wo man sie vollends am Altare mit Säbeln niederhieb, unter ihnen den Erzbischof von Arles, die Bischöfe von Beauvais und Saintes. — Im Gefängnisse la Force richtete der scheußliche Hebert, der schmutzigste Journalist von Paris. Zehn Frauen der Königin erkauften von dem Wüstling ihr Leben mit ihrer Ehre. Nicht aber die unglückliche Prinzessin von Lamballes, die größte Schönheit des vormaligen Hofes, die treueste Freundin der Königin, aus deren Armen sie erst im Tempel gerissen worden war. Man hackte sie in Stücken, man trieb den schändlichsten Unfug mit allen Gliedern ihres Leibes, man stellte ihren Kopf noch blutend auf den Tisch einer Schenke unter Flaschen und Gläser und feierte ihren Tod in viehischer Trunkenheit. Endlich steckte man diesen schönen Kopf

mit den lang herabwallenden Locken auf eine Pike, schaarte sich vor dem Tempel, weckte den König und die Königin und zwang sie durch das Fenster den hoch empor gehaltenen Kopf anzusehen. Derselbe Anblick wurde aber auch dem Herzog von Orleans nicht erspart, der ein Schwager der Ermordeten war. — Im Gefängnisse des Chatelet hatte d'Espremenil die Geistesgegenwart, sich wie ein Sansculotte zu kleiden, eines blutigen Säbels zu bemächtigen und durch Blut unkenntlich unter den Mördern, als gehöre er zu ihnen, zu verschwinden. Er entkam glücklich. Dagegen wurde hier eine berühmte Schönheit der Pariser Straßen „das schöne Blumenmädchen" auf Befehl der Amozone Théroigne, wahrscheinlich aus persönlicher Eifersucht, nackt ausgekleidet, an einen Pfahl gebunden und auf die raffinirteste Art halb mit Fackeln und glühend gemachten Piken gebrannt, halb mit Säbeln verstümmelt. — Im Gefängnisse St. Firmin leitete der später noch eine Rolle spielende niederträchtige Henriot die Hinrichtungen und ließ auch hier eine Menge Priester treibjagen, zum Theil lebendig aus den Fenstern auf die unten vorgereckten Piken stürzen. Ebenso im Kloster der Bernhardiner. — In der Conciergerie fiel Bachmann, der Anführer der Schweizer am 10. August. Hier ermüdeten die Arme der Henker und sie schenkten einigen Opfern das Leben unter der Bedingung, am Morden der andern mitzuhelfen. Im Bicêtre befanden sich 5000 Gefangene, darunter viele Wahnsinnige und Invaliden. Müde des Mordens mit dem Säbel schoß man unter sie mit Kanonen. Das Gefängniß Salpetrière war nur eine Correctionsanstalt für Weiber und Mädchen und hatte nichts mit der Revolution zu thun, aber auch hier drangen die Mörder ein, um erst ihre Lust zu sättigen, dann alles zu morden.

Von den Kerkern aus führten bestellte Karren die Leichen zum Kirchhofe, das Blut rieselte auf die Straße, aber der Pöbel, Weiber und Kinder jubelten umher, stiegen auf die Karren und trieben Muthwillen mit den Leichen. Da das Morden bis zum 6. fortdauerte, hielten die Henker in Pausen fröhliche Gelage, denen auch aufmunternde Gemeindebeamte beiwohnten. Am hartherzigsten unter diesen zeigte sich Billaud Varennes, der mit Behagen dem Schlachten

zusah. Unter den Mördern zeichnete sich ein Neger aus, der allein 200 Menschen umbrachte. Die Gesammtzahl der Todten ist nie ermittelt worden. Die Vermuthungen gehen von 2—12000 hinauf.

Zum Nachspiel wurde der Herzog de la Rochefoucauld, ein freisinniger und einst sehr populärer Herr, der aber als Präsident des Departementalraths verhaßt geworden war, im Wagen mit einem Pflasterstein todt geworfen, und wurden die von Orleans herbeigeschleppten Gefangenen unterwegs in Versailles durch Fournier und Lazuski, die ihnen mit einer Mörderbande entgegen gegangen waren, abgeschlachtet, unter ihnen der vormalige Minister Delessart.

Erst als die Metzelei in Paris schon in vollem Gange war, that die Nationalversammlung die Augen auf, aber nur um sie wieder zu verschließen! Roland und Petion allein hatten den Muth, der erstere in einem kühnen Schreiben aufs dringendste die Versammlung aufzufordern, Einhalt zu thun; der andere, persönlich in die Gefängnisse zu gehen und, obwohl vergeblich, zu wehren. Die Nationalversammlung begnügte sich, den Pariser Gemeinderath blos nach dem Zustand von Paris zu fragen. Paris ist ganz ruhig, war die Antwort, und die Versammlung war es auch. Als alles vorüber war, kündigte ein stolzes Schreiben aus dem Schooße des Gemeinderaths, von Marat, der in diese Behörde aufgenommen worden war, unterzeichnet, den Departements an, was geschehen sey, und wie auf diese Art allein Frankreich von seinen Feinden habe befreit werden können. Die meisten französischen Geschichtschreiber haben später, als längst die Leidenschaften sich beruhigt hatten, unter der humansten Verwahrung gegen die begangenen Greuel doch Dantons Praxis Lob gespendet. „Frankreich konnte nur durch den Schrecken gerettet werden", wird beständig wiederholt. Das ist aber nicht wahr. Die Preußen sind durch Dumouriez' List entfernt worden, die mit den Septembermorden nichts zu schaffen hatte. Als Frankreich durch neue Feinde bedroht wurde, hätte sich die Million begeisterter Republikaner in Waffen erheben können, auch ohne die Septembermorde, die im Gegentheil in den Provinzen verabscheut wurden und die ganze Vendée veranlaßten, ihre junge Mannschaft nicht gegen die äußeren Feinde,

sondern gegen die Jakobiner zu führen. Wenn die Republik dennoch siegte, so geschah es nicht mit Hülfe, sondern trotz der Septembermorde. Diese Morde lassen sich weder aus einem Gesichtspunkte des Rechts noch des Nutzens beurtheilen, es waren nur Ausbrüche der in der Tiefe des französischen Nationalcharakters schlummernden Wildheit, die jeder Leidenschaft eine anderwärts unbekannte Energie verleiht. Keine liebenswürdige Convenienz, auch keine höhere Bildung und Philosophie erspart den Nationen den Moment, in dem sie irgend einmal die innerste Bösartigkeit schamlos hervorkehren müssen. Zudem kann eine Nation nicht ein Extrem erreicht haben, ohne in das andere zu fallen. Die höfische Verweichlichung, Wollüstelei und affectirte Sentimentalität, in welche die Franzosen unter Ludwig XV. verfallen waren, mußte ihre naturnothwendige Ergänzung finden in dem Blutdurst und der raffinirten Grausamkeit der Sansculotten. Weit entfernt, eine zufällige Nebensache, ein Auswuchs, eine Ausnahme von der Regel zu seyn, waren die Septembermorde vielmehr die Culmination des nationalen Thermometers, die schärfste Zuspitzung der Regel. Wenn Danton und Marat die Energie des Mordens natürlich fanden und als nationales Recht aussprachen, blieben sie der Wahrheit viel treuer, als die Girondisten, die damals schon, und als die Geschichtschreiber, welche später den französischen Volkscharakter lieber mißkannten, als durch ein Zugeständniß an Marat entehren lassen wollten. Man hatte nur hitzige Franzosen vor sich und log sich doch immer und immer wieder in die Voraussetzung hinein, es sollten gesetzte nordamerikanische Puritaner seyn.

Dem Morde folgte der Raub. Die so rücksichtslos gegen das Leben waren, konnten es nicht weniger gegen den Besitz seyn. Der Gemeinderath von Paris bemächtigte sich der ganzen Beute, die er bei den Gemordeten fand, raubte dazu noch ihre und der Ausgewanderten Häuser und die Kirchen aus, ja er stahl auch den Kronschatz im Garde-Meuble, der offenbar Eigenthum des Staats und nicht der Stadt war (14. Sept.). Der Pöbel ahmte das Beispiel seiner Führer nach und nöthigte jedem, der ein wohlhabendes Aussehen hatte, auf der Straße Uhren, Ringe rc. angeblich als „patriotische

Gabe" ab. Nicht minder griffen unreine Hände in alle öffentlichen Depots. Das war der Anfang jener Tendenz der Revolution, die später unter dem Directorium die herrschende wurde. Wie im Kleinen der 14. Septbr. auf den 2., so folgte auch im Großen auf die Mordperiode des Convents die Raubperiode des Directoriums.

Um auch in den Provinzen die Wahlen zum Convent zu beherrschen, wurden 24 Deputirte mit unumschränkter Vollmacht ausgeschickt, überall gleichen Schrecken zu verbreiten wie in Paris. In Lyon warf man über hundert Personen in die Kerker und mordete mehrere Priester. In Rheims wurden am Wahltage Priester und Beamte in einem großen Feuer lebendig verbrannt. Entsetzen hielt die Gemäßigten von der Wahlurne ferne. In großer Menge wurden Jakobiner der wildesten Sorte in den Convent gewählt, der am 21. September in Paris zusammen trat und schon am folgenden Tage auf Callot d'Herbois' Antrag die Republik proclamirte.

Der Preußenschrecken, der zu allen Ungeheuerlichkeiten in Paris den Vorwand geliehen, verlor sich, wie von einem Winde von Paris weggeweht. Nach Longwys Eroberung nahm der Herzog von Braunschweig am 2. September auch noch die Festung Verdun ein. Der König von Preußen, der sein Heer begleitete, wurde hier von weißgekleideten Mädchen empfangen, die ihm Blumen streuten. Der tapfere Commandant Beaurepaire war durch Feigheit und Verrath im Kriegsrath überstimmt worden, hatte gegen die Capitulation protestirt und sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Man setzte sein Herz später ins Pantheon. Die Armee Lafayettes war damals noch ohne Führer, Dumouriez mußte erst aus den Niederlanden herbeieilen und war auch dann viel zu schwach, um einen kräftigen Angriff der Preußen auszuhalten, wenn diese rasch vorgedrungen wären. Aber der Herzog von Braunschweig hatte kein rechtes Herz zu diesem Kriege und die erstaunliche Langsamkeit seiner Bewegungen, über die selbst der König oft in Zorn gerieth, schienen gerechtfertigt durch die geringe Theilnahme der Oesterreicher. Diese hatten nur ein schwaches Corps unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in den Niederlanden stehen, und wenn dieser von Dumouriez geschlagen

wurde, konnte der letztere den zu weit vorgerückten Preußen in den Rücken kommen. Das waren schwache Vorwände, Dumouriez selbst hatte nicht halb so viel Streitkräfte als die Preußen und es galt die höchste Eile, in Paris wenn nicht mehr den König, doch, wie Friedrich Wilhelm II. sehr richtig sagte, das Königthum zu retten und eher vor Paris zu stehen, bevor das Massenaufgebot die schwachen französischen Regimenter ergänzte. Endlich rückten die Preußen aus dem großen Wald der Argonne, der die Champagne von Lothringen trennt.

Dumouriez gab einstweilen die von ihm so sehnlich gewünschte Eroberung der Niederlande auf und eilte sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die unter Lafayette auf dem nächsten Wege zwischen Paris und den Preußen standen. Er zog Westermann an sich und machte ihn zu seinem Adjutanten und zugleich zu seinem Vermittler mit Danton. Die Preußen ließen ihm Zeit, eine sehr feste Stellung bei St. Menehould zu nehmen und Verstärkungen unter Kellermann und Beurnonville an sich zu ziehen. Noch einmal wiederholte sich auch hier die feige oder verrätherische Flucht vor den ersten preußischen Husaren und das Geschrei sauve qui peut, aber Dumouriez stellte kräftigst die Ordnung her. Bei Valmy standen sich am 20. September die Heere gegenüber. Man kanonirte sich aus der Ferne. Die Preußen, obgleich 90000 Mann stark gegen 50000, hielten auf des Herzogs Befehl inne und gingen wieder zurück, als die ganze Linie unter Kellermann durch ein lautes vive la Nation ihren Muth beurkundete. Der König von Preußen gerieth in Zorn, wagte aber doch nicht, gegen den Willen seines Feldherrn den Befehl zum Angriff zu geben. Man zog sich vom Schlachtfelde zurück, man beschloß auch den Rückzug aus dem Lande. Denn die Franzosen verstärkten sich mit jedem Tage, während das preußische Heer durch Nässe, Hunger und Ruhr in der unfruchtbaren Champagne jeden Tag viel Leute verlor. Das Landvolk war keineswegs, wie die Emigranten vorgespiegelt hatten, der Reaction geneigt, sondern benahm sich feindlich. Den revolutionären Geist zu unterdrücken, Paris und das ganze Land zu besetzen, fühlte sich der

Herzog zu schwach. Zudem ließ Dumouriez, mit dem man durch den zufällig gefangenen preußischen Geh. Cabinetssekretair Lombard fleißig unterhandelte, durchblicken, Ludwig XVI. werde sogleich hingerichtet werden, wenn die Preußen einrückten, sein Leben ließe sich dagegen retten, wenn sie zurückgingen. Wichtiger war aber für den König von Preußen die Besorgniß, daß, wenn er etwa in nutzlosen Anstrengungen in Frankreich sein schönes Heer aufopferte, es dann in der Macht Rußlands und Oesterreichs allein stehen würde, über Polen zu verfügen. Rußland hatte Polen schon umgarnt, Oesterreich die preußischen Waffen bisher schlecht unterstützt. Alle diese Gründe bestimmten den König von Preußen, seinem vorsichtigen Feldherrn nachzugeben. Der Rückzug begann, von Dumouriez, wie geheim verabredet war, unbehindert. Damals schon ließ Dumouriez in die Besprechungen einfließen, es würde einer klugen Politik Preußens mehr entsprechen, sich mit Frankreich zu verbünden oder wenigstens neutral zu verhalten, als sich von Rußland und Oesterreich brauchen, vorschieben und abnützen zu lassen. Die Preußen gaben auch Verdun und Longwy wieder zurück. Dieser Rückzug der unüberwindlichen Preußen erregte Staunen, und Schrecken bemächtigte sich aller Fürsten, Städte und Bevölkerungen am Rhein.

Die Oesterreicher erfochten in den Niederlanden nach Dumouriez' Entfernung einige Erfolge über die wenigen dort zurückgebliebenen französischen Truppen. Am 13. September nahm der österr. General Clerfayt den Paß Croix aux Bois, wo die Franzosen wieder unter dem Rufe sauve qui peut davonliefen. Dagegen belagerte Herzog Albert die Stadt Lille vergebens. Auf der andern Seite benützte der französische General Custine den Rückzug der Preußen, um im Süden derselben vorzudringen. In Trier verlor alles den Kopf, der Kurfürst floh nach Coblenz und befahl, den Franzosen die für die Preußen bestimmten Magazine und sogar die Festung Ehrenbreitstein auszuliefern, wenn sie kämen. Kurpfalz ließ an die Grenze große Tafeln stellen mit französischer Inschrift: „Kurpfälzisch, neutrales Gebiet" und gab französischen Spionen Pässe, als seyen es pfälzische Offiziere. Custine nahm erst Speier und zog dann nach

Mainz. Friedrich Karl von Erthal, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, ein sehr üppiger Herr, an dessen Hof die Maitressen und Freigeister so wenig fehlten, wie am ehemaligen Pariser Hofe, und dessen Coadjutor, Herr von Dalberg, ein Illuminat gewesen war, hatte die Mainzer Hochschule zu einem Mittelpunkt der Aufklärung am Rhein gemacht. Hier wirkte der Naturforscher Georg Forster, ein gelehrter, aber höchst befangener Mann; der Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller, der mit Eidgenossenthum und Wilhelm Tell kokettirte; der Dichter Heinse, dessen Werke von Unzucht strotzten 2c. Als Custine anrückte, floh der Hof, die aufgeklärten Gelehrten aber blieben zurück, zettelten mit einem großen illuminatistischen Anhang in der Stadt eine Verschwörung zu Gunsten der französischen Republik an und brachten den schwachen Commandanten von Gymnich dahin, die Festung zu übergeben, nur der tapfere Hauptmann Andujar mit 800 Oesterreichern schlug sich durch und entkam. Custine wurde am 21. October in Mainz mit Jubel aufgenommen und besetzte hierauf auch Frankfurt a. M., wagte sich aber nicht weiter ins deutsche Reich. Die Mainzer bildeten sogleich einen Jakobinerclub, organisirten das Kurfürstenthum republikanisch und fraternisirten mit den Franzosen. Die Altbürger der Stadt und das Landvolk sahen betrübt zu und widersetzten sich, soweit es anging, den neuen französischen Einrichtungen. Nur die unteren Klassen bewahrten noch Nationalgefühl. Die s. g. Gebildeten waren im Banne der Zeitideen, deren Impuls von Frankreich kam. Württemberg und Baden erklärten sich neutral wie die Pfalz. In Bonn und Cassel floh man schon. In Augsburg, Bamberg und Nürnberg zitterte alles. In Regensburg miethete der Reichstag bereits Schiffe, um die Donau hinabzufliehen.

Dumouriez eilte wieder von Paris herbei, um seinen früheren Plan gegen die Niederlande auszuführen. In seiner Umgebung befanden sich Orleans beide Söhne, der Herzog von Chartres, Ludwig Philipp Egalité (der im Jahr 1830 König der Franzosen wurde) und sein jüngerer Bruder, der Herzog von Montpensier. Er griff Clerfayt am 6. November bei Jemappes an, war anfangs im

Nachtheil, siegte aber durch ein neues muthiges Vordringen unter dem Gesang der Marseillaise, wobei sich der junge Ludwig Philipp rühmlich hervorthat. Schon am 14. zog Dumouriez in Brüssel ein und nahm nach dem völligen Rückzug der Oesterreicher Winterquartier in den Niederlanden. Auch Danton kam dahin und organisirte das eroberte Land jakobinisch. Die vormaligen Insurgenten gegen Joseph II. begrüßten die Franzosen als Befreier, faßten aber bald eine andere Meinung, als ihr unglückliches Land nur ausgeplündert, die einheimischen Sitten verhöhnt, die uralten Privilegien der Städte und Stände mit Füßen getreten und die Kirchen geplündert wurden. Vergebens klagten die Einwohner, vergebens wehrte sich Dumouriez selbst gegen den Unfug der Commissäre. Die Jakobiner ließen, weil sie Dumouriez mißtrauten, sein Heer absichtlich ohne Geld und Lebensmittel, um die Disciplin der Truppen aufzulösen. Alles Korn, Leder, Tuch aus den Niederlanden wurde nach Paris geschleppt, um hier erst zu Brod, Uniformen und Schuhen verarbeitet zu werden, was aber auf das nachlässigste besorgt wurde.*)

Kühn gemacht durch die Einnahme von Mainz und durch den Sieg bei Jemappes, hauptsächlich aber um Dantons Raubsystem zu beschönigen, wurde am 10. November ein Conventsdekret durchgesetzt, welches allen Völkern Hülfe versprach, die sich gegen ihre Tyrannen erheben würden. Jean Debry wollte sogar eine heilige Schaar von Königsmördern errichten, um alle Tyrannen des Auslandes möglichst schnell durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen. Man machte übrigens noch einen merkwürdigen Unterschied. Belgien und Mainz wurden noch nicht der französischen Republik einverleibt, weil man die Deutschen noch fürchtete. Weniger Bedenken hatte man in Bezug auf den schwachen italienischen Nachbar. General Montesquieu eroberte Savoyen und einverleibte es Frankreich als Departement Montblanc, 27. November. General Anselm eroberte Nizza als Departement der

*) Zwei deutsche Juden, Biederman und Hirsch Beer, bekamen damals von den jakobinischen Behörden acht bis zehn Franken je für ein Paar Schuhe, die nur mit Pappendeckel gesohlt waren.

Seealpen. — Ueberall, wohin die Franzosen kamen, pflanzten sie s. g. Freiheitsbäume, um die man tanzte. Diese abgehauenen und bald welkenden Bäume versprachen weder Früchte noch Dauer, wurden aber das Symbol der republikanischen Eroberungen. Sie waren offenbar von den alten Mai- und Pfingstbäumen (Symbolen des wiederkehrenden Frühlings) entlehnt.

Somit schloß das Jahr mit Siegen der Republik an allen Grenzen. Oesterreichs geringe Energie und Preußens Argwohn gegen Oesterreich und Rußland erklären den erbärmlichen Ausgang der Coalitionsfeldzüge von 1792. Man verlor eine unersetzliche Zeit, während die französische Republik erstarkte. Aber für das kommende Jahr bereitete die Coalition einen viel kräftigeren Angriff vor. Rußland nämlich hetzte Oesterreich und Preußen gegen Frankreich und versprach dem erstern zum Lohne Bayern, dessen Kurfürst Karl Theodor mit Belgien abgefunden werden sollte, den Preußen aber einen großen Erwerb in Polen. Friedrich Wilhelm II. nahm daher sein Hauptquartier in Coblenz und ließ Custine am 2. Dezember aus Frankfurt hinausjagen.

In Paris hatte inzwischen der Convent die Alleinherrschaft. Die ausübende Gewalt blieb bei dem Ministerium, das der Convent wählte und dem er durch Ausschüsse und Commissionen nachhalf. Wie in der ersten Nationalversammlung die Royalisten, Aristokraten und Priester durch die Constitutionellen, und in der zweiten, gesetzgebenden Versammlung diese Constitutionellen durch die Gironde verdrängt wurden, so wurde es im Convent die Gironde selbst wieder durch den Berg. In jeder dieser auf einander folgenden Versammlungen schlug eine neue Welle von der linken Seite her die über Bord, die rechts gesessen. Die Bewegung stürzte alle an Rang und Bildung höher Stehenden zum Vortheil der Niederen. In den Convent wurden eine Menge Deputirte gewählt, deren man sich früher geschämt hätte, die aber jetzt den mächtigen Berg verstärkten, der scheußliche Marat, der Fleischer Legendre, der Comödiant Callot d'Herbois, der Comödienverfertiger Fabre d'Eglantine, der Kapuziner Chabot, der freche Journalist Fréron, der grausame Billaud-Varennes.

Alle diese wurden von der Stadt Paris in den Convent geschickt. Mit ihnen Danton, Robespierre, der Herzog von Orleans (jetzt unter dem Namen Egalité), der Maler David, der Gemeindeanwalt Manuel, Camille Desmoulins ꝛc. Aehnliche Wahlen kamen auch vielfach in den Provinzen vor. Den honetten Leuten, den wohlredenden Advokaten, die in der Gironde nur den republikanischen Geist, wie sie ihn in Büchern gefunden, frei von allen Schlacken der gemeinen Wirklichkeit, athmeten, traten rohe Schreier aus den niedern Klassen und verdorbene Subjekte gegenüber, welche Sprache und Sitten des Pöbels als Beweis der Gleichheit in die Republik einführten. Doch behauptete die Gironde mit der s. g. Ebene oder dem Sumpfe, den unten sitzenden Resten der Constitutionellen und den Indifferenten, der Zahl nach noch das Uebergewicht über den Berg. Petion wurde der erste Präsident des Convents, Roland blieb Minister. Die ganze Gironde war wieder gewählt worden, hatte sich aber nicht in dem Maaße neu verstärkt, wie der Berg, und verlor ihren Einfluß im Jakobinerclub, wo nach langem, erbittertem Kampfe um den Vorrang der Beredtsamkeit Brissot von Robespierre verdrängt wurde. Der Sammelplatz der Gironde wurde mehr als je das Haus der Madame Roland.

Danton folgte damals wie der großartigsten, so der richtigsten Politik. Indem er Dumouriez unterstützte und die Aushebung neuer Streitmassen betrieb, schützte er die Republik nach außen. Im Innern aber wollte er jetzt Einigkeit und Ruhe haben, da ja die eigentlichen Feinde der Republik durch die Septembermorde massacrirt oder hinlänglich eingeschüchtert waren. Er hielt die Girondins und Montagnards für gleich gute Republikaner und erzürnte sich über ihren Hader. Mehr als einmal stiftete er eine vorübergehende Versöhnung und reichte der Gironde selbst dann immer noch die Hand, als sie ihn schon angriff.

Die Girondins, die bei der Verfolgung des Königs in grausamem Hohn und in der sophistischen Verdrehung aller constitutionellen Rechtsbegriffe mit dem Berge gewetteifert, die dessen Schuld in vollem Maaße getheilt und selbst bei den Septembermorden sich

unentschieden benommen hatten, rafften sich jetzt erst zusammen, um eine Republik, die mit so viel unreinen Mitteln aufgerichtet worden war, wenigstens vom Augenblick ihres Bestandes an zu einem reinen Tempel der Freiheit zu machen. Aber es war zu spät, sie selbst waren schon zu sehr befleckt. Sie forderten Bestrafung der Septembermörder, Beendigung der Anarchie; aber sie griffen Danton eben so heftig an, wie Robespierre und Marat, und verloren dadurch den mächtigen Bundesgenossen, mit dessen Hülfe allein sie die Ordnung wirklich hätten handhaben können. Der frühere unvorsichtige Vorschlag, sich hinter die Loire zurückzuziehen, und ihre immer wiederholte, nur zu gerechte Klage über den Terrorismus, den der Gemeinderath von Paris und die Galerien gegen die Deputirten aus den Provinzen übten, zogen ihnen die Verdächtigung zu, als wollten sie das Land gegen Paris aufhetzen und Frankreich zu einer lockeren Föderation von unabhängigen Departements machen.

Ein erster, von Danton eingeleiteter Sühneversuch mißlang. Barbaroux rief stolz „zwischen dem Verbrechen und der Tugend gibt es keinen Bund.“ Die Erscheinung Marats auf der Tribüne erregte den ersten Sturm. Der große häßliche Kopf mit dem fletschenden Maul, die giftigen Augen, das struppige mit einem schmutzigen Tuch umbundene Haar, die kleine cynische Gestalt dazu zum erstenmal auf der Rednerbühne zu sehen, machte den Eindruck, wie wenn ein böser Dämon aus der Tiefe der Erde plötzlich aufgetaucht wäre. „Herunter, herunter!“ rief es von allen Seiten, aber er blieb, sah frech um sich und hielt eine bewunderungswürdige, wahrhaft diabolische Rede, worin er dem Convente auf eine unwiderlegliche Weise bewies, daß dessen Mitglieder sämmtlich doch eigentlich seines Geistes Kinder seyen und nur in dummer Verblendung oder aus Feigheit es verneinten. Der Sinn war: ihr habt die Revolution mit den Mitteln gemacht, die ich immer gewollt, ihr könnt sie auch nur durch dieselben Mittel durchführen. Ich bin die Revolution, spiegelt euch nun in meiner Häßlichkeit, aber wagt es nicht, mich zu verleugnen!

Dumouriez kam im October nach Paris, um die Gironde

noch einmal mit Danton und sich zu vereinigen. Aber die Gironde blieb spröde. Als Madame Roland geputzt in die Loge trat, in der Dumouriez dem Schauspiel anwohnte, erblickte sie Danton an seiner Seite und ging voll Unwillen zurück. Dumouriez gab die Girondins auf. Zu Westermann sagte er: „sie sind eine schlechte Uebersetzung der Römer, ihre Republik ist nur ein Frauenroman. Sie berauschen sich in Worten, die Jakobiner in Blut. Nur ein Mann ist hier — Danton.“ Er ging unzufrieden zur Armee zurück.

Die Gironde machte einen zweiten sehr ungeschickten Angriff auf Robespierre. Louvet klagte ihn an, als trachte er nach der Dictatur. Diese Beschuldigung war übertrieben und wurde siegreich zurückgewiesen. Brissot, der heftige Gegner Robespierres im Jakobinerclub, wurde aus diesem förmlich ausgestoßen. Die Gironde gewann keinen Fußbreit. Der Gemeinderath stellte sich anfangs, als wolle er dem Convent gehorchen, hintertrieb aber oder hemmte dessen Beschlüsse. Der Berg erwiderte die Beschuldigungen der Gironde mit Gegenbeschuldigungen und setzte durch, daß die Einheit und Untheilbarkeit der Republik dekretirt wurde, um den Föderalismus niederzuschlagen und außerhalb Paris keinen Centralpunkt zu dulden.

Hauptsächlich aber kam es dem Gemeinderath, dem Jakobinerclub und dem Berge darauf an, die ihnen lästige Gironde, die durch ihre moralischen Bedenklichkeiten den raschen Gang der Revolution hemmte, der Contrerevolution verdächtigen zu können. Sie beeilten sich daher, den unglücklichen König zu richten, in der Hoffnung, die Girondins würden aus Gesetzlichkeit oder Mitleid nicht für seinen Tod stimmen wollen, sich also als Königsfreunde, Reactionäre und mit dem Ausland Verschworene blosstellen. Thaten sie dies nicht, stimmten sie mit für den Tod des Königs, so luden auch sie eine schwere Blutschuld auf sich, so mordeten auch sie einen wehrlosen Gefangenen und hatten nicht mehr das Recht, sich über die Septembermorde zu beklagen.

Die königliche Familie befand sich im Tempel unter der strengen Hut des unbarmherzigen Gemeinderaths. Eine Zeitlang wurde der König sogar von der Königin getrennt, nachher aber

wieder mit ihr vereinigt. Die Aufsicht über ihre Personen war höchst lästig. Der Schließer Rocher, ein großer, bärtiger und schmutziger Geselle, legte es darauf an, die Majestäten zu beleidigen, blies ihnen seinen Tabaksqualm ins Gesicht, führte grobe Reden, lehrte den kleinen Dauphin unflätige Spottverse auf seine Mutter ꝛc. Auch die Beamten trugen ihren Sansculottismus zur Schau und ließen die königlichen Personen fühlen, daß es jetzt keinen Rangunterschied mehr gebe. Die Schildwachen kratzten mit dem Bajonet Karrikaturen auf den dicken König, Flüche und unzüchtige Verse in die Wände, in denen die Königin immer namentlich bezeichnet war. Auch die Mitleidigen, die heimlich kleine Aufträge für die Gefangenen übernahmen, mußten sich rauh und unhöflich stellen. Den treuen Kammerdiener Clery ließ man nur deßhalb beim König, weil er sich als guter Republikaner gezeigt hatte. Der König behauptete übrigens seinen Gleichmuth, unterrichtete den Dauphin als väterlicher Lehrer, vertiefte sich zuweilen in die Geschichte Karls I. von England, den sein Volk hatte enthaupten lassen, und pflegte Abends mit seiner Gemahlin und Schwester Lhombre zu spielen.

Die Jakobiner trugen im Convent auf Verurtheilung des Königs an und forderten die Gironde lauernd heraus. Die letztere konnte sich dem Antrag nicht widersetzen, weil sie sonst als heimliche Freundin des Königthums erschienen wäre; sie hätte aber den König gerne gerettet und wäre zugleich gerne der Schlinge entgangen, die ihr durch die Jakobiner gelegt wurde. Sie suchte daher allerlei Auskunftmittel. Zuerst eine Appellation an das Volk, die Urversammlungen sollten die Frage entscheiden. Dadurch würde Zeit gewonnen und wahrscheinlich sprächen sich die Departements milder aus, als die Pariser. Aber die Jakobiner vereitelten diese Bemühungen der gemäßigten Partei, verdächtigten ihre Absicht und erhitzten die Volksmassen. Die Republik war in den Flitterwochen, der republikanische Stolz litt nicht, daß man auf die Person des Königs viel Werth legte; die Leiden, welche das Volk durchgemacht, bis es so weit gekommen war, erheischten Rache an dem „Tyrannen,“ der die Freiheit so lange auf ihrem Wege zur Geburt aufgehalten hatte.

St. Just, ein kaum zwanzigjähriger Jünger Robespierres und durchdrungen vom republikanischen Princip, rief dem Convent zu: „ein Volk, welches die Bestrafung eines Königs als etwas ansieht, worüber man sich bedenken müsse, wird niemals eine Republik gründen.“ Robespierre selbst setzte klar und scharf auseinander, daß es sich von keinem gerichtlichen Prozesse, sondern von einer Maaßregel des öffentlichen Wohles, von einem Act nationaler Providenz handle. Ein Prozeß setze die Möglichkeit der Freisprechung voraus, die Republik aber könne den König nicht freisprechen, weil sie Republik und weil er König sey. So gewiß die Republik vernichtet seyn würde, wenn der König wieder zur Gewalt gelangen könnte, so gewiß müsse der König vernichtet werden, sobald die Republik fertig sey. Ein Princip müsse hier nothwendig dem andern zum Opfer fallen. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, faßte mit viel Gewandtheit diese Nützlichkeitstheorie Robespierres auf, um sie gegen ihn selbst zu kehren, indem er nachwies, daß der König, wenn er am Leben gelassen werde und gefangen bleibe, viel zu ohnmächtig und verachtet sey, um der Republik Gefahr zu drohen, daß im Gegentheil sein Tod alle Feinde Frankreichs zu gedoppelten Kriegsrüstungen veranlassen und überdieß im Innern den in der Vendée schon begonnenen Bürgerkrieg noch gefährlicher entflammen werde. Es sey mithin klug, den König zu schonen und als Geißel zu behalten.

So weit begegneten sich in der Debatte Gedanke und Gedanke in anständiger Form. Aber die Erörterung wurde durch die Leidenschaften getrübt und verwildert. Minister Roland pflegte Correspondenzen mit allen Departements und hielt dadurch die jakobinischen vom Mutterclub in Paris aus geleiteten Filialgesellschaften in den Provinzen im Schach. Ein angeblicher Schlosser hatte den versteckten eisernen Wandschrank in den Tuilerien verrathen, in dem der König angeblich seine geheimsten Correspondenzen verborgen hatte. Roland nahm sie in Beschlag und las sie zuerst allein. Es waren ältere unbedeutende Papiere, unter die man, um ihnen Wichtigkeit zu geben, falsche gemischt hatte, die der König auch gar nicht anerkannte. Roland aber wurde wieder beschuldigt, vieles den König Gravirende unter-

schlagen zu haben, um den König zu retten. Chabot klagte ihn und seine Frau an, sie seyen vom Ausland bezahlt und wollten die Republik verrathen. Madame Roland mußte selbst vor den Schranken des Convents erscheinen, vertheidigte sich aber edel und siegreich. Chabots Angriff war fehlgeschlagen, wie der frühere, den die Gironde selbst auf Robespierre gemacht hatte. So hielten sich die Parteien die Waage. Aber je weniger sie sich noch tödtliche Schläge versetzten, um so giftiger wurden ihre Reden. Die republikanische Gleichheit und der Einfluß des Sansculottismus verrieth sich bereits darin, daß man sich zu duzen anfing, daß man mit Affectation die schmutzige Kleidung und Sprache des Pöbels nachahmte. Die Girondins waren zum Theil zu jung und hitzig, um die groben Schimpfwörter des Berges nicht gelegentlich zu erwidern. Noch schamloser schweifte die Presse aus.

Der König wurde unter dem Namen Ludwig Capet (weil sein Geschlecht noch auf die alten Capetinger zurückging) am 11. November vor die Schranken des Convents geladen und verhört. Er verzichtete auf das göttliche Recht der Könige und vertheidigte sich nur als constitutioneller König, als welcher er dem Volke hinlänglich seine Liebe und Nachgiebigkeit bewiesen habe. Er glich einem Opferlamm. Aber die Jakobiner hatten kein Mitleid, und die Gironde zagte, es zu äußern. Der aufgehetzte Pöbel belagerte täglich den Sitzungssaal und stieß gräßliche Drohungen gegen die Gemäßigten aus. Der Gemeinderath verfügte viele Verhaftungen und 14000 Gemäßigte flohen vor Angst aus Paris. Die Presse wurde immer wüthender in Anklagen gegen den „Tyrannen" und in Verdächtigungen des Mitleids. Der Convent bewilligte dem König, der schon wieder von seiner Familie getrennt worden war, bis zur Verurtheilung die Wiedervereinigung mit derselben, aber der Gemeinderath gehorchte nicht. Tallien hatte die Frechheit, im Convent zu rufen: verordnet, was ihr wollt, wenn der Gemeinderath nicht will, so unterbleibt es! Trotz aller Entrüstung konnte der vom Pöbel eingeschüchterte Convent nichts mehr durchsetzen, als daß dem Könige seine Kinder, nicht die Königin zugeführt werden sollten. Da der

König aber glaubte, die Mutter sey ihnen unentbehrlicher als der Vater, lehnte er es ab und blieb in seinem letzten Kummer allein. Man hatte ihm zwei Vertheidiger bewilligt, Target, der aus Angst ablehnte, Trouchet, der das schwere Amt übernahm. Für Target trat der junge muthige Deseze ein und der greise Malesherbes, früher Minister, bat den Convent in einem rührenden Schreiben, seinem Herrn, dem er im Glück gedient, auch im Unglück dienen zu dürfen. Wirklich ließ man ihn als dritten Vertheidiger zu.

Nach den erbittertsten Kämpfen im Convent und nachdem man die schönen Vertheidigungsreden nur grollend angehört hatte, kam man endlich am 14. Januar 1793 zur Abstimmung über drei Fragen: ist Ludwig Capet des Verbrechens gegen die Freiheit des Volks und gegen die Sicherheit des Staats schuldig? soll das Urtheil des Convents erst den Urversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden? welche Strafe hat er verdient? Die erste Frage wurde mit 683 Stimmen bejaht. Die zweite mit 423 gegen 281 Stimmen verneint, womit die Hoffnung der Gironde vereitelt war. Die dritte Frage wurde in langer, namentlicher und motivirter Abstimmung, die bis zum 16. dauerte, dahin entschieden, daß 361 Stimmen unbedingt den Tod des Königs, 46 den Tod mit Aufschub, 26 den Tod unter der Bedingung, daß noch über den Aufschub berathen werde, 286 nur Gefangenschaft, 2 Galeerenstrafe verlangten. Der Aufschub der Strafe wurde am 19. berathen, aber mit 383 Stimmen verworfen.

Die Abstimmung erfolgte unter dem drohenden Andrange des Pöbels, der den Convent Tag und Nacht umlagerte. Daher so viele Mitglieder selbst gegen alle Erwartung aus bloßer besinnungsloser Angst für den Tod stimmten. Das that nicht nur der Herzog von Orleans, sondern sogar auch Vergniaud und die Häupter der Girondepartei. Man hatte von einem so festen Charakter und großen Rednertalent, wie sie Vergniaud auszeichneten, etwas ganz anderes erwartet. Als er aber an die Reihe kam, redete er confuses Zeug und stimmte für Tod. Nicht die Furcht vor dem Pöbel brachte ihn dazu, aber die Furcht, daß man seine republikanische Gesinnung verdächtigen könne, wenn er den König schonte. Am muthigsten blieb

Manuel, der seine frühere Rolle tief bereute und gegen den Tod des Königs stimmte. „Ihr, wie ihr da seyd, könnt Frankreich nicht retten. Dem Rechtschaffenen bleibt nichts übrig, als sich in seine Toga zu hüllen.“

Der König war also rettungslos verloren. Man erlaubte ihm noch einmal seine Familie zu umarmen, am 20. Als er sich von dieser herzzerreißenden Scene losgerissen, betete er mit dem irischen Geistlichen Edgeworth de Firmont, den er sich als Beichtvater erbeten hatte, schlief die Nacht ruhig wie gewöhnlich und verließ am 21. Januar den Tempel zu Wagen, unter starker Wache und unter dem Zuströmen der ganzen Bevölkerung von Paris, um auf den Richtplatz geführt zu werden. Der Geistliche begleitete ihn. Auf dem s. g. Revolutionsplatz war das Schaffot mit dem Fallbeil errichtet, eine im Mittelalter nicht unbekannte, aber von dem Arzt Guillotin erst kürzlich wieder erfundene Hinrichtungsmaschine. Die ganze Waffenmacht von Paris unter Santerres Befehl war um dieselbe versammelt, im Hintergrunde stand Kopf an Kopf das Volk, das derselbe König immer bestrebt gewesen war, glücklich zu machen. Mit fester Ruhe erstieg er das Gerüst, und legte selbst den Rock ab. Als die Henker ihm schon die Hände auf den Rücken gebunden hatten, rief er mit starker Stimme zum Volk: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme!“ Er wollte noch mehr reden,*) aber die Trommler wirbelten und übertönten seine Stimme. Die Henker rissen ihn hinweg und in wenig Augenblicken fiel sein Kopf unter dem allgemeinen Rufe: vive la république!

Noch an demselben Tage wurde Lepelletier, Mitglied des Con-

*) Der Geistliche Edgeworth rühmte sich, noch auf dem Schaffot dem König damit geschmeichelt zu haben, daß er ihn mit dem leidenden Heiland verglich, worauf der König die edle Antwort gab: Er fühle sich nur getröstet und gestärkt durch das Beispiel des Heilands. Zuletzt will der eitle Beichtvater dem Sterbenden noch zugerufen haben: Enkel des h. Ludwig, steige zum Himmel empor!

vents, ein reicher Kaufmann, der nur aus Feigheit für des Königs Tod mitgestimmt hatte, von einem Soldaten der früheren königlichen Garde aus Zorn erstochen. Man veranstaltete ihm ein prachtvolles Begräbniß und nannte die Straße des Mordes nach seinem Namen. Dagegen trat der bisher immer muthvolle Girondist Kersaint und der vom tiefsten Abscheu vor der Schreckensherrschaft ergriffene Manuel aus dem Convent aus. Auch Roland gab jetzt sein Ministerium auf.

Viertes Buch.

Schreckenszeit des Convents.

Mit dem Königthum war das erste und letzte Hinderniß der Freiheit weggeräumt. Die goldene Zeit der Republik, von der die Philosophen geträumt hatten, schien nun zu beginnen und für das frei gewordene, mit der Weisheit seiner philanthropischen Rathgeber reichlich getränkte Volk der Himmel schon hier auf Erden fertig zu seyn. Aber die Freiheit wurde zur härtesten Sklaverei. Statt der Ruhe und des Glückes erwarteten das Volk nur neue Erschütterungen und namenloses Elend, statt des Himmels die Hölle auf Erden.

Ueber das frische Grab des Königs flog nicht die Taube mit dem Oelzweig, sondern der todkrächzende Rabe. Die französische Republik konnte nicht, wie die nordamerikanische, zum Frieden und Genuß der durch die Freiheit bedingten Wohlthaten gelangen, weil sie mit der Monarchie zugleich auch die Kirche zertrümmerte und sich vom Christenthum lossagte, um in alle Ausschweifungen des Unglaubens zu fallen. Sie konnte es ferner nicht, weil sie, um ihr fanatisches Princip der Gleichheit durchzuführen, zuletzt alle Bürger

köpfen oder zum Pöbel erniedrigen mußte. Wo es keine religiöse Autorität mehr gibt und man die Menschen schwindeln macht durch den Gleichheitsdünkel, der keinen an Rang und Amt, Geburt und Reichthum oder Geist und Sitte Höherstehenden mehr duldet, da ist nur noch Anarchie möglich, in der das Unterste fortwährend sich zu oberst kehrt, und Argwohn und Mord muß alles verschlingen, was über dem Pöbel steht, dann noch einmal, zweimal, dreimal alles, was sich wieder über ihn erheben möchte, bis die unterirdische Feuerkraft des Vulkans erschöpft ist.

Dieser Typhon der Revolution hatte den Adel und Klerus schon vor der Monarchie verschlungen, es blieb ihm nur noch übrig, das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, die Mittelklasse zu verschlingen, und da diese viel zahlreicher war, als Adel und Klerus und Hof zusammengenommen, so war auch ihr Todeskampf und Mord noch viel großartiger und entsetzlicher.

Die geistreichen und muthigen Vertreter des Mittelstandes konnten lange und immer wieder nicht begreifen, daß ihr langersehnter und nun vollendeter Freistaat eine Beute des grausamsten und schmutzigsten Pöbels werden sollte. Die Constitutionellen waren schon aufs bitterste enttäuscht, aber auch die Gironde verlor nach dem Proceß des Königs immer mehr Terrain. Am 14. Februar wurde Pache Maire von Paris, ein Schweizer aus Freiburg, anscheinend ruhiger Geschäftsmann, aber voll Pfiffigkeit, der den Pöbel gewähren ließ. Am 25. machten die Weiber einen Auflauf, plünderten 1200 Läden aus und erzwangen von den Kaufleuten eine Herabsetzung der Preise. Als man darüber klagte, äußerte Robespierre, das Volk habe nie Unrecht. Das Benehmen des Berges wurde immer gemeiner und niederträchtiger. Man beschuldigte Roland, ungeheure Summen gestohlen und nach England geschafft, ja die insurgirten Weiber selbst bezahlt zu haben, damit sie Unruhen erregen. Nichts war so widersinnig, was nicht geglaubt und vom Pöbel beklatscht wurde. Als Isnard im höchsten Zorn einmal über die Tyrannei der Galerien klagte, rief man ihm spöttisch zu, er und die Girondins könnten ja fortgehen, wenn es ihnen nicht länger gefiele. Am 10. März wurde schon

ein Complott gemacht, die Girondins alle zu ermorden, was ein heftiger Regen verhinderte. Sie waren in der Nacht bei Petion versammelt. Er öffnete das Fenster und schloß es wieder mit den beruhigenden Worten: es regnet, da thun die Pariser nichts, ihr könnt sicher schlafen.

Unterdeß erwog Danton die Gefahr des Vaterlandes im Innern wie von außen und drang auf eine im Convent concentrirte Centralgewalt der Bergpartei, wogegen die ohnmächtige Gironde nichts mehr, wohl aber der Pariser Gemeinderath, der sich selbst die höchste Gewalt aneignen wollte, sehr viel einwenden konnte. Um diesen Gemeinderath bei Seite zu schieben, besprach sich Danton mit Robespierre, der ihm zustimmte, um in der Centralregierung selbst die erste Rolle spielen zu können. Da der Mordanschlag auf die Gironde von den Anarchisten ausgegangen war, trat ihm Danton in der Nacht des 10. entschieden entgegen und verhinderte ihn, da er sonst trotz des Regens doch vielleicht versucht worden wäre. Aus der Verabredung Dantons mit Robespierre gingen nun eine Reihe von folgenreichen Conventsbeschlüssen hervor. Am 9. März wurden 82 Mitglieder des Convents als Commissäre mit unumschränkter Vollmacht in die Provinzen und zu den Armeen abgeschickt, um überall die Opposition der Gironde niederzuschlagen und die Alleinherrschaft des Berges zu handhaben. Am 10. decretirte der Convent die Errichtung eines Revolutionstribunals von 9 Richtern, die auf ausschließliche Anklage des Convents summarische Urtheile fällen sollten. Ehe Danton aber die eigentliche Regierungsgewalt schuf, tractirte er schon wieder mit der Gironde, deren Stimmen er gegen den Pariser Stadtrath brauchte, und durch die er sich auch schon gegen Robespierre schützen wollte. Seine Schonung der Gemäßigten hing mit der Hoffnung auf die eben erwarteten Siege Dumouriez' zusammen. So setzte er im Convent am 25. März die Wahl eines Ausschusses von 25 Mitgliedern durch, welche die Minister überwachen, d. h. die eigentliche Regierung führen sollten. In diesen Ausschuß kamen viele von der Gironde.

Sollte die Republik Bestand haben, so mußte sie allerdings

vom Reden zum Handeln übergehen, der Convent mußte seine Regierungsgewalt in möglichst wenig Ausschüssen von wenigen Mitgliedern concentriren. Daß unter diesen Umständen die Gironde mit ihren ewigen Einwendungen und Bedenken, vor allem aber Roland und der Cirkel seiner Frau, in welchem der Convent vornehm gehofmeistert wurde, den Männern der Praxis zum Aerger gereichte, ist begreiflich. Madame Roland, „die Circe der Gironde," hat ihrer Partei unendlich geschadet mit ihrer unproduktiven Eitelkeit.

Die Katastrophe der Gironde wurde durch Dumouriez beschleunigt.

Die äußeren Feinde Frankreichs hatten sich am Ende des vorigen Jahres wegen ihrer Lauigkeit und Uneinigkeit in schlechter Verfassung zurückgezogen und anstatt dem Könige Hülfe zu bringen, seinen Tod herbeigeführt. Dieser Königsmord fachte nun aber ihren Eifer aufs neue an und verdreifachte ihre Streitkräfte. Bisher hatten nur Oesterreich und Preußen die Waffen ergriffen, jetzt sagte auch England, Holland, die Schweiz, das deutsche Reich, Schweden, Dänemark, und Rußland, Sardinien, Neapel und der Papst, Spanien und Portugal, sogar der türkische Sultan der französischen Republik den Frieden auf.

Dumouriez griff schon am 17. Februar Holland an und nahm überraschend schnell die Festungen Breda und Gertruydenburg, denn wie überall, so war damals auch in Holland eine schlechte Kriegsverfassung. Aber der neue österreichische Oberfeldherr, Herzog von Coburg war bereits über die 15,000 unter General Miranda Maestricht belagernden Franzosen hergefallen und hatte sie in wilde Flucht geschlagen, bei Aldenhoven am 1. März, wobei besonders Erzherzog Karl sich auszeichnete, der auch schon bei Jemappes mitgefochten hatte. Dumouriez bot ihm am 18. bei Neerwinden die Spitze, allein die Oesterreicher hatten die Uebermacht und die Freiwilligen-Bataillone im französischen Heere liefen beim ersten Schuß davon. Die Schlacht ging für Dumouriez verloren und da er der neuen Aushebung nicht mehr trauen konnte, besaß er keine Mittel mehr, die Oesterreicher zu schlagen. Sein alter Plan, an der Spitze eines siegreichen Heeres dem Convent Gesetze vorzuschreiben, war also

gescheitert. Aber blitzschnell ersann er einen neuen, verständigte sich mit dem österreichischen Obersten v. Mack, und schloß eine geheime enge Allianz mit Coburg. Er selbst wollte mit seinem Heer nach Paris und gegen den Convent marschiren, Coburg sollte ihm in einiger Entfernung folgen, um ihn zu unterstützen. Aber auch dieser Plan mißlang. Die Festung Lille, die er Coburg in die Hände spielen wollte, hielt sich. Sein Benehmen erregte Verdacht. Vier Conventsdeputirte, Camus, Bancal, Quinette, Lamarque, und der Kriegsminister Beurnonville, sein Freund, eilten in sein Lager, um streng zu prüfen. Camus befahl, ihn zu verhaften, Dumouriez aber kam ihm zuvor und ließ alle fünf von deutschen Husaren festnehmen und den Oesterreichern als Geißel überliefern, 2. April. „Ich rette Ihnen dadurch das Leben", sagte er zu Beurnonville, „denn ich entreiße Sie dem Revolutionsgericht." Als er sich aber der Festung Condé versichern wollte, weigerte sich die Besatzung, und sein Vorhaben war schon so weit bekannt worden, daß aus den Freiwilligen-Bataillonen, die dem Convent anhingen, auf ihn Feuer gegeben wurde. Eines derselben war von dem jungen Davoust befehligt, der später Marschall wurde. Dumouriez mußte nun die Flucht ergreifen und ging mit einem einzigen ihm treu gebliebenen deutschen Regimente (in Sachsen geworben) am 4. April zu Coburg über. Ihm folgte der junge Herzog von Chartres, der aber als ein Sohn des Königsmörders Orleans keinen Schutz bei der Coalition der Monarchen finden konnte und seinen Weg nach der Schweiz nahm, wo er unter fremdem Namen zu Reichenau in Graubündten eine Lehrerstelle der Mathematik übernahm. Auch seine Schwester Adelaide, von ihres Vaters Maitresse, der berühmten Literatin Frau von Genlis erzogen und mit dieser nach Dumouriez' Lager gerettet, fand jetzt nur in einem Kloster in der Schweiz eine Zuflucht. Dumouriez' selbst erhielt eine Pension, machte noch viele nutzlose Projecte und starb in hohem Alter zu London, gänzlich vergessen. — Coburg erließ, als er noch hoffte, Dumouriez werde an der Spitze seines Heeres bleiben, eine den Absichten desselben entsprechende Proclamation in friedlichem und constitutionellem Sinne an die Franzosen, um sie zu gewinnen,

5. April. Allein eine diplomatische Conferenz zwang ihn, schon am 9. diese Proclamation durch eine andere vom Grafen Metternich (dem Vater) verfaßte zu ersetzen, worin wieder nur mit Gewalt gedroht wurde. Denn Kaiser Franz wollte den Thron der Bourbons nicht schützen, sondern nur in Frankreich Eroberungen machen. Vergebens rieth England, die Zerrüttung des französischen Heeres zu benutzen und in Eilmärschen gegen Paris vorzurücken.

Damals wurden eine Menge Umtriebe gemacht. Custine correspondirte heimlich mit dem Herzog von Braunschweig und beschwor ihn, sich an die Spitze der Franzosen zu stellen, um Frankreich zu pacificiren. Preußen, wenn es von der Coalition abgefallen, sollte Köln, Jülich, Berg und einen Theil von Trier bekommen. Preußen ließ sich nun zwar nicht darauf ein, brach aber auch nicht gänzlich die französische Unterhandlung ab und blieb gespannt mit Oesterreich. In Schweden war Gustav III. ermordet worden. Herzog Karl, Vormund seines unmündigen Sohnes und Nachfolgers Gustav IV. Adolf, ließ durch seinen Gesandten v. Staël (der Neckers Tochter geheirathet hatte) der französischen Republik Schwedens Anerkennung um Geld anbieten, und der Cirkel der Madame de Staël blieb seitdem in Paris ein Heerd von Intriguen.

Als Dumouriez' Verrath bekannt worden war, brach der Convent in gerechte Wuth aus. Der Ausschuß der 25 wurde sogleich aufgelöst und am 5. April ein neuer Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) von neun Mitgliedern ernannt, in welchem Danton und der schönrednerische Barrére vorherrschten, aber kein Girondin mehr saß. Daneben wählte man noch einen Sicherheitsausschuß (de surveillance). Bouchotte wurde Minister des Kriegs, Gohin der Justiz, Garat des Innern, alle vom Berge. Das erste Opfer derselben wurde der Herzog von Orleans, den man sogleich in Verhaft nahm. Nichts hätte näher gelegen, als Danton zur Verantwortung zu ziehen, der am meisten mit Dumouriez zu thun gehabt; aber Danton war noch zu mächtig. Man richtete den ganzen Zorn des Volks auf die Gironde und Madame Roland, weil diese früher mit Dumouriez in Verbindung

gestanden, weil der General eigentlich ein Geschöpf der Gironde gewesen war, sofern Gensonné ihn zuerst gehoben und Roland mit ihm das Ministerium gebildet hatte. Robespierre entwickelte am 10. April in einer heimtückischen Rede die Anklage. Man erkannte darin deutlich, daß ihm Dumouriez nur zum Vorwand diente, um die Gironde, von deren Unschuld an Dumouriez' Verrath er überzeugt seyn konnte, aus einer ganz andern Ursache des Hasses zu verderben. Die Gironde war ihm an Talent, Ruhm und Einfluß in den Provinzen, bis dahin selbst noch im Convent weit überlegen, er haßte sie aus Neid. Die Gironde vertrat ferner die reichen Handelsstädte Frankreichs, den gebildeten Mittelstand, also eine Aristokratie, die auf doppelte Weise durch ihre Anmaßung und durch ihren Luxus eine Protestation gegen die von Robespierre erträumte ideale Republik war, in der es nur einfache, nüchterne, bescheidene, von ihrer Handarbeit lebende Bürger geben sollte. Endlich hatte sich deutlich gezeigt, daß die Gironde mit dem König Mitleid gehabt, daß sie die volle Energie des Schreckens weder theile noch billige, daß sie nur ungerne und mit einer gewissen Heuchelei der Bewegung folge, in die sie nur fortgerissen worden sey, daß sie durch ihre ewigen Reden am Handeln hindere und in der Stunde der Gefahr nicht geeignet sey, die Republik vor ihren äußeren und inneren Feinden zu retten. In allen diesen Beziehungen hatte Robespierre auf seinem Standpunkt allerdings nicht Unrecht, der Gironde bitter zu grollen, aber nach seiner Art sagte er nicht, was er meinte, sondern log sich und den Convent in eine falsche Anklage hinein, um die Girondins als vorgebliche Mitverschworene Dumouriez' dem Hasse des nie überlegenden Volkes desto gewisser bloszustellen. Man bezeichnete die Girordins als angebliche „Föderalisten," welche einen lockern Bund unabhängiger Provinzen und nicht die eine untheilbare Republik mit der Hauptstadt Paris wollten; ferner als „Staatsmänner" und Intriganten, die nur Ränke machten, wo man Kraft zeigen sollte; als „Appellanten," die den König durch Appellation ans Volk hätten retten wollen, als „Gemäßigte," die Gnade wollten,

mithin Contrerevolutionäre seyen. Aber das alles war Robespierre nicht genug, er machte sie noch zu „Conspiranten."

Zwei Tage lang wurde aufs wüthendste gestritten, man wurde beinahe handgemein, der Girondin Duperret zog den Degen. Da Dumouriez am meisten mit Danton verkehrt hatte, wiesen die unschuldigen Girondins ihre Ankläger begreiflicher-, aber unklugerweise an Danton. „Wie?" donnerte dieser, „ihr klagt mich an? ihr kennt meine Stärke nicht." Von diesem Tage an schonte Danton die Gironde, mit der er sich lieber versöhnt hätte, nicht mehr. Marat forderte zum Morden derselben auf. Da war sie so unklug, um Marats Bestrafung fordern zu können, ein Gesetz zu beantragen, wornach auch Conventsmitglieder sollten verhaftetet werden können, 8. April. Der Berg stimmte zu, um später die Köpfe der Girondins selber fordern zu können. Diese setzten zwar durch, daß Marat vor das neue Revolutionstribunal gefordert wurde, nicht aber, daß es ihn gerichtet hätte. Er wurde freigesprochen und die Cordeliers trugen ihn mit Blumen bekränzt durch die Straßen von Paris mitten in den Convent, 24. April. Paris wiederhallte von dem Wuthgeschrei: Tod den Girondins! Camille Desmoulins schrieb ein monströses Libell, in dem er Brissot, Roland, Petion &c. als an das Ausland verkauft, als Verschwörer zur Wiederherstellung des Königthums, Frau Roland als eine Messalina verleumdete, eine Schrift, die in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet wurde.

Noch viel gefährlicher wurde die Lage der Gironde, als ihr großer Redner Vergniaud die von Robespierre empfohlene Tugendrepublik angriff. Robespierre hatte sich einen Freistaat ausgedacht, in welchem nur einfache, bescheidene, tugendhafte Arbeiterfamilien leben sollten. Aber der männliche und weibliche Pöbel, von dem sich Ropespierre vergöttern ließ, war in seiner Bluttrunkenheit und Unzucht gerade am weitesten entfernt von dem Ideal der Tugend, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, die ihr Abgott beständig im Munde führte. Vergniaud wies auf diesen Contrast hin, frug, wo denn die Tugend sey in diesem gräßlichen Schimpfen und Mordgeheul? Ihr brandmarkt die alte spanische Inquisition, rief er, die von der

Religion der Liebe redete unter Marterwerkzeugen und Scheiterhaufen, aber ihr thut nichts besseres, indem ihr von Freiheit redet unter Dolchen und unter dem Henkerbeil. Am tiefsten verletzte er Robespierre, indem er dessen ideale Republik lächerlich machte, „die politischen Schäfereien Wilhelm Penns," die wohl in die Urwälder Nordamerikas, aber nicht nach Frankreich paßten. Vergniaud sagte bei demselben Anlaß das tief einschneidende Wort: „die Gesetzgeber des Alterthums ließen dem Volke göttliche Gesetze geben. Wir haben keinen Gott mehr, uns bleibt nur die Vernunft, wohlan, so laßt uns auch vernünftig seyn, laßt uns nicht unsere heutigen Franzosen verwechseln mit den alten Spartanern, sucht Utopien auf einer bisher unbewohnten Insel, aber nicht in Frankreich." Durch solche Reden wurde Robespierres Eitelkeit eben so sehr als sein Fanatismus herausgefordert, und Robespierre herrschte im Jakobinerclub und auch im Convent wurde damals schon jede seiner Reden wie ein heiliges Orakel mit der lautesten Bewunderung der Galerien beschlossen, auf denen die sogenannten tricoteuses de Robespierre, ausdrücklich zu diesem Zwecke besoldete Weiber saßen, die nebenbei strickten und Kleider flickten.

Das war für den Convent die Periode der äußersten Frechheit, später folgte ihr die Periode der Angst. Die gefallene Monarchie war bereits moralisch gerächt durch den Mangel an aller Würde in der Demokratie. Isnard beschuldigte die Aufhetzer der Galerien und des Pöbels geradezu, sie seyen vom englischen Minister Pitt und von Oesterreich bezahlt, um die junge Republik herabzuwürdigen. Aber das erbitterte nur noch mehr. Guadet setzte die Wahl einer Zwölfercommission durch, welche für die öffentliche Ruhe sorgen und den Gemeinderath von Paris beaufsichtigen sollte, und wirklich den schmutzigen Hebert, der zum Morden der Gironde aufgefordert, verhaften ließ. Das war aber nur das Signal zur offenen Empörung. Isnard, damals Präsident des Convents, trotzte der ganzen Bevölkerung von Paris und rief aus: wenn sie sich an den Abgeordneten vergreife, werde das ganze Land aufstehen, sie zu rächen, und man werde an den Ufern der Seine suchen, wo einst Paris gestan-

den sey. Diese unvorsichtigen Worte, die in Erfüllung zu bringen nicht einmal in seiner Macht stand, reizte die Pariser zum Aeußersten. Marat forderte am 27. Mai die Auflösung der Zwölfercommission, von den aufrührerischen Sectionen der Hauptstadt unterstützt. Isnard und die Gironde wehrten sich und zogen die Debatte in die Länge. Da erhob sich Danton und schrie: „so viel Unverschämtheit beginnt uns lästig zu werden.“ Man ließ den Pöbel, der die Verhaftung von 22 Girondins forderte, tumultuarisch in den Saal eindringen und mitstimmen. Die Girondins wichen, und Berg und Pöbel gemeinschaftlich decretirten einstweilen die Auflösung der Zwölf. Zwar erklärte die Gironde am nächsten Tage diesen Beschluß für ungültig, allein das Toben gegen sie wurde nur um so ärger. Der Fleischer Legendre packte Lanjuinais, der nächst Isnard am meisten Energie zeigte, am Leibe. Die Girondins mußten sich des Nachts verbergen, um den Mördern zu entgehen, fanden sich aber Morgens immer wieder auf ihren Plätzen im Convent.

Der lange Kampf der Gironde mit dem Berge war einzig in der Weltgeschichte, ein Ringen der Todesangst mit der gräßlichsten Mordgier, jede Sitzung des Convents eine Schlacht der Geister, bis Parteiwuth die Körper zermalmte, um die verhaßten, unüberwindlichen Geister auszutreiben. Die Aufrührer zauderten, eine solche Menge berühmter Namen zu opfern, die großes Ansehen im Lande genossen. Die Unverletzlichkeit der Deputirten zu mißachten, war auch für die Sieger gefährlich, wenn einmal die Reihe an sie kommen sollte. Aber da die Girondins sich durch bloßen Schrecken nicht aus Paris verjagen ließen, mußte man endlich Gewalt brauchen. Die Freiwilligen, die unter Santerre gegen die empörte Vendée ziehen sollten, wollten nicht eher gehen, bis die Gironde vernichtet wäre. Henriot, der an Santerres Stelle die Nationalgarde von Paris befehligte, ein ehemaliger Bedienter, Polizeispion und wegen Verbrechen im Kerker, aus dem ihn erst die Revolution befreit hatte, gab sich zu allem her. Nachdem die Gironde auch die Zumuthung, freiwillig auszutreten, abgewiesen hatte, umstellte

Henriot die Tuilerien, in denen der Convent sich seit dem Tode des Königs versammelte, mit der bewaffneten Macht und ließ keinen Deputirten mehr heraus. Einzelne Girondins, die hinausgingen, wurden mißhandelt und kamen mit zerrissenen Kleidern wieder zurück. Lanjuinais, der noch zuletzt unter dem Hohne der Sieger die Rednerbühne behauptete, endete mit dem stolzen Wort: „Die Alten schlachteten ihre Opfer bekränzt und verhöhnten sie nicht.“ Als ob der Berg nicht mit Henriot einig gewesen wäre, wurde vorgeschlagen, der Convent solle sich in Masse hinausbegeben, um sich zu überzeugen, ob die Berathung wirklich durch Waffengewalt in ihrer Freiheit gehemmt werde. Herault de Sechelles, damals Präsident, führte die Mitglieder heraus und spielte eine Comödie mit Henriot, dem er sich zu entfernen gebot, der aber Kanonen und Flinten auf den Convent richten ließ und erklärte, er werde nicht eher gehen, bis die Gironde verhaftet sey. Der Convent kehrte nun zurück und decretirte die Verhaftung, 2. Juni.

Diese Verhaftung erfolgte aber nicht. Lanjuinais, Vergniaud, Barbaroux und einige andere blieben auf ihren Sitzen, um die Gensdarmen zu erwarten, aber niemand kam, und so gingen sie ruhig heim. Man hatte sie nur los seyn wollen und wünschte, sie möchten draußen noch irgend eine Thorheit begehen, damit man sie als Verschwörer und Aufrührer, nicht als Conventsglieder richten könne. Die Pariser thaten sich außerordentlich viel darauf zu Gute, daß bei diesem Staatsstreich kein Tropfen Blut vergossen worden sey.*) Sie nannten denselben nur eine „moralische Insurrection.“ Inzwischen wurde Madame Roland schon am 2. Juni und diejenigen Girondins, die durchaus Paris nicht verlassen wollten, später verhaftet, namentlich Vergniaud, Gensonné, Valazé. Petion,

*) Die Amazone Theroigne vertheidigte die Gironde und wurde dafür von der Weibergesellschaft de la fraternité, einem unter Heberts Einfluß stehenden Club, überfallen, entkleidet und gepeitscht. Unter schrecklichen Mißhandlungen sollte sie ersäuft werden, wurde zwar gerettet, fiel aber in Wahnsinn und starb im Irrenhause.

Barbaroux, Guadet entwichen erst, nachdem sie sich hatten gefangen setzen lassen. Wahrscheinlich verdankten sie diese Schonung Danton, der ihr Verderben nicht wollte, ihre Anwesenheit aber nicht ganz mit Unrecht für einen Hemmschuh der revolutionären Kraft hielt. Ihre sittliche Bedenklichkeit schien nicht für eine Zeit der Gefahr zu taugen, in der rasches und rücksichtsloses Handeln besser zum Ziele führte. Indem sie die Septembermörder anklagten und über das Vergangene keinen Schleier decken, keine Amnestie gewähren wollten, gefährdeten sie Danton selbst, der also mit Robespierre einverstanden war, sie zu beseitigen.

Aber Danton verhehlte sich die wahre Bedeutung des Kampfes mit der Gironde. Es galt nicht, in einer großen Zeit der Thaten einige unnütze Schwätzer auf die Seite zu schieben. Es handelte sich vielmehr um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem dritten und dem vierten Stande, dem Bourgeois und dem Sansculotten. Das Maximum und die gezwungenen Anleihen, beides Maaßregeln des Pöbels gegen die Bürger, hingen genau damit zusammen. Schon am 3. Mai war ein Maximum des Getraidepreises festgesetzt worden, man dehnte das Gesetz nach und nach auch auf andere Artikel aus und zwang den Kaufmann und Krämer, seine Waaren um Spottpreise herzugeben. Wer sie verhehlen wollte, war verdächtig, wurde eingekerkert und sein ganzes Hab und Gut confiscirt. Dieser legalen Beraubung im Einzelnen gesellte sich die Erhebung eines gezwungenen Anleihens von einer Milliarde, die hauptsächlich den Kaufleuten und wohlhabenden Bürgern abgepreßt wurde, am 20. Mai. Der négociantisme wurde verdächtigt, wie der royalisme und die aristocratie bourgeoise et mercantile trat an die Stelle des alten Adels und Klerus.

Am heftigsten wüthete Marat gegen die rechtlichen und wohlhabenden Bürger. Schon im April hatte er für eine Sektion in Paris eine Bittschrift verfaßt, worin sich der Haß und die Habgier des Pöbels gegen die „Wucherer" Luft machte. Im Mai bezeichnete er alle „Herren Gewürzkrämer und Ladendiener" als Contrerevo-

lutionäre. In den Sturmtagen vor dem 2. Juni bewilligte der Gemeinderath von Paris bereits dem bewaffneten Pöbel einen täglichen Sold von 2 Francs auf Kosten der reichen Bürger.

In den Provinzen war weder die Philosophie noch die Corruption so tief eingedrungen, wie in der Hauptstadt. Der Bürgerstand hatte hier etwas vorzugsweise Honettes. In einigen Provinzen, wo es wenig und nur kleine Städte gab, war dieses honette Wesen bei einem patriarchalischen Bauernstande zu finden und hier noch gepaart mit tiefer Frömmigkeit. Zahlreiche Bevölkerungen dieser Gattung waren nun nicht erbaut von den Abscheulichkeiten im Convent und nicht gemeint, sich seinen Räuber- und Mörderdecreten zu unterwerfen. Der wahre Bauer, wie der wahre Bürger erzürnte sich gleich heftig gegen eine von einer falschen Philosophie inspirirte und vom niedrigsten Pöbel einer Hauptstadt geübte, bisher nie erhörte Tyrannei. Diese Stimmung hatte sich schon in zahlreichen Adressen ausgesprochen, die man den Girondins und Roland, so lange er noch Minister gewesen war, aus den Departements zuschickte. Sie wurde zu bewaffnetem Widerstande, als die vom Convent ausgestoßenen und aus Paris geflüchteten Deputirten sich überall im Lande zerstreuten. Der Kampf des dritten mit dem vierten Stande in Paris wurde zu einem Kampfe der Provinzen gegen die Hauptstadt.

Gleichzeitig wüthete der Krieg an den Grenzen gegen die sich mehrenden Heere der Coalition fort, indem jetzt auch England und Spanien daran Theil nahmen. Man muß gestehen, der Convent entwickelte eine erstaunliche Kühnheit, indem er es mit so vielen Feinden innerhalb und außerhalb Frankreichs zugleich aufnahm. Die ersteren, die ihm am nächsten waren, machten ihm auch so viel zu schaffen, daß er erst am 20. August das Volksaufgebot in Masse einleiten konnte. Danton selbst verlangte, es solle nur progressiv stattfinden, damit nicht unendliche Verwirrung entstehe und damit man Zeit habe, die ungeübten Streiter einzuüben und aus den Provinzen, in denen die Contrerevolution erst besiegt werden müsse, nach und nach neue Streitkräfte zu

schöpfen. Am 22. entwickelte Barrère den großartigen Plan dieser allgemeinen Volksbewaffnung, wonach ganz Frankreich in Kriegszustand erklärt war, alle Arbeit für Friedens- und Privatzwecke aufhören und sich allein dem Kriegszwecke zuwenden, wonach alle Jünglinge ins Heer eintreten, alle Männer Waffen schmieden, Munition und Proviant herbeischaffen, alle Weiber Uniformen und Zelte machen und Verwundete pflegen, alle Kinder Charpie zupfen sollten. „Frankreich muß ein unermeßliches Lager, alle öffentlichen Gebäude müssen Kasernen, alle öffentlichen Plätze Werkstätten seyn 2c." Das alles wurde sofort ausgeführt nnd Paris gab das Beispiel. Der freie Raum rings um die Tuilerien füllte sich mit 250 Schmieden und die Stadt schwärmte wie ein Bienenstock. Am 5. September hielt der Maire von Paris an der Spitze einer großen Deputation der Stadt eine Rede an den Convent, worin er sagte: „Unsterblicher Berg, sey der Sinai der Franzosen! schleudere unter Blitz und Donner die ewigen Decrete des Volkswillens aus! werde ein Vulkan, dessen Lava alles zerstört, was noch Königthum athmet!" An demselben Tage verlangte eine große Deputation der Jakobiner: „Es ist Zeit, daß die Gleichheit ihre Sense über alle Häupter schwinge. Gesetzgeber, macht den Schrecken zur Tagesordnung!"

So erhob sich alles Volk in Waffen, wurden alle Pferde für den Dienst der Armee requirirt, und die Kirchenglocken, um Kanonen daraus zu gießen und um Sous zu prägen, die als baares Geld, trotz ihrer unbequemen Schwere immer noch viel lieber gesehen wurden, als Assignaten. Viele tausend Centner Glockengut wanderten auf diese Weise aus den Kirchen in die Gießereien. Mathematiker und Chemiker wurden aufgefordert, durch neue Erfindungen der Republik zu nützen. Da erfand Chappe den ersten Telegraphen, und man machte einen Versuch, die Luftballons zum Armeedienst anzuwenden, sofern sich von ihnen herab die Stellung des Feindes übersehen ließ. Die Seele der ganzen ungeheuren Waffenrüstung wurde im Laufe des Jahres der geniale Ingenieur Carnot im Wohlfahrtsausschuß. Derselbe änderte und besserte

viel, was der Convent und der Kriegsminister Bouchotte in ihrer dummen Uebertreibung verdorben hatten. Er behielt den Schreiern zum Trotz adelige Offiziere bei, wenn sie sich als tüchtig bewährt hatten, und verwarf die Anzahl unfähiger Offiziere, die aus demokratischen Wahlen hervorgegangen waren. Man hatte nämlich die aus dem Volk ausgehobene Mannschaft die Wahl der Chargen selbst bestimmen und die Chargirten selbst wählen lassen, so daß Frankreich auf einmal mit 250,000 Unter- und Oberoffizieren überschwemmt war. Dieser Unvernunft steuerte der Convent durch ein praktisches Gesetz vom 22. November, welches alle bisherigen Ernennungen annullirte, die Armee nur in s. g. Halbbrigaden (je von 3 Bataillons) organisirte und somit die Ernennung tüchtiger Offiziere möglich machte. Da man nur auf Tüchtigkeit sah, stiegen viele gemeine Soldaten oder ganz junge Leute rasch zu Generalen auf. Um aber die Generale anzutreiben und zu überwachen, damit sie nicht wie Dumouriez und Lafayette der Republik gefährlich würden, schickte der Convent zu jeder Armee Deputirte aus seiner Mitte mit unumschränkter Gewalt, und jede Niederlage galt als Verrath; wer nicht siegte, war unrettbar der Guillotine verfallen. Der Sieg wurde decretirt. — Gleichzeitig wühlten die französischen Gesandten in den Ländern, wo sie noch geduldet wurden, theils um demokratische Parteien zu unterstützen, wie in der Schweiz und Italien, theils um den Oesterreichern Feinde zu erwecken, wie in Constantinopel. Später klagte St. Just, daß für Bestechung im Ausland 200 Mill. vergeudet worden seyen.

Dieser ungeheuren Energie des Convents gegenüber zeigte die Coalition nur Schwäche, Uneinigkeit, feiges Zaudern. Sie stand mit beträchtlichen Armeen hart an den Grenzen und that nichts. Frankreich war in Parteien zerspalten und im Frühjahre hatten die Provinzen noch überall die Oberhand über die Conventspartei. Aber die Coalition sandte ihnen keine Hülfe. Im Frühjahr war die französische Nordarmee nach Dumouriez' Flucht im übelsten Zustande. Wenn Oesterreich und Preußen mit ihren guten Truppen, zu denen bald auch Engländer, Holländer und Hessen stießen, rasch gegen Paris gezogen wären, hätte sie nichts aufhalten können. Aber

sie zögerten und belagerten methodisch und langweilig die Grenzfestungen. Oesterreich wollte erobern, ließ sich in Lüttich und im Elsaß förmlich huldigen, und Preußen schonte seine Kräfte, weil es für Polen fürchtete.

In Mainz eröffneten die deutschen Clubisten am 17. März 1793 einen rheinisch-deutschen Nationalconvent und schickten Deputirte, Georg Forster *) an der Spitze, nach Paris, um Vereinigung mit Frankreich zu verlangen. Im April jedoch legte sich die Hauptmacht der Preußen, vom Könige und dem General Kalkreuth befehligt, nebst 10,000 Hessen unter General Schönfeld vor die Stadt, in der Custine 20,000 Franzosen unter Aubert-Dubayet und Kleber ließ, da er selbst vor der Uebermacht zurückwich. Meunier, einer der gelehrtesten Offiziere Frankreichs, hatte die Stadt mit neuen Werken versehen und leitete die Vertheidigung meisterhaft. Neben ihm befeuerten die Conventsdeputirten Rewbel, Hausman und Merlin von Thionville den Muth der Truppen. Wie beschämend war diese tapfere Gegenwehr für die Deutschen, die kurz vorher dieselbe Stadt so feig übergeben hatten! Den Preußen fehlte Belagerungsgeschütz, es mußte erst aus Holland geholt werden, weil die Oesterreicher das ihrige zwar bei Mainz vorbeiführten, aber nicht hergaben, sondern gegen Valenciennes verwandten, in der Absicht, diese Stadt im Frieden zu behalten. Auf gleiche Eroberungen gingen auch die Engländer aus, indem sie das seitab liegende Dünkirchen belagerten. Wie sehr den König von Preußen dieses Verfahren kränkte, war doch die Eroberung von Mainz Ehrensache für ihn geworden, und er vollendete sie am 22. Juli, nachdem Meunier gefallen *) und die Besatzung ausgehungert war. Sie erhielt freien Abzug. Mit ihr durften viele

---

*) Dieser berühmte Weltumsegler und Gelehrte wurde bald in Paris, als er die dort im Namen der Freiheit begangenen Greuel sah, von tiefer Reue ergriffen, verlor allen Glauben an die Menschheit und tödtete sich mit Scheidewasser.

**) Er wurde in dem von ihm erbauten Werke begraben. Der König von Preußen ließ während seiner Beerdigung Waffenruhe eintreten und ihm zu Ehren eine Salve geben.

Clubisten unbestraft entfliehen, die zurückgebliebenen bekamen Prügel oder wurden eingesperrt. Custine, so wie auch sein Nachfolger Beauharnais, der sich gleichfalls zu schwach gefühlt, Mainz zu entsetzen, verloren ihr Commando und bald darauf ihre Köpfe.

Der zweite Haupttheil der Preußen stand unter dem Herzog von Braunschweig an den berühmten Weißenburger Linien, um den österreichischen General Wurmser zu unterstützen, dessen Eifer er aber durchaus nicht theilte. Wurmser war ein noch sehr hitziger Greis, der im Elsaß geboren, dieses schöne deutsche Land der Revolution aus dem Rachen zu reißen glühte, aber ohne die Preußen nichts thun konnte. Der König von Preußen, welcher sich noch bei der Armee befand, kam hinter eine unglaublich schmähliche Intrigue Thuguts *), sah sich von Oesterreich verrathen, empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von ähnlichem Verrath, den Rußland an ihm übte, und beschloß nun, nur noch das Nothdürftigste im französischen Kriege zu leisten und seine Truppen zu schonen. Erst am 12. September unternahmen die Franzosen unter mehreren Generalen, Desair, Michaud 2c. einen allgemeinen Angriff, drängten Wurmser zurück, wurden aber am 14. und 15. von den Preußen bei Pirmasens geschlagen und verloren 4000 Mann mit 22 Kanonen. Hierauf durchbrachen die Preußen mit Wurmser verbunden endlich am 13. October die Weißenburger Linien und belagerten Landau. Da befahl der Convent, Landau um jeden Preis zu entsetzen, und neue Volksheere unter Pichegru und Hoche wälzten sich heran mit dem unaufhörlichen Geschrei: Landau ou la mort! Ihrem wüthenden Andrange trotzten die Preußen in einer dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, 26. bis 28. Nov., aber die Weißenburger Linien gingen verloren, indem

*) Dem König wurde aus England gemeldet, dort habe Thugut erklärt, Oesterreich gebe das bayrische Project auf, während derselbe Thugut Preußen dahin zu bringen suchte, in die Vereinigung Bayerns mit Oesterreich zu willigen, eine bloße Vorspiegelung, um Preußen darüber zu täuschen, daß Oesterreich mit Rußland vereinigt in Polen Preußen verkürzen wollte.

Hoche sie durch einen Sieg über Wurmser bei Werth und Fresch-weiler am 22. Decbr. durchbrach, worauf auch die Preußen sich zurückzogen. Die Republik hatte hier am Schluß des Jahres gesiegt, der tapfere Hoche wurde jedoch verhaftet, weil er dem Conventsdeputirten St. Just den Angriffsplan nicht mitgetheilt hatte. Zum Glück überlebte er im Kerker seinen Ankläger, nach dessen Sturz er wieder frei wurde.

Damals kam auch über Straßburg große Noth. Hier hatte Eulogius Schneider, ein entarteter katholischer Priester, das Clubwesen eingeleitet und die Guillotine arbeiten lassen. Als aber ein Complott entdeckt oder vorgegeben wurde, durch welches die Stadt an Wurmser hätte verrathen werden sollen, erschienen die Conventsmitglieder St. Just und Lebas, ließen 70 der angesehensten Bürger, auch den edeln Maire Dietrich köpfen und Schneider selbst als einen verdächtigen Pfaffen, der die Revolution durch Schwelgerei entehre, verhaften, nach Paris bringen und dort köpfen. Ein dritter Conventsdeputirter, Baudot, war wüthend, daß die Elsäßer Franzosen seyn wollten und nicht einmal französisch sprächen. Sie sind alle Oesterreicher oder Preußen, schrie er. Einmal verlangte er, sie sollten alle binnen drei Tagen französisch reden. Ein andermal trug er darauf an, sämtliche Elsäßer nach der entvölkerten Vendée zu verpflanzen und dagegen das Elsaß mit Franzosen zu bevölkern. Aus der Pfalz berichtete er an den Convent: „unsere Beute ist unermeßlich und die Auswanderung von zwei Drittheilen der Einwohner vermehrt um vieles unser Glück. Es ist unmöglich, euch den Grad von Fanatismus und deutschem Vorurtheil zu schildern, welche dieses Land beflecken.“

Die für Frankreich furchtbarste Macht bildete sich und zwar sehr nahe bei Paris in den Niederlanden, indem zu den Oesterreichern unter Coburg noch die Engländer und Holländer unter dem Herzog von York stießen, zusammen 170,000 Mann. Aber sie rückten nicht vor. Nachdem Dampierre, der an Dumouriez' Stelle getreten war, am 8. Mai bei Ramies den Sieg und das Leben verloren hatte, war die französische Nordarmee noch viel mehr geschwächt und durchaus nicht im Stande, den Marsch der Sieger nach Paris aufzuhalten;

aber die Oesterreicher belagerten jetzt Condé und Valenciennes, die Engländer Dünkirchen und warteten ruhig ab, bis die Jakobiner durch das Aufgebot in Masse neue und immer neue Heere schufen, denen sie dann nicht mehr widerstehen konnten. Condé fiel erst am 10., Valenciennes am 28. Juli. Unterdessen führte der martialische, große und mit einem fürchterlichen Hiebe im Gesicht entstellte Houchard (wie Westermann ein Emporkömmling der Revolution) das Aufgebot in Masse, mit dem Rest der alten Truppen vermischt herbei. Diese Masse floh jetzt nicht mehr, sie trotzte auf ihre große Zahl, war im höchsten Grade fanatisirt, bediente sich der neuen Kampfart des Tiraillirens (die zerstreute Fechtart, die zuerst die Nordamerikaner im Kampfe mit den Engländern angenommen hatten), wobei das Leben des Einzelnen sicherer war, und folgte Offizieren, denen die Guillotine gewiß war, wenn sie nicht siegten. Mit diesem neuen Volksheer entsetzte Houchard Dünkirchen, das von Hoche tapfer vertheidigt worden war, und schlug den Herzog von York bei Hondscoten (8. Sept.), erlitt aber am 15. eine Schlappe bei Courtrai und wurde dafür unbarmherzig abgesetzt und guillotinirt. Für ihn trat Jourdan ein, der in wüthendem Andrang den Herzog von Coburg bei Watignies (16. Oct.) schlug. Er hatte von dem Convent gemessenen Befehl, vor dem 20. zu siegen, sonst hätte es ihm den Kopf gekostet, wie Houchard. Nach diesen Niederlagen zogen sich Engländer und Oesterreicher zurück. Ein französisches Streifkorps drang bis Aachen vor und setzte der Bildsäule Karls des Großen die rothe Mütze auf.

Von den Heeren des Auslandes nicht unterstützt, mißlangen nun auch alle Aufstände der Provinzen, weil jeder vereinzelt und mit zu schwacher Kraft unternommen wurde. Nach dem Sturze der Gironde flohen 27 Mitglieder dieser Partei nach Caen und organisirten hier in einer Provinzialversammlung der gesammten Normandie den Widerstand gegen Paris. Diese Deputirten waren Guadet, Buzot, Petion, Lanjuinais, Louvet 2c., der feurigste unter allen aber Barbarour. Gleichzeitig erhob sich die ganze Bretagne und hielt eine ähnliche Provinzialversammlung in Rennes. Eine dritte rüstete sich zu Bourges, alle in gleichem Sinne. Zu Caen aber bildete sich ein

girondistisches Heer unter Felix Wimpfen, bisherigen Commandanten in Cherbourg. Dieser heimliche Royalist stellte einen royalistischen Herrn von Puysage als General an und erklärte den Girondins, an einen Sieg sey nur zu denken, wenn sie sich mit der royalistischen Vendée und Bretagne und mit den Engländern in Verbindung setzten, welche letztere ganz nahe in Flandern standen. Allein das wollten die Girondins, als aufrichtige Republikaner, nicht, und so mußten sie in ihrer Vereinzelung untergehen. Der Convent schickte Truppen, bei deren Anblick die entmuthigte Schaar Wimpfens bei Vernon auseinanderlief, 14. Juli. Die ganze Normandie unterwarf sich. Buzot, der hier einheimisch war, mußte aus seinem Hause fliehen, das hinter ihm der Erde gleich gemacht wurde. Mit ihm flohen Petion, Barbaroux, Louvet, Guadet, Salles, die nach unsäglichen Gefahren über Meer nach Bordeaux entkamen.

In dem Gebiete zwischen der Normandie und Flandern schien dem Convent besondere Strenge nöthig, um jeden Anschluß an die nahen Engländer zu verhüten. Lebon war nach Arras geschickt, wo er, geschreckt durch die Befehle des Convents, aus einem sanften Menschen ein wahrer Teufel wurde. Er füllte die Kerker mit Verdächtigen und raubte ihnen ihr Hab und Gut. Er wohnte den Hinrichtungen bei und zog den Henker zur Tafel. Als er einmal zwei junge Engländerinnen köpfen ließ, hielt er das Fallbeil so lange auf, bis er ihnen noch die neuesten Siegesnachrichten von der Armee vorgelesen hatte, und ließ es dann erst fallen. Als ein Mädchen beim Anblick ihrer Freundin, die mit 15 andern jungen Mädchen geköpft wurde, in Ohnmacht fiel, ließ er sie gleich packen und ebenfalls köpfen. Nichts sah er lieber, als die Todesangst und das letzte Zucken schöner Mädchen und Frauen, und er verlängerte deshalb ihre Qual. Ein schönes Weib, die ihm ihre Ehre Preis gegeben, um ihren Gatten zu retten, ließ er nachher mit ihm zugleich köpfen. Ein junges Mädchen, welches am Sonntag in bessern Kleidern erschien, ließ er nackt ausziehen und durch die Straßen peitschen. Jede Spur von Religion strafte er mit dem Tode. Einen armen

fremden Handwerksburschen, den er zufällig beobachtete, wie er während eines schweren Gewitters ein Kreuz schlug, ließ er köpfen.

Eben so vereinzelt blieb der große Aufstand in der Vendée. Diese Landschaft war schon früher durch den Priestereid beunruhigt, aber durch Gensonnés und Dumouriez' weise Milde beschwichtigt worden. Jetzt kamen Schlag auf Schlag die schrecklichen Decrete des Convents, und deren brutale Vollzieher. Da fuhren die Bauern auf, bewaffneten sich alle und jagten die jakobinischen Plagegeister zum Lande hinaus. Jene kräftigen Bauern am westlichen Ufer Frankreichs, mit dem landsäßigen, durch die Hauptstadt nicht verdorbenen Adel und den einfachen und sittenreinen Dorfgeistlichen seit Jahrhunderten in Eintracht lebend, glücklich und zufrieden, konnten den Lärm in den östlichen Provinzen nicht begreifen und verlangten nichts weiter, als daß man sie in Ruhe lasse. Ihr Land ist fast ganz ohne Städte, selbst ohne Dörfer, indem die Häuser einzeln liegen. In dem s. g. Bocage ist es hüglich und von unzähligen Hecken durchschnitten, die jedes Feld einfassen, in dem s. g. Marais läuft es in Sümpfen zum Meeresufer aus. Durch diese Hecken und Sümpfe führten damals nur sehr wenige und schlechte Wege. Das Land war durch seine Natur, aber mehr noch durch seine kernhaften Bewohner vertheidigt, die von Jugend auf im Springen über die zahllosen Gräben geübt und treffliche Schützen waren.

Ihr Aufstand begann am 8. März, als Rekruten ausgehoben werden sollten, in der Gemeinde Chauve und verbreitete sich in wenigen Tagen durch das ganze Bocage. Der erste Führer war ein einfacher Bauer, Cathelineau, der schon lange wegen seiner Frömmigkeit „der Heilige von Anjou“ hieß und neben dem größten Heldenmuth eine hinreißende Gabe der Rede besaß. Neben ihm wählte das Volk Stofflet, einen riesenhaften Elsäßer, der unter den Schweizern gedient, zum Anführer. Indem sich aber der populäre Adel der Bewegung anschloß, ließ man den adeligen Führern, vormaligen Offizieren, den Herren von Bonchamp, Elbée, la Rochejacquelin und Lescure die Vorhand. Im Marais gab sich das Volk den kühnen Schiffslieutenant Charette zum Führer. Alle nahmen die

weiße Kokarde der Bourbonen an und schwuren Ludwig XVII. (dem eingesperrten Dauphin) Treue. Priester mit dem Crucifix begaben sich in ihre Reihen und die Gottesleugnerei und Kirchenschändung, deren sich die Jakobiner überall beflissen, dienten natürlich den Haß jener frommen Bauern gegen die „Blauen" zu entflammen. Wegen ihrer Uniform hieß man die Truppen des Convents die Blauen. In der ersten Ueberraschung wurden alle Blauen verjagt oder erschlagen. Der Convent täuschte sich, indem er glaubte, ein Aufgebot von jakobinischen Massen werde hinreichen, die dummen Bauern zu Paaren zu treiben, und beging noch dazu den Fehler, das Commando schlechten Händen anzuvertrauen, dem Bierbrauer Santerre, dem Dantonisten Ronsin, dem Goldarbeitergesellen Rossignol, dem Buchdrucker Momoro ꝛc., die von raubgierigen Armeecommissären begleitet waren. Erst die Niederlagen, die sie erlitten, machte die Absendung tüchtigerer Truppen unter Westermann, später der Mainzer Garnison unter Kleber und Marceau nöthig. Die Bauern blieben ruhig bei ihrer Feldarbeit, so wie aber ein neues Heer von Blauen anrückte, sammelten sie sich plötzlich, schlugen es und kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Die Schlachten waren mörderisch, denn man wetteiferte an Wuth und tödtete die Gefangenen. Ihre ersten glänzenden Siege erfochten die Vendéer bei Vizins (15. April), Beaupréau (22. April), Thouars (5. Mai), Fontenay (16. Mai), Tremont (7. Juni), Saumur (10. Juni). Als sie aber durch ihr Glück zu kühn geworden, die große Stadt Nantes ohne Belagerungsgeschütz angriffen, wurden sie abgeschlagen und Cathelineau fiel (11. Juli). Seit dieser Zeit machte der Convent viel größere Anstrengungen, aber vergebens. Nachdem Westermann am 3. Juli Chatillon, den Hauptsitz der Insurrection erobert, ward er dennoch zurückgeschlagen. Am 15. Juli erlitten die Blauen unter Labarolière bei Vihiers eine neue furchtbare Niederlage, dagegen siegten sie unter Tunq am 14. August bei Luçon, unterlagen aber nochmals am 5. September bei Chatonnay. Der Convent erließ ein gräßliches Decret, welches Ausrottung aller Männer in der Vendée und Wegschaffung aller ihrer Weiber und Kinder, ja sogar die

Vertilgung aller Wälder und Gebüsche befahl, weil sie den Bauern zum Schlupfwinkel dienten. Die tapfere Mainzer Besatzung kam im September an. Allein während die Mainzer unter Mord und Brand vorrückten, wurde Santerre mit dem zweiten Hauptheer vor Coron überfallen und in wilde Flucht gejagt (18. Sept.). Das nämliche Schicksal erlitt die Vorhut der Mainzer am folgenden Tag bei Torfou, und andere Heere der Blauen am 21. und 23. September. Erst am 16. October unterlagen die Vendéer bei Cholet einem unwiderstehlichen Angriff der Mainzer, unter denen der junge Marceau den meisten Ruhm erwarb. Hier fiel Bonchamp, der sterbend noch die besiegten Vendéer geloben ließ, die 6000 gefangenen Blauen, die sie zur Rache morden wollten, zu schonen, eine um so edlere Großmuth, als die Blauen nichts schonten, auch die Weiber mordeten und die Kinder auf ihre Bajonette spießten.

Jetzt erst gab ein großer Theil der Vendéer die Hoffnung auf, sich im eigenen Lande halten zu können, und beschloß, sich in die Bretagne zu werfen, deren Einwohner eben so feindlich gegen den Convent gesinnt waren, wie sie selbst, wenn auch bisher nur wenige Chouans*) offnen Aufstand gewagt hatten. Am 18. October gingen sie über die Loire, 30,000 Männer, 50—70,000 Greise, Weiber und Kinder; aber die Bretagne erhob sich nicht. Die rauhe Jahreszeit, Hunger und Obdachlosigkeit erzeugten Krankheiten unter den Weibern und Kindern, während die Männer sich auf dem ihnen fremden Boden mit demselben Muthe schlugen, wie auf dem eigenen. Sieger bei Laval und Entrames suchten sie sich des Hafens von Granville zu bemächtigen, um nach England zu entkommen, vermochten aber diesen festen Platz so wenig zu erobern, wie Nantes, und sahen sich zur Umkehr gezwungen. Sie schlugen zwar die Blauen, die sich unter Rossignol ihnen entgegenwarfen, am 22. November bei Dol und Antrain blutig zurück, aber sie konnten Angers

*) Eigentlich chat-huans, Nachteulen. So nannte man die Schmuggler an der bretagnischen Küste, weil sie sich in der Nacht durch nachgeahmtes Eulengeschrei Signale gaben.

nicht einnehmen und erlagen in einem letzten furchtbaren Kampfe bei Le Mans den Mainzern am 12. December. Hier fielen 15,000 Bauern, auch die Gefangenen wurden auf Befehl der Conventsdeputirten Turreau, Prieur von der Marne und Bourbotte, trotz Marceaus Mitleid erschossen. Eine große Menge Weiber und Kinder wurden gefangen und dem Revolutionsgericht in Nantes zugewiesen. Nur der junge la Rochejacquelin mit einem kleinen Rest entkam in die Vendée, die immer noch Vertheidiger hatte, obgleich Barrère im Convent pathetisch ausrief: „la Vendée n'existe plus."

In Nantes gab es eine starke girondistische Partei, welche zu bestrafen das Conventsmitglied Carrier, begleitet von jakobinischen Horden, abgeschickt wurde. Da sehr viele Gefangene aus der Vendée nach Nantes gebracht wurden, richtete er auch über diese. Carrier war von der Natur selbst gezeichnet. Seine Augen standen sich auffallend nahe, wie bei einem Vogel. Auch seine Seele hatte den Leichtsinn und die Grausamkeit eines Vogels. Da war von Ueberzeugung, düsterer Rachegluth keine Rede; ein ganz gemeiner, oberflächlicher Mensch, dem außer sinnlichen Vergnügungen alles gleichgültig war, ertheilte hier lachend zwischen Tafel und Bett die fabelhaftesten Blutbefehle. Außer dem aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzten Revolutionsgericht, das wenigstens noch den Schein der Prozeßform wahrte, führte er eine s. g. Compagnie Marat als Leibwache und zum Henkerdienst bestimmt mit sich, von der jeder Mann täglich 10 Francs empfing. Da die Guillotine für so viele Gefangenen nicht ausreichte, obgleich täglich 150—200 Köpfe fielen, ließ er 4000 Menschen erschießen, und da das noch zu umständlich war, ersann er die s. g. Noyaden (Ersäufungen). Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die sich unten öffneten, daß die Opfer spurlos im Wasser verschwanden. Den Anfang machten 90 Priester, bei der zweiten Noyade ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 3—400 Personen und so fort bis zur 23. Noyade. Unter den Opfern befanden sich eine Menge Weiber und über 600 Kinder, denn es galt, „die ganze Race der Vendéer auszurotten." Carrier besaß ein eigenes geputztes Lustschiff, auf dem er zwischen

seinen Maitressen (zu welcher Rolle er auch die schönsten Weiber unter den Gefangenen zwang) und vollen Flaschen den Ertränkungen zusah. Um das Schauspiel noch ergötzlicher zu machen, ließ er nackte Paare zusammenbinden, insbesondere je einen Mönch und eine Nonne, an Stricken eine Weile unter lautem Gelächter auf- und abziehen und endlich ertränken, was er eine „republikanische Hochzeit" nannte. In einem Kerker lagen 1500 Weiber und Kinder zwei Tage lang ohne Speise und Trank, ohne Stroh. Carrier sagte spöttisch, sie würden bald aus der „großen Schale" trinken. Wenn er schwangere Weiber morden ließ, sagte er, man müsse den Royalismus im Keim ersticken. Zuweilen ließ er ihnen den Bauch aufschneiden und neugeborne Kinder von der Compagnie Marat als Fangball brauchen von Hand zu Hand oder von Bajonet zu Bajonet. Das Ertränken der Priester hieß, sie „in vertikaler Richtung deportiren" ꝛc. Man konnte so viele Schlachtopfer nicht mehr beerdigen und die Loire warf ihre Leichen wieder aus, wovon die Luft weit umher verpestet wurde.

Wie sich der Widerstand der Bauern gegen das Sansculottenthum in der Vendée concentrirte, so der Widerstand der Bourgeoisie in Lyon. Diese Stadt von damals 200,000 Seelen, ganz und gar Handels- und Fabrikstadt, hatte an der Erhebung des dritten Standes gegen die beiden ersten eifrig Theil genommen, war aber nicht gemeint, ihre Reichthümer dem Pöbel abzutreten. Ein gewisser Chalier sammelte alles Gesindel in einen Club um sich, ahmte die Septembermorde durch eigenmächtiges Abschlachten von elf Offizieren in einem Gefängniß nach, zog, den reichen Bürgern drohend, mit einer Guillotine durch die Straßen und zertrümmerte ein Christusbild mit den Worten: „es ist nicht genug, den Tyrannen der Leiber (den König) zu tödten, man muß auch den Tyrannen der Seelen vom Thron stoßen." Der Convent schickte die Deputirten Dubois Crancé, Gauthier und Nioche, die ihn unterstützten, ein Revolutionstribunal, ein Revolutionsheer errichteten und 6 Millionen forderten. Schon sollten 900 Gefangene ermordet werden, da bewaffneten sich die Bürger unter dem Maire Rivière, zerstreuten die Jakobiner und nahmen

Chalier gefangen, 29. Mai. Bald darauf erfuhren sie die Zersprengung der Gironde in Paris und nahmen sich mit Wärme ihrer Sache an. Lyon bildete unter dem Obersten von Precy ein Heer, das von der sardinischen Armee, die Savoyen wieder erobert hatte und ganz nahe in den Gebirgen stand, unterstützt werden sollte, aber nicht wurde. Alle alten Royalisten schloßen sich hier eifrig den Constitutionellen an. Lyon sah 4000 geflüchtete Priester und 6000 Edelleute, die man nicht vertrieb. Chalier wurde unter seiner eigenen Guillotine als deren erstes Opfer geköpft (16. Juli). Dafür schwur der Convent der Stadt Verderben. Kellermann begann sie im August zu belagern, zog aber bald hinweg, um die Sardinier zu vertreiben. Nun leitete Dubois Crancé, als Conventmitsglied, der aus Lyon hatte fliehen müssen, die Belagerung, da er zufällig ein guter Ingenieur war. Auch die Bauern der Ardennen holte man herbei, indem man ihnen reiche Beute in Lyon versprach. Grausam richtete man die Bomben auf die Hospitäler. Die Stadt wehrte sich mit verzweifeltem Muth, fiel aber durch Hunger. Precy schlug sich mit 2000 Mann durch, aber auf der Flucht nach dem Gebirge von allen Seiten verfolgt verlor er alle seine Leute bis auf 80, mit denen er nach Piemont entkam. Am 9. October zog das Heer des Convents in die Stadt ein. Unter den Conventsmitgliedern, die es befehligten, hatte der lahme Couthon als der nächste Freund Robespierres das meiste Ansehen. Er sagte zwar zu den Lyoner Kaufleuten: „Die Sittenverderbniß kommt vom Reichthum, der Reichthum vom Handel, wir wollen also keinen Handel mehr," aber er war menschlich, zügelte die Wuth seiner Collegen Dubois Crancés und Collot d'Herbois', und ließ 20,000 Lyonesen Zeit zu entfliehen. Auch als Collot, der früher als Schauspieler einmal in Lyon ausgepfiffen worden war, sich bitter über die Schonung beschwerte und der Convent den 12. Nov. den schrecklichen Befehl gab, Lyon der Erde gleich zu machen und eine Inschrift hinzusetzen: „Lyon hat die Freiheit bekämpft, Lyon ist nicht mehr," behielt Couthon zwölf Tage lang diesen Befehl zurück. Endlich mußte er Folge leisten, that es aber noch immer mit Mäßigung. So lange er in Lyon war, ging die Zerstörung nur

langsam vor sich, indem er selbst sich von Haus zu Haus tragen ließ und eines nach dem andern, sobald es niedergerissen werden sollte, mit einem silbernen Hammer berührte. Das hielt die andern Ungeduldigen zu lange auf. Er mußte ihnen das Feld räumen, und sobald er fort war, übte Collot, zu dem sich noch Fouché gesellte, Greuel aus, die denen Carriers wenig nachgaben. Sie besoldeten 20,000 Mann, die ununterbrochen die Häuser niederreißen mußten; damit es schneller ginge, sprengte man viele Häuser mit Pulver. In den Kirchen wurde alles entweiht. Man ließ einen Esel aus dem Kelch saufen und band ihm das Crucifix an den Schwanz 2c. Die Guillotine war unaufhörlich im Gange, und da der Boden zu feucht von Blut wurde, stellte man sie auf die Brücke Morand und ließ die Köpfe ins Wasser springen. Als auch das noch zu langsam ging, erfanden Collot und Fouché die Mitrailladen (Erschießungen in Masse durch Kartätschen). Die Gefangenen wurden in dichte Haufen zusammengebunden, in die man so lange mit Kanonen feuerte, bis alle lagen. Fouché wurde später von einem seiner Helfer beschuldigt, allein in und um Lyon 7000 Hinrichtungen vollzogen zu haben. Sie dauerten den Winter durch bis zum Frühjahre. Das Conventsmitglied Reverchon machte ihnen und dem Zerstören der Häuser ein Ende, indem er dem Convent bewies, es sey doch unvernünftig, eine so gewerbsame Stadt gänzlich zu vertilgen.

In Frankreichs zweitgrößter Handelsstadt Bordeaux hatte sich nach dem Sturz der Gironde gleichfalls eine mächtige Partei für sie gebildet, denn dort waren ihre Häupter zu Hause. Der Girondin Grangeneuve kam nach Bordeaux und brachte es dahin, daß von hier aus ein Bürgerheer gegen Paris marschirte; es kehrte aber unterwegs wieder um, da es die Uebermacht des Convents inne wurde und unterwarf sich demselben. Im Namen des Convents erschien Tallien mit Jakobinerhorden in der Stadt, richtete die Guillotine auf und ließ 750 Köpfe fallen. Aber der junge und schöne Tallien wurde durch den Reichthum der Stadt bestochen. Eine gefangene Dame von seltener Schönheit, Therese, Frau von Fontenay, geborene Gräfin Cabarrus aus Spanien, rührte sein Herz und stimmte ihn für die

Gnade. Indem er im Triumph mit ihr im eleganten Wagen durch die Stadt fuhr, jauchzte man ihm zu wie einem Prinzen. Therese aber schmeichelte den Jakobinern, indem sie in dünnem griechischen Costum, eine Lanze in der Hand, im Club Freiheitsreden hielt. Uebrigens soll sie Gnadengesuche für Geld ertheilt und Tallien sich sehr bereichert haben. So rächte sich Bordeaux durch Verführung. — Die unglücklichen Girondins, die aus der Normandie entflohen waren, kamen bei Bordeaux an und hielten sich versteckt. Guadet und Salles wurden erkannt und guillotinirt. Barbaroux erschoß sich. Petion und Buzon wurden halb von Wölfen oder Hunden gefressen in einem Acker gefunden. Louvet allein entkam unter tausend Gefahren verkleidet nach Paris und endlich in die Schweiz. Er hat seine interessanten Abenteuer beschrieben.

Auch die dritte große Handelsstadt Marseille hatte sich für die Gironde, hauptsächlich für Barbaroux erhoben, dessen Freund Rebequi sie anfeuerte; 6000 Marseiller waren schon bis Avignon vorgerückt. Aber auch sie wurden durch ein Revolutionsheer unter dem Maler Carteaux zurückgedrängt, das am 25. August in Marseille einzog, worauf die Conventsdeputirten Barras und Fréron eine Menge Hinrichtungen vornahmen. Rebequi stürzte sich ins Meer. Aehnliches geschah in Toulouse. In Moulins, wohin sich Brissot gerettet, zeigte sich das Volk diesem ungünstig, verhaftete ihn und schleppte ihn unter Mißhandlungen nach Paris. In Orange bei Avignon ließ Maignet, ein Anhänger Robespierres, 500 Köpfe fallen.

Als die gleichfalls girondistische Stadt Toulon die Greuel von Marseille erfuhr, nahm sie, um sich zu retten, die englische Flotte unter Admiral Hood und die spanische unter Admiral Langara mit Landungstruppen auf, 28. August. Die Engländer gaben zwar vor, im Namen Ludwigs XVII. zu handeln, es war ihnen aber nur darum zu thun, die im Hafen liegende französische Flotte zu nehmen. So von ausländischen Truppen besetzt vertheidigte sich Toulon lange mit Glück gegen die Heere des Convents, die zuerst von Carteaux, dann von Doppet, endlich von Dugommier befehligt wurden. Da die rohen Angriffe auf die Stadt nichts fruchteten, gab der junge Ar-

tilleriemajor Bonaparte den Rath, nur das Fort Mulgrave am Meeresufer wegzunehmen, von wo aus man die englische Flotte beschießen, mithin zum Rückzug zwingen könne. Dieser kluge Rath wurde angenommen und nicht ohne große Mühe ausgeführt. Bei einem Ausfalle wurde der englische General O' Heara gefangen, aber auch Bonapartes Batterie von den Engländern überfallen und erobert, ein andermal ganz zusammen geschossen. Er mußte eine neue errichten mit der Inschrift „Batterie der furchtlosen Männer" und selbst Hand anlegen, um den erschrockenen Kanonieren wieder Muth zu machen. Hier diktirte er einmal dem Unteroffizier Junot einen Brief, als eine englische Kugel in den Wall fuhr und das Papier mit Erde bedeckte. Gut, sagte Junot, das erspart mir den Streusand. Noch zwei andere Männer fanden sich hier bei Bonaparte, Victor und Duroc, denen großer Ruhm an seiner Seite bevorstand. Endlich wurde das englische Fort in einer windigen Regennacht mit Sturm erobert, den 16. Dezember, und sogleich die Flotte beschossen, die kein Heil mehr sah, als in der Flucht. Zuvor aber ließ Hood 9 französische Linienschiffe und 1 Fregatte, die er nicht fortbringen konnte, das herrliche Arsenal und die Magazine in Feuer aufgehen. Trotz der flehentlichen Bitten der Einwohner, sie mitzunehmen, kümmerte er sich in echt englischem Egoismus nicht weiter um sie und überließ sie der Rache des Convents. Nur die Spanier waren so menschlich, alle ihre Schiffe und Kähne mit Flüchtlingen zu füllen, die sie am Ufer Toscanas aussetzten, wo heute noch viele ihrer Nachkommen leben. Die französischen Kugeln schlugen in die dicht gedrängte Menge. Englische Schiffe selbst feuerten auf die Masse, um sie abzuhalten. Die Conventsarmee drang nun in die Stadt und ließ die Guillotine spielen. Zuerst ermordete man 400 Arbeiter am Arsenal, dann 800 aus den mittleren Ständen und zuletzt fielen unter der Guillotine noch 1800 Opfer. Barras und Fréron waren aus Marseille gekommen, um diese Morde zu leiten. Da nicht genug Royalisten und Girondins aufzutreiben waren, lud man die Schreiber und Arbeiter des verbrannten Arsenals ein, sich zu melden, um ihnen Arbeit zu geben, und ließ sie

dann höhnisch köpfen, weil sie dem Feinde gedient hätten. Als eine große Zahl Touloner auf freiem Platz erschossen worden waren, rief ein Conventsdeputirter: „Wer noch nicht todt ist, dem verzeiht die Republik.“ Als sich aber mehrere Verwundete aufrichteten, wurden sie sogleich erschossen.

Auch die zu Frankreich gehörende Insel Corsika trotzte dem Convent und ließ die Engländer zu. In dieser Angelegenheit war Bonaparte als geborner Corse so betheiligt, daß wir einen Blick in seine Jugend und Familie thun müssen. Corsika war nicht lange vor der Revolution unter französische Herrschaft gekommen, Paoli, der Freiheitsheld der Insel, nach England verbannt worden. Carlo Buonaparte, ein Edelmann in Ajaccio, hatte sich als Paolis Freund in den Freiheitskämpfen der Insel ausgezeichnet, seine Frau Lätitia, geborene Ramolini, ihn oft zu Pferde im Kampfe begleitet. Er hielt nun aber zur französischen Partei und ließ seinen zweiten Sohn Napoleon, geboren 15. August 1769, in der Kriegsschule zu Brienne, die sonderbarer Weise von Benediktinermönchen geleitet wurde, studiren. Pichegru, damals Mönch, später Revolutionsgeneral, war sein Lehrer. Napoleon galt damals schon als tüchtiger Mathematiker. Nachdem er sich in der Militärschule zu Paris weiter ausgebildet, wurde er Artillerielieutenant in demselben Jahre, in dem sein Vater starb, 1785. In verschiedenen Garnisonen des südlichen Frankreich schrieb er einige politische Abhandlungen und zeigte sich als warmer Anhänger der Revolution. Capitain geworden, begleitete er seine Schwester Elise aus dem Erziehungsinstitut St. Cyr in die Heimat, 1792. Hier war Paoli, durch Mirabeaus Verwendung 1789 zurückgekehrt, wieder in großem Ansehen und widmete dem jungen Napoleon viel Aufmerksamkeit: „Du bist wie Einer aus dem Plutarch, sagte er ihm, du wirst empor kommen.“ In der That hatte Napoleons ganze Physiognomie etwas Antikes. An Gestalt nur klein, aber gedrungen, besaß er einen schönen und energischen Kopf, ähnlich dem der Cäsaren. Von einem alten Feinde seiner Familie als Unruhstifter verleumdet, sollte er sich in Paris rechtfertigen, als gerade der 10. August die Monarchie stürzte. Napoleon sah dem Sturm

auf die Tuilerien zu und zuckte die Achseln über deren schlechte Vertheidigung. Nach Corsika zurückgekehrt begleitete er eine Expedition des Admiral Touquet nach Sardinien, die aber mißlang. Als Anhänger der neuen französischen Republik überwarf er sich mit Paoli, der dem König treu blieb, und ließ, als es zum Kampfe kam, seine Landsleute mit Kartätschen niederschmettern. Doch siegte Paoli und die Familie Bonaparte wurde von der Insel verbannt. Napoleon rettete sie zu Schiffe, sie sahen vom Meer aus ihr Haus brennen, Mutter Lätitia aber blieb ruhig und rief: wir werden uns ein anderes bauen. Sie zogen einstweilen nach Marseille. Auch der Lätitia Halbbruder Fesch, Sohn eines Schweizeroffiziers aus Basel, war mit ihnen geflohen, ein Geistlicher, im Mai 1793. Zwei Monate später rückte das Conventsheer vor Toulon und Napoleon trat in dasselbe als Major ein. Wegen seines großen Verdienstes um die Eroberung dieser Stadt erhob ihn der Convent zum Brigadegeneral im Alter von 24 Jahren.

Die übrigen Kriegsereignisse dieses Jahres waren die Besetzung des Basler Bisthums (Pruntruts) und dessen Vereinbarung mit Frankreich unter dem Namen Département du Mont terrible*), schon im März. Ferner ein im Ganzen erfolgloser Kampf mit den Spaniern, hauptsächlich bei Perpignan und an der Bidassoa, an beiden Endpunkten der Pyrenäen. Die Spanier unter Ricardos blieben den Franzosen unter Dagobert überlegen, drangen aber nicht vor.

In Rom wurde der französische Gesandte Basseville, als er das königl. Wappen vor seinem Hôtel abnehmen ließ und das der Republik aufpflanzte und das Volk durch jakobinische Aufzüge im Corso ärgerte, ermordet, 12. Januar. Im Veltlin, das damals noch zu Graubündten gehörte, wurden zwei französische Gesandte, Sémonville, der nach Constantinopel, Maret, der nach Neapel bestimmt war, verhaftet, 25. Juli.

---

*) Ein solcher Berg existirt nicht, nur ein Hügel bei Pruntrut Namens Terri, woraus Unwissenheit und Prahlerei des Convents einen Mont terrible machten.

In demselben Schreckensjahre brach auch in Folge der unklugen und widersprechenden Befehle aus Paris die große Negerempörung auf der Insel St. Domingo aus. Diese Insel (auch Hayti genannt), nächst Cuba die größte und fruchtbarste unter den Antillen, gehörte nur noch zum kleinen Theil den Spaniern, die zu Columbus Zeiten hier ihre ersten Niederlassungen gegründet hatten, zum größten Theil aber den Franzosen, die hier auf ausgedehnten und zahlreichen Pflanzungen durch aus Afrika herübergeschaffte Negersklaven kostbare Colonialpflanzen anbauen ließen und sich dadurch ungemein bereichert hatten. Die Colonie war von der größten Wichtigkeit für Frankreich. Aber im ersten Freudenrausch der Revolution hatte man die Aufhebung der Sklaverei und die Aufnahme der Mulatten (Söhne schwarzer Mütter und weißer Väter) und der Neger selbst ins französische Bürgerrecht verlangt. Die Debatten darüber wurden sehr heftig, weil die Männer der Erfahrung die unwiderlegliche Thatsache geltend machten, daß die Weißen in dem heißen Clima der Insel nicht selbst das Feld bebauen können und nothwendig der an die glühende Sonne gewöhnten Neger dabei bedürfen, daß aber die Neger, wenn sie frei würden, nicht nur aus angeborner Faulheit selbst gegen Lohn nicht mehr arbeiten, sondern auch in die ganze Wildheit ihres Stammcharakters zurückfallen und alle Weißen auf der Insel ausrotten würden. Die Männer der Theorie donnerten dagegen, die Regel der Freiheit dulde keine Ausnahme, die Humanität keine Sklaverei. Man hörte Robespierre ausrufen: „mögen die Colonien verloren gehen, wenn nur die Grundsätze feststehen." Im Anfang vertrug man sich dahin, daß nur die Mulatten reif für die Freiheit geachtet wurden (Decret vom 15. Mai 1790). Als aber in Folge dessen die größten Unruhen in der Colonie ausbrachen und die Neger sich an vielen Orten empörten, um gleiche Rechte mit den Mulatten zu erkämpfen, drangen die Klagen der Weißen durch, und die Nationalversammlung, damals von Barnave geleitet, widerrief jenes Decret (24. September 1791). Inzwischen wurde dadurch nur Oel ins Feuer gegossen, denn die einmal befreiten Farbigen wollten sich nicht wieder unter das Joch beugen. Zudem kam die Gironde

in Paris ans Ruder, Roland ins Ministerium und Brissot setzte durch, daß der Widerruf widerrufen und das Decret vom 15. Mai aufs neue bestätigt, ja endlich den Negern selbst das Bürgerrecht bewilligt wurde.

Um die reactionären Weißen in der Colonie zu demüthigen und zugleich die Mulatten und Neger zu einem ordnungsmäßigen Genuß der neuen Freiheit anzuhalten, wurden im Herbste 1792 die zur Jakobinerpartei zählenden Deputirten Polverel und Santhonar mit 6000 Mann Truppen nach St. Domingo geschickt, die aber an Ort und Stelle bald einsahen, daß sie mit so geringer Macht die halbe Million wuthentbrannter Neger nicht bändigen konnten, daher vorsichtig zu Werke gingen und sich nur auf die Mulatten stützten. Allein indem die Weißen nicht zusammenhielten, sondern der eine Theil royalistisch blieb, der andere an die Losreißung der Colonie vom Mutterlande dachte, schwächten sie sich durch die Parteiwuth, mit der sie über einander selber herfielen. Da frohlockten die Negersklaven und mordeten alle Weißen mit Weib und Kind, die ausgenommen, die noch in feste Plätze flüchten konnten. Aber die Capstadt, der Hauptort der Colonie, fiel in ihre Hände. Vom 21. bis 23. Juni 1793 wurden hier alle Weißen, die nicht auf Schiffe flohen, ermordet und fünf Sechstheile der reichen Stadt in Asche verwandelt. Alle Pflanzungen wurden niedergebrannt oder verödet, die ganze herrliche Colonie war verloren.

Sobald die Schwarzen Meister waren, bemühte sich Spanien, mit ihrer Hülfe sich die ganze Insel anzueignen, gab den Negerhäuptlingen Geld, Titel und Orden, richtete jedoch nichts aus, weil der tapferste und einsichtsvollste dieser Häuptlinge, der Enkel eines afrikanischen Negerkönigs, Toussaint Louverture, es vorzog, den Rechtstitel des Conventsbeschlusses festzuhalten und sich mit den übrigen Negern für freie Bürger der französischen Republik zu erklären. Jetzt erst gingen auch Polverel und Santhonar auf die Illusion ein und suchten dadurch dem Mutterlande eine schöne Colonie zu erhalten. Aber Toussaint täuschte sie, indem sein letzter noch verhehlter Gedanke ein unabhängiger Negerstaat, eine schwarze Re-

publik unter seiner Oberleitung war. Auch die Engländer waren begreiflicherweise um den Weg. Die weißen Colonisten öffneten ihnen die stärkste Festung der Insel, Mole St. Nicolas. Aber die Engländer thaten nichts weiter und schienen zufrieden, daß die reiche französische Colonie einstweilen ruinirt sey.

Die Geschichte ist es Polverel schuldig, das Andenken des Planes aufzubewahren, den er den Schwarzen empfahl. Sie sollten Arbeiterassociationen bilden, um das fruchtbare Land im gemeinsamen Nutzen zu bebauen. Eine Idee, welche später Fourier in seinem berühmten System der organisirten Arbeit wieder aufgenommen hat. Aber die Neger sind faul. Sobald sie frei waren, gingen sie müßig, erndteten die Früchte, die auf den zerstreuten Plantagen noch fortwuchsen, pflanzten aber keine neuen an, ja zerstreuten sich in die Gebirgswälder, um ihre wilde Freiheit ganz wieder wie in ihrem heimathlichen Urstand in Afrika zu genießen. Die in den Städten um die Anführer gesammelt blieben, gebärdeten sich als Affen der Franzosen, prunkten in deren Uniformen und schwelgten von deren Raube. — Der Convent in Paris, damals in der Ekstase der Freiheit und Gleichheit, sah im Morde der Weißen auf der Insel nur einen Act der Gerechtigkeit, der von Unterdrückten gegen die Unterdrücker geübt worden sey, bestätigte am 4. Februar 1794 feierlich die Freiheit aller Neger und nahm einen Neger und einen Mulatten als Deputirte in seine Mitte auf.

Wir kehren nun nach Paris als dem Mittelpunkt zurück, von dem alle die mörderischen Schläge ausgingen, die wir der Reihe nach verfolgt haben.

Seit dem Sturze der Gironde hatte der Convent eine durchaus andere Physiognomie. An die Stelle des ungeheuren Lärmens trat jetzt die Ruhe der Furcht und des Gehorsams. Die Führer der Bergpartei waren allmächtig, Meinungsverschiedenheit und Neid kaum leise angedeutet. Die in Todesangst versetzte Ebene stimmte allem zu, man nannte sie nur noch verächtlich den Sumpf und die, welche sich bei wichtigen Abstimmungen gerne davon schlichen, Kröten des Sumpfs. Unter ihnen saß auch der berühmte Siéyes, immer

ruhig und stumm, so unbedeutend, daß ihn weder Neid noch Argwohn erreichte. Was haben Sie in der Schreckenszeit gethan? frug man ihn später einmal. Ich habe, antwortete er, gelebt. Nur heimlich unterzeichneten 73 Conventsmitglieder als Anhänger der gestürzten Gironde eine Protestation gegen deren Verjagung. Es wurde bekannt, noch aber wurden die Unterzeichner geschont.

Marat erkrankte. Ein edles normännisches Mädchen von hohem Wuchs und seltener Schönheit, Charlotte Corday d'Armond, mutterlos, getrennt von ihrem Vater, der durch die Revolution alles verloren hatte, wurde mit Barbaroux und den andern Girondins, als sie nach Caen geflohen waren, bekannt, theilte ihre sittliche Entrüstung gegen den Berg und entschloß sich, die Freiheit zu rächen an dem Manne, durch den sie am meisten entehrt wurde. Sie reiste nach Paris, ließ sich bei Marat melden, fand ihn in einer Badewanne sitzen und tödtete ihn auf der Stelle durch einen einzigen Messerstich ins Herz (13. Juli). Sogleich verhaftet, benahm sie sich im Verhör ruhig und würdevoll, wurde aber schon nach wenigen Tagen in einem rothen Hemde zum Richtplatz geführt und guillotinirt. Der Henker hielt ihren Kopf hin und gab ihm eine Ohrfeige, was selbst bei dem rohen Pöbel Murren erregte. Adam Lux aus Mainz, der mit Forster nach Paris gekommen war, wurde von ihrem Heroismus und von ihrer Schönheit so tief ergriffen, daß er laut seine Bewunderung und den Wunsch, für sie zu sterben, äußerte. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, auch sein Kopf fiel unter demselben Beil. Marat aber wurde mit so großem Pomp bestattet, wie Mirabeau. Der Convent und alle Sectionen von Paris wandelten um den hohen mit Blumen geschmückten Katafalk in der Kirche der Cordeliers, auf dem seine Leiche lag, und von jeder Abtheilung trat ein Redner auf und brachte ihm Opfer der Bewunderung. Das war von vielen Heuchelei. Weder Danton noch Robespierre hatten Marat je geachtet, sie hielten ihn nur, wie Garat sagte, dem Volk als Medusenhaupt vor. Als es damals Roux, ein vormaliger Priester, bei den Cordeliers wagte, die eben fertig gewordene Verfassung noch lange nicht demokratisch genug zu

finden, beschuldigte ihn Robespierre, das Ausland habe ihn bestochen, um die Republik zu entehren, und jagte ihn fort. Die Einigkeit des Berges wurde proclamirt: wir bilden hier nur noch einen ungeheuren und schrecklichen Berg, der seine glühende Lava über alle Royalisten ergießen wird.

Je heftiger die Aufregung gegen den Convent in den Provinzen entflammt war, um so mehr Werth legte dieser auf den Schein einer Uebereinstimmung der Hauptstadt mit dem ganzen Lande, verschrieb daher zur Feier des 10. August (der an die Stelle des schon nicht mehr populären 14. Juli getreten war) Vertreter aller Departements, wobei sich natürlich nur Jakobiner betheiligten. Maler David ordnete das Fest. Auf dem Bastilleplatz stand eine kolossale Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten Wasser floß. Indem der Convent und die Deputationen der Departements in langem Zuge vor derselben ankamen, schöpfte der Präsident Herault de Sechelles Wasser aus einer Schale, trank und reichte sie dem ältesten Bürger, welcher dabei sprechen mußte, er fühle sich trotz seiner Jahre wieder jung in der allgemeinen Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Vor dem Invalidenhause stand eine kolossale Bildsäule des Volks als Hercules, der den Föderalismus mit der Keule erschlägt. Auf dem Revolutionsplatz stand eine verhüllte Bildsäule der Freiheit. Indem der Präsident sie entschleierte, donnerten die Kanonen und ließ man 3000 Vögel fliegen. Der Zug bewegte sich sodann auf das Marsfeld. Es befanden sich dabei Abtheilungen von Greisen und von Kindern, die Amazonen auf Kanonen reitend, eine Arche mit der Verfassung, ein mit Oelzweigen umwundenes Bündel der Einigkeit, Urnen mit der Asche der für die Freiheit Gefallenen, ein Pflug, Tafeln mit den Menschenrechten ꝛc., dahinter Karren mit den Sinnbildern des gestürzten Königthums, der Kirche und Aristokratie. Die Conventsdeputirten kamen zuletzt, alle mit einem Strauß geschmückt von Blumen, Früchten und Aehren. Als sie zum Altar des Vaterlandes gelangt waren, wurde die neue republikanische Verfassung verkündigt, der alles jubelnd den Eid leistete.

Diese Verfassung von 1793 war von Herault de Sechelles

entworfen worden und trat an die Stelle des bei Seite gelegten Entwurfes von Condorcet. Sie war so übertrieben demokratisch, daß sie gar nicht zur Ausführung kommen konnte, sondern unmittelbar nach ihrer Verkündigung schon wieder bis zum Frieden suspendirt wurde, damit der Wohlfahrtsausschuß die unter so großen Gefahren der Republik nothwendige Diktatur behalten könne. Der Grundsatz dieser Verfassung war: „nicht nur alles für das Volk, sondern auch alles durch das Volk.“ Jedes Amt ging aus der Volkswahl hervor und dauerte nur kurze Zeit, war nur ein Auftrag des Volks zur Vollziehung seines Willens und beständig von ihm beaufsichtigt. Die höchste Vollziehungsgewalt oder Regierung sollte aus 24 Mitgliedern bestehen, die jährlich zur Hälfte erneuert werden mußten, und durch die aus unmittelbaren Volkswahlen auf breitester Grundlage hervorgegangene gesetzgebende Versammlung unter einer größeren Zahl von gleichfalls aus Urwahlen des Volks hervorgegangenen Candidaten herausgesucht wurden. Die Urversammlungen des Volks durften nicht nur einzelne Gesetze verwerfen, sondern auch die ganze Verfassung und die Gewählten durch Neugewählte verdrängen. Vom 21. Jahre an konnte jeder wählen und gewählt werden. Es gab keinerlei Unterschied mehr unter den Bürgern, selbst der freiwillig dienende Stand wurde nicht mehr anerkannt. Es sollte in Frankreich keinen Bedienten, keine Magd mehr geben.

Während man dem Volke dieses Traumbild der Freiheit und Gleichheit vorhielt, übte in der Wirklichkeit der Wohlfahrtsausschuß die unerhörteste Tyrannei. Wenn ihm der Ruhm gebührt, durch die schrecklichen Mittel, die er anwandte, die Republik im Jahre 1793 und noch für einige folgende Jahre gerettet zu haben, so mußte doch wieder die ungeheure Blutschuld, die er auf sich lud, seine alles göttliche und menschliche Recht höhnende Willkür und die Unnatur, in die er verfiel, nothwendig die Reaction hervorrufen, in der alles Gewonnene wieder verloren ging. Aus dem Gesichtspunkt des Nutzens lassen sich so furchtbare Uebertreibungen nicht wohl beurtheilen. Sie finden ihre richtige Erklärung und verhältnißmäßige Entschuldigung nur in der vulkanischen Natur des französischen Volkes.

Im August, in denselben Tagen, in welchen das Aufgebot in Masse organisirt wurde, beschloß der Convent zur Zermalmung aller inneren und heimlichen Feinde das Decret gegen die Verdächtigen, am 12. August. Jeder Verdächtige sollte eingekerkert und dem Revolutionsgericht überliefert werden. Verdächtig aber war jeder, dessen Stand, Bildung und Reichthum nicht zum Sansculottismus paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig jeder, der sich fürchtete; jeder, der Mitleid mit den Opfern der Revolution blicken ließ, der seine hingerichteten Verwandten beweinte; jeder, der einen Feind oder Neider hatte, der ihn angab; jeder, der irgend einem der herrschenden Demagogen nicht gefiel. Couthon sagte einige Zeit nachher (15. März 1794) einmal im Convent: „In Revolutionszeiten müssen alle guten Bürger Physiognomen seyn. An der Physiognomie schon müssen sie die Verschwörer erkennen. Diese Menschen haben einen finstern Blick, ein verlegenes Aussehen, widrige galgenmäßige Mienen. Gute Bürger, packt solche Verräther und verhaftet sie!" — In Folge dieser Maaßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt. Um sie wieder zu leeren, mußte dem Revolutionstribunal ein summarisches Verfahren vorgeschrieben werden, welches schnellere Hinrichtungen ermöglichte. Da in den Provinzen das Blut noch immer gescheut wurde, errichtete man ein s. g. Revolutionsheer unter dem Befehl Ronsins, des unbarmherzigen Dantonisten, mit dem Auftrage, ambulante Guillotinen von Ort zu Ort zu führen und überall die Hinrichtungen zu beschleunigen. — Gegen die Verdächtigung und Einkerkerung schützte nichts mehr, als ein s. g. Certificat des Civismus. An jeder Hausthüre mußten bei Todesstrafe die Namen sämmtlicher Bewohner des Hauses angeschrieben stehen. Verheimlicher Anderer wurden bestraft, Angeber belohnt. Wer kein Certificat bei sich hatte, konnte nicht zum nächsten Dorfe gelangen, ohne verhaftet zu werden. Diese Zeugnisse der Bürgertugend waren aber schwer zu bekommen, wenn man im geringsten verdächtig war. Nie ist eine grausamere Polizei gehandhabt worden.

Die höchste Gewalt concentrirte sich im Wohlfahrtsausschuß,

dem auch der Sicherheitsausschuß untergeben war und dessen Vorschläge der gehorsame Convent immer sogleich zu Decreten erhob. Danton hatte eine reiche und schöne Frau geheirathet, war des Blutes satt, fühlte sein Ansehen abnehmen, fand es daher annehmlicher, sich nach seiner Heimath Arcis sur Aube zurückzuziehen und hier im Genuß des ehelichen Glücks und des Reichthums auszuruhen. Er räumte also Robespierre das Feld, der, obgleich er erst nach einiger Zeit in den Ausschuß eintrat, doch durch seine Freunde schon von Anfang an die Seele desselben war. Neben ihm befanden sich im Wohlfahrtsausschusse seine intimsten Freunde Couthon und St. Just. Der erstere, an beiden Beinen lahm, benahm sich in Lyon menschlich, war aber im Ausschuß sehr fanatisch. In St. Just, noch kaum zwanzig Jahre alt, mit ernstem Gesicht und langen schlichten Haaren lag etwas Puritanisches. Von weniger Tugend, aber noch größerer Grausamkeit waren Billaud-Varennes, der Septembermann, Collot d'Herbois, der Schauspieler, der Lyon zerstört und durch seine Declamationen großen Einfluß im Jakobinerclub hatte. Der Schönredner des Ausschusses, der die meisten Decrete und Berichte abfaßte, war ein vormaliger Edelmann Barrère, den Burke den Anakreon der Guillotine nannte, weil er die gräßlichsten Blutbefehle und Blutberichte wie Idyllen vortrug und den Mordgeruch mit Redeblumenduft verbessern wollte, ein Höfling der Revolution, wie früher des Königs. Den Ausschuß zierte noch ein anderer vormaliger Edelmann, Herault de Sechelles, der sich durch seine Jugend und Schönheit als Conventspräsident für die Repräsentation eignete und sich zu allem brauchen ließ. Außer Carnot saßen im Ausschuß noch Thuriot, Prieur von der Cote d'or, Robert Lindet und Jean Bon St. André, welche weniger hervorragten. Der Ausschuß war ohne Präsidium. Alle Mitglieder des Convents standen zu seiner Verfügung als Vollziehungsbeamte. Das waren die berüchtigten Conventsdeputirten, die mit proconsularischer Gewalt in die Provinzen und zu den Armeen geschickt wurden.

Nicht geringe Noth machte dem Ausschuß der Hunger in der Hauptstadt. Die Assignaten wurden immer tiefer entwerthet,

je mehr man ihrer verfertigte. Auch beschuldigte man Pitt, das Land mit falschen Assignaten zu überschwemmen. Es fehlte immer wieder an Lebensmitteln, weil Krieg, Aufruhr, Kerker und das müßige Clubleben dem Ackerbau die nöthigen Arme entzog.*) Das früher aus der Vendée in die Hauptstadt gelieferte Schlachtvieh blieb aus. Man half sich, die Armen so viel möglich auf Kosten der Reichen zu unterhalten. Jeder gemeine Sansculotte erhielt als anwesendes Mitglied einer Pariser Sectionsversammlung täglich 40 Sous. So konnten sie leben und waren zugleich veranlaßt, immer beisammen zu bleiben und jedes Winkes vom Convent zu gewärtigen. Den Reichen wurde die bessere Nahrung entzogen durch den Befehl, nur für alle Bürger einerlei Brod zu backen. Das bisherige Maximum genügte nicht, man verstärkte es (29. Sept.). Da aber die Verkäufer die besseren Waaren zurückbehielten, um sie heimlich den reicheren Käufern um höheren Preis zuzustellen, mußte auch dagegen wieder eingeschritten werden. Mehr als durch diese Gesetze verloren die reicheren Classen durch Confiscationen all ihres Habes und Gutes, so wie sie ausgewandert oder verurtheilt waren. Kein Recht, kein Anstand wurde mehr geachtet. Der Postmeister Drouet von Varennes, der, seitdem er den König angehalten, große Popularität genoß, that im Convent die rohe Aeußerung „seyen wir Banditen zur Beglückung des Volks." **)

Die Vernichtung der inneren Feinde wurde vom Wohlfahrtsausschuß mit viel System betrieben. Jeder Gefahr, die von dieser Seite drohte, hielt man den Schrecken entgegen durch characteristisch

---

*) Am 14. Sept. befahl der Convent, jede Gemeinde müsse für die Aussaat und Ernte haften, und am 17., alle Ernteerzeugnisse müßten zur Verfügung stehen um ein Minimum des Preises, bei Todesstrafe. Diese Befehle wurden ertheilt, weil viele Bauern ihr Feld gar nicht mehr bebauten, da sie keinen Werth mehr daraus löſten.

**) Im Herbst als Conventsdeputirter zur Nordarmee geschickt, fiel er den Oesterreichern in die Hände, wurde auf den Spielberg bei Brünn gefangen gesetzt, wollte sich am Felsen hinablassen und fliehen, stürzte aber und brach beide Beine.

ausgewählte Opfer. Am gefährlichsten waren unstreitig die Generale, die als heimliche Feinde der Revolution Verrath sannen oder aus Mangel an Eifer und Fähigkeit den Feind Vortheile erringen ließen. Um dieser Classe einen tödtlichen Schrecken einzujagen, wurde vom neuen Revolutionstribunal der unglückliche General Custine zum ersten Opfer ausersehen und guillotinirt (28. August). Ihm folgte später Dillon, Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, Lamarque, Brunet ꝛc. Um den Oesterreichern zu trotzen, machte man der Königin den Prozeß. Man sagte „als Hannibal vor Rom lag, verkaufte der römische Senat den Acker, auf dem Hannibals Zelt stand, wie im tiefsten Frieden. So laßt uns die Oesterreicherin hinrichten, während die Oesterreicher innerhalb unserer Grenzen stehen."

Marie Antoinette wurde nach dem Tode des Königs immer mehr im Kerker vernachlässigt, schon am 11. Juli von ihrem Sohne, den sie lange mit der mütterlichen Wuth und Angst einer Löwin vertheidigt hatte, am 2. August auch von ihrer Schwägerin Elisabeth getrennt, in ihrem einsamen Kerker aufs ärmlichste bekleidet und beköstigt, auf die höhnischeste Weise bewacht und endlich vor das Revolutionstribunal geführt. Hier stand sie mit verweinten Augen und früh ergrautem Haar, immer noch eine königliche Gestalt, aber eingehüllt in ihr einziges altes schwarzes, von ihr selbst geflicktes Kleid und das Haupt, das Diademe getragen, mit einer schlechten weißen Haube bedeckt vor den fühllosen Richtern, denen schon befohlen war, sie unter allen Umständen zum Tode zu verurtheilen. Hebert, der in seinem Schmutzblatt schon jede erdenkbare Schmähung auf die unglückliche Fürstin gehäuft hatte, trat jetzt noch mit Beschuldigungen gegen sie auf, sie habe ihren eigenen Sohn zu unnatürlichen Lastern verführt. Die Königin antwortete nicht. Erst als man in sie drang, rief sie im edelsten Unmuth: „die Natur sträubt sich, auf eine solche Anklage einer Mutter zu antworten. Ich berufe mich auf die Mütter, die hier zugegen sind." Die Weiber auf den Galerien gaben ihre Zustimmung zu erkennen. Als es Robespierre erfuhr, gerieth er in Zorn über die „Dummheit"

Heberts. Aber das Urtheil wurde gefällt. Man ließ die Königin den gemeinen Henkerkarren besteigen. Ihr altes schwarzes Kleid schien noch zu gut, sie mußte einen weißen zerrissenen Bettkittel anziehen und man band ihr die Hände auf den Rücken. Der Schauspieler Grammont haranguirte den Pöbel mit dem Säbel, ihr unterwegs zu fluchen. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. Ihr Kopf fiel am 16. October *). Dieser Mord galt ausschließlich dem Ausland. So auch die am 9. October erfolgte Verhaftung aller in Frankreich befindlichen englischen Unterthanen.

Auf die Feinde der Revolution im Innern wurden eben so schreckliche Schläge geführt. Die ganze alte Dynastie sollte ausgetilgt werden. Nicht einmal ihre Gräber wurden verschont. Am 12. October wurden die berühmten alten Königsgräber zu St. Denis, in denen die Könige von den Merovinger Zeiten her bestattet lagen, zerstört, die Leichen herausgeworfen, verhöhnt und in Kalkgruben versenkt, die bleiernen Särge zu Kugeln umgegossen. Am 6. November mußte der Herzog von Orleans sein Haupt auf den Block legen. Er zeigte nur Gleichgültigkeit und Lebensekel. Als ihm der Henker die Stiefel ausziehen wollte, sagte er: „das kannst du bequemer haben, wenn ich todt bin, mach ein Ende!“

Alle Personen des alten Hofes, alle früheren Minister, die nicht ausgewandert waren, wurden zur Guillotine geschickt. Ebenso alle Mitglieder der älteren Parlamente, Intendanten, Regierungsbeamte aller Art, aller alte Adel, alle constitutionellen Deputirten

*) Es ist verhängnißvoll, daß alle Kinder der großen Maria Theresia Opfer der Revolution wurden. Joseph II. starb frühe aus Gram über die mißlungene Revolution, deren Urheber er selbst war. Leopold II. wurde gleichfalls frühzeitig von den Stürmen der Zeit gebeugt, denen seine zarte und friedliche Natur nicht gewachsen war. Maximilian, Kurfürst von Köln, wurde durch die Revolution von da vertrieben; Ferdinand von Este später ebenso aus Toskana; Amalie ebenso aus Parma, endlich Karoline, die ganz die unternehmende Natur der Mutter hatte, ebenso aus Neapel.

und Feuillans, die Gironde und ihre Anhänger. Von Custines Hinrichtung an arbeitete das Revolutionstribunal ununterbrochen und übergab täglich ganze Schaaren der vornehmsten Herren und Frauen dem Blutgerüst, während die entleerten Gefängnisse immer wieder gefüllt wurden. An einem Tage wurden unter andern alle Schauspieler und Schauspielerinnen der vormaligen königlichen Theater als des Royalismus verdächtig eingekerkert.

Am alten Hofe war die größte Berühmtheit die Gräfin du Barry*), die weiland allmächtige Maitresse Ludwigs XV. Man hatte ihr Juwelen gestohlen und nach England gebracht. Sie reiste dorthin und erhielt die Juwelen wieder. Um aber nicht auf die Emigrantenliste gesetzt und ihrer Güter in Frankreich beraubt zu werden, kehrte sie dahin zurück, wurde ergriffen und zum Tode verdammt. Todesverachtung war damals schon zur Gewohnheit geworden, die meisten Opfer starben muthig, kalt, zuweilen unter Scherzen. Jene von Jugend auf an alle Wollust des Lebens gewöhnte Dame zeigte die ganze Feigheit ihrer Seele und starb tausend Tode vor Angst. Im Kerker und auf dem Karren unaufhörlich schreiend, um Hülfe flehend, bat sie noch auf dem Schaffot den Henker fußfällig um Gnade und schrie noch unter dem Messer (5. Dez.) — Unter den Ministern war das edelste Opfer der greise Malesherbes, der seinen König vertheidigt hatte. Als er beim Gang aus dem Kerker stolperte, sagte er heiter: „ein Römer hätte das für ein böses Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er starb gleichsam im Schooß seiner Familie, die ihn so sehr ehrte und liebte, daß sie ihn nicht überleben wollte und seinen Muth und Tod theilte. Am Tage vorher war sein Eidam hingerichtet worden, mit ihm selbst starben seine Tochter, seine Enkelin und deren Gemahl. Ich freue mich, sagte er, mit den Meinigen zu sterben. Der Minister Clavière kam der Hinrichtung durch einen Dolchstoß zuvor. Auch der Minister Brienne sollte hingerichtet werden, nahm aber vorher Gift, dagegen wurde seine ganze Familie zur Schlachtbank geführt. Das

*) Geboren zu Dom Remy, wie einst die Jungfrau von Orleans.

gleiche Loos traf andere berühmte Männer der ersten und zweiten Nationalversammlung, die alle mit großer Fassung starben, d'Espremenil, Chapelier, Thouret, Duport, Kersaint, Rabaud St. Etienne, dagegen starb ganz entmuthigt der berühmte Barnave. Des greisen Bailly Tod war eben so grausam, als sein Benehmen dabei edel. Der Pöbel wollte nicht leiden, daß er auf dem Marsfelde, wo die Guillotine stand, hingerichtet werde, weil er einst als Maire von Paris hier auf den Pöbel hatte schießen lassen. Da mußte der arme alte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in kaltem Regen stehen, bis die Guillotine anderswo aufgeschlagen war. Weil er bei jener Vollziehung des Martialgesetzes die rothe Fahne hatte entfalten lassen, schleifte man jetzt eine solche Fahne durch den Koth und schlug sie ihm ins Gesicht. Als man ihn zum Tode bereitete, rief ihm ein Soldat zu: du zitterst, Bailly! Ja, vor Kälte, erwiderte der Greis ruhig. Der Kopf dieses berühmten Präsidenten im Ballhause fiel am 12. November.

Die Gironde sollte um so weniger geschont werden, als sie die letzte und verhaßteste Gegnerin des Berges gewesen war und große Parteiung im Lande verursacht hatte. Am 3. October wurden die 73 Conventsmitglieder verhaftet, die eine Protestation gegen die Verjagung der Gironde unterzeichnet hatten. Die vornehmen Häupter dieser Partei, Brissot, Vergniaud, Gensonné, Valazé, Carra, Duchatel, Fonfrède, Ducos, Gardien, Lasource, Lehardi, Mainville, Antiboul, Viguée, Sillery, Duperret, Fauchet, Lacaze, Duprat, Boileau wurden aus allen gefangenen Girondins als Opfer ausgewählt, während man die übrigen noch zurückbehielt. Sie vertheidigten sich vor dem Revolutionsgericht mit einem nutzlosen Aufwand von Beredsamkeit. Die Richter hatten schon ihre Befehle und erkannten auf Tod. Valazé erstach sich. Lasource rief den Richtern zu: „ich sterbe an dem Tage, an dem das Volk den Verstand verloren hat, ihr werdet an dem Tage sterben, an dem es ihn wiederfindet." Camille Desmoulins hatte zugehört, beim Anblick der edlen Opfer wurde er tief erschüttert. Er bereute, durch seine bösartigen Zeitungsartikel zu ihrem Untergange mitgewirkt zu haben,

schlug sich vor die Stirne und ging trostlos hinweg. Die Verurtheilten brachten noch eine Nacht gemeinsam bei einer Mahlzeit unter philosophischen Gesprächen mit der Heiterkeit zu, die in jener Zeit der Exaltation so oft den Schrecken besiegte. Nur Brissot, dessen Tugend nicht so rein gewesen war, wie die der Gironde, und der von seinen großen Kenntnissen und Fähigkeiten ein besseres Loos erwartet hätte, blieb stumm. Vergniaud war der festeste. Er hatte auf die Wand seines Kerkers geschrieben: potius mori quam foedari. Zum letztenmal überströmte seine Beredsamkeit vor seinen Freunden im Leben und Tode. „Wir haben uns, schloß er, nicht getäuscht in der Freiheit, nur in der Zeit. Wir glaubten uns in Rom und wir waren in Paris. Aber unser Blut ist heiß genug, um den Boden der Freiheit fruchtbar zu machen. Das Volk gibt uns den Tod, wir lassen ihm — die Hoffnung." Am andern Morgen wurden alle zum Richtplatz geführt, auch Valazé, der noch als Leiche geköpft werden sollte. Sie sangen die Marseillaise mit Veränderung eines einzigen Verses (contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé). Sie sangen sie fort unter den Hinrichtungen, immer um eine Stimme weniger, bis die letzte Stimme im Blut erstickte (31. October). Wenige Tage später theilte Madame Johanne Roland das Geschick ihrer Freunde. Sie hatte im Gefängniß ihre Memoiren geschrieben. Eine Zeitlang hatte man sie mit den verworfensten Dirnen zusammengesperrt. Sowohl vor Gericht als auf dem letzten Gange benahm sie sich voll Würde, ihren überlegenen Geist nicht einen Augenblick verleugnend, den sie nur vielleicht etwas zu sehr zur Schau trug. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt und ihre schönen schwarzen Haare aufgelöst, die bis zu ihren Knieen hinabwallten. Mit ihr wurde der alte Lamarche, Direktor der Assignatenfabrik, zur Guillotine geführt und weinte, sie tröstete ihn und brachte ihn sogar zum lächeln. Vor der großen Statue der Freiheit rief sie aus: „o Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Ihr gedankenreicher Kopf fiel am 9. November. Ihr alter Gatte hatte sich auf dem Lande versteckt gehalten; als er ihren Tod erfuhr, verschwand

er. Man fand ihn an der Straße nach Paris todt an einen Baum gelehnt, er hatte sich seinen Stockdegen durchs Herz gestoßen. — Auch Manuel, der aus Entsetzen vor den Septembermorden geflohen, vom Pöbel mißhandelt und wieder eingeliefert worden war, mußte sterben. Eines der letzten berühmten Opfer war Lovoisier, der große Chemiker, der das Revolutionstribunal nur noch um vierzehn Tage Frist bat, um eine wissenschaftliche Entdeckung, mit der er gerade beschäftigt war, zu vollenden. Aber man spottete seiner und schlug ihm den Kopf ab. — Condorcet, der berühmte Freund der Gironde, hielt sich lange versteckt, ging erst im folgenden Frühling heraus, weil er die Einsperrung nicht länger ertragen konnte, verirrte, wurde gefangen und Morgens todt auf seinem Lager gefunden, wahrscheinlich aus Erschöpfung, man glaubte aber, er habe sich vergiftet.

Der Volkszorn gegen alte Mißbräuche wurde zu einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß gegen alles Alte überhaupt. Auf Rommes Antrag wurde am 3. October die neue Zeitrechnung und der neue Kalender decretirt. Die neue Aera zählte nach Jahren der Republik und begann mit dem 22. September. „Der 21. war der letzte Tag der Monarchie, der 22. der erste der Republik. An demselben Tage trat die Sonne in das Zeichen der Waage und in die Tag- und Nachtgleiche. Der Himmel wollte durch diese astronomische Gleichheit die Einführung der bürgerlichen Gleichheit einweihen. Die Sonne beleuchtete zugleich die beiden Pole an demselben Tage, an welchem die Fackel der Freiheit zum erstenmal über ganz Frankreich strahlte. Die Zeit rollte ein neues Buch der Geschichte auf. In ihrem neuen Gange, majestätisch und einfach, will sie, daß auch ein neuer reiner Grabstichel die Annalen des wiedergebornen Frankreichs aufzeichne. Große Völker haben nur ihre eigenen Annalen. Die Römer zählten von der Gründung Roms, wir zählen von der Gründung der Freiheit und Gleichheit.“ So lauteten die Einleitungsworte der neuen Aera, die der Convent festsetzte. Man hielt es inzwischen für ein schlimmes Omen, daß die neue Zeitrechnung im Herbst begann, um in immer tiefere Nacht

des Winters hineinzuführen. Die zwölf Monate wurden beibehalten, aber anders benannt, nach den Jahreszeiten, die Herbstmonate vom October an gerechnet: **Vendémiaire, Brumaire, Frimaire**; die Wintermonate: **Nivose, Pluviose, Ventose**; die Frühlingsmonate: **Germinal, Floréal, Prairial**; die Sommermonate: **Messidor, Thermidor, Fructidor.** Jeder hatte nur 30 Tage, die fünf Schalttage hießen **Sansculottides** und waren dem Genie, der Arbeit, den schönen Handlungen, den Belohnungen und der öffentlichen Meinung geweiht. Wochen gab es nicht mehr, statt ihrer Decaden von je 10 Tagen. Jeder Tag hatte wieder seinen besonderen Namen, wobei man die christlichen Heiligen beseitigte, den Cultus der Natur allein noch gelten ließ und insbesondere nach der Nützlichkeitstheorie auf die Naturgaben Rücksicht nahm, indem man die Tage mit den Namen der wichtigsten zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Küche &c. gehörigen Dingen benannte. So hieß im Vendemiaire, mit dem der republikanische Kalender begann, der erste Tag **raisin** (Weintraube), vielleicht ironisch, um die Trunkenheit der Zeit zu bezeichnen, der zweite **safran**, der dritte Kastanie, der fünfte Pferd, der 11te Kartoffel, der 15te Esel, der 25te Ochse. Im Frimaire kam Honig und Wachs vor; im Nivose Granit, Marmor, Eisen, Blei; im Floreal Rose, Nachtigall, Hyacinthe, Baldrian und Senf; im Messidor Rosmarin, Absynth, Coriander, Lavendel und Tabak; im Fructidor die Pflaume, Nuß, Citrone &c. Geht man diesen Kalender ein wenig genauer durch, so entdeckt man eine absichtliche und ruchlose Blasphemie. Der heiligste Tag der Christenheit, Christi Geburt, der 25. December, ist als der fünfte Nivose mit **chien** (Hund) bezeichnet; Mariä Verkündigung (25. März) als der fünfte Germinal mit **poule** (Henne); der Tag aller Heiligen (1. November) als 11ter Brumaire mit **salsifis** (Bocksbart) &c. Dieses Kalenders haben sich die Franzosen offiziell bedient bis zum Jahre 1802.

Nur einen Tag vor der Decretirung des neuen Kalenders (2. October) bewilligte der Convent dem berühmten Philosophen Descartes die Ehre des Pantheons. Descartes war der erste Be-

gründer der modernen, dem Christenthume direkt entgegengesetzten Philosophie gewesen. Sechs Wochen später wurden auch Marats Reste unter großem Pomp ins Pantheon getragen, einem früheren Beschluß zum Trotz, nach welchem vor einem Jahrzehnt nach seinem Tode keiner ins Pantheon kommen sollte.

Die dem Christenthum feindselige Philosophie hatte in der Revolution triumphirt. Alle Priester, die den Civileid verweigerten, waren gemordet oder geächtet, alle geistlichen Gelübde aufgehoben. Die wenigen Gläubigen, welche in Paris noch Muth genug gehabt, sich in der Theatinerkirche unter einem unbeeidigten Priester zur Andacht zu versammeln (was im Jahre 1792 das Gesetz noch gestattete), waren doch damals schon beim Herausgehen aus der Kirche vom Pöbel überfallen und mißhandelt, ebenso die Nonnen, die ihr Kloster nicht verlassen wollten, von eindringendem Weiberpöbel ausgepeitscht worden. Paris war überschwemmt mit atheistischen Schriften und Karikaturen auf die christlichen Heiligthümer. In den Zeitungen, in den öffentlichen Reden wiederhallte nur Hohn und Spott gegen die Religion. Ebenso in den Provinzen. Viele Conventsdeputirte machten es sich zur Aufgabe, die Kirchen zu plündern und die Geistlichen bis auf den Tod zu verfolgen. Bei alledem aber bestand noch die Kirche zu Recht. Talleyrand weihte die constitutionellen Bischöfe ein; Pfarrer, welche sich dazu hergaben, den Eid zu leisten, traten an die Stelle der eidweigernden, die ihre Pfründen verloren. Als 1792 der Pariser Gemeinderath die Prozessionen verbot, widersetzte sich die Nationalgarde und begleitete eine Prozession in großem Pomp. Camille Desmoulins schrieb damals: „der Gemeinderath hat eine Thorheit begangen, die irdischen Könige sind reif zum Falle, aber der alte im Himmel noch nicht.“ Indem aber die Revolution immer heißer wurde, die Frechheit hier, die Furcht dort wuchs, konnte sich auch die constitutionelle Kirche nicht halten. Ihre Priester waren Abtrünnige, die keinerlei Begeisterung erweckten, das ganze Institut eine Halbheit, verachtet von den Ungläubigen wie von den Gläubigen. Nach dem Tode des Königs rief Dupont: „wie? der Thron ist gestürzt und der Altar steht noch?“ Bernard

nannte die Taufe „eine Befleckung, gegen welche sich die armen Kinder nicht einmal wehren könnten.“ Der Pfarrer Parens schrieb: „ich war Priester, d. h. ein Charlatan.“ Man nannte die Evangelien „Sottisen, die dem menschlichen Geschlecht Jahrtausende lang ins Gesicht gesagt worden seyen.“ Man stahl den mit Juwelen bedeckten Reliquienkasten der h. Genoveva (Schutzpatronin von Paris) und spottete, daß sie kein Wunder gethan habe, ihn zu retten. Durch ein Conventsdecret wurde auch den beeidigten Priestern der Gehalt entzogen. Solche Gemeinden, welche Priester haben wollen, sollen sie selber bezahlen.

Nach dem Sturze der Gironde ging es schnell aus mit dem constitutionellen Rest der Kirche. Am 12. August erlaubte der Convent die Priesterehe; am 22. desselben Monats erschien eine Deputation von Lehrern vor dem Convent und verlangte durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abschaffung des „Gebets zu einem sogenannten Gott.“ Auch andere Deputationen verlangten die Abschaffung des christlichen Cultus und abtrünnige Priester schickten offene Briefe ein, worin sie dem Christenthum als einer Lüge entsagten und laut bedauerten, daß sie durch ihre Stellung so lange gezwungen gewesen seyen, das Volk zu belügen. Endlich am 7. November that die fanatisch antichristliche Partei der Cordeliers im Pariser Gemeinderath einen entscheidenden Schritt. Der zu allem dienende Maire Pache, der Gemeindeanwalt Chaumette, mehr verrückt als böswillig, der über alle Begriffe niederträchtige, im gemeinsten Schmutz der Gedanken und Sprache sich wälzende Hebert, der eitle Buchdrucker Momoro, der freche Bourdon von der Oise, der preußische Baron Clootz, s. g. Redner des Menschengeschlechts, der den Namen Anacharsis angenommen hatte, traten mit Gobel, Erzbischof von Paris, und dessen gesammter Clerisei vor den Convent und erklärten, sie entsagten dem Christenthum. Gobel, früher Pfarrer in Pruntrut, war ein schwacher alter Thor, den man überredet hatte, diese elende Rolle zu spielen. Er setzte die rothe Mütze auf und warf Bischofsmütze, Stab und Ring von sich, indem er sagte, es gebe jetzt nur noch einen Cult, den der Freiheit und

Gleichheit. Alle seine untergebenen Priester folgten seinem Beispiele, ebenso die im Convent sitzenden Priester. Nur Gregoire nicht, der die Religionsfreiheit für sich in Anspruch nahm. Der Convent aber klatschte dem Erzbischof Beifall und der Präsident umarmte ihn feierlich. Der sonst kalte Abbé Sièyes gerieth bei diesem Anlaß außer sich vor Entzücken, segnete diesen Tag und erklärte die Abschaffung des Christenthums für „die größte Wohlthat der Republik.“ Im neuen Kalender erhielt dieser Tag den Namen „Tag der Vernunft“.

Drei Tage später führte der Gemeinderath den Cultus der Vernunft ein. Chaumette zog abermals mit einem feierlichen Zuge in den Convent. Diesmal stellte er demselben „die Göttin der Natur“ vor, die schöne Frau Momoros. In weißem Kleide mit himmelblauem Mantel, auf den wallenden Locken die rothe Mütze und mit einer Pike in der Hand wurde sie von Männern getragen und von weißgekleideten Mädchen mit Kränzen und Fackeln begleitet. Chaumette entschleierte die Göttin und führte sie, als das Meisterstück der Natur, allein würdig, deren Gottheit darzustellen, dem Präsidenten zu, der sie küßte. Alles jauchzte Beifall und der Convent folgte der Göttin nach der ehrwürdigen Kirche Notre Dame, um die Gottheit der Natur im „Tempel der Vernunft“ anzubeten und Hymnen zu singen. Robespierre war nicht dabei, sondern hatte sich unwillig aus dem Convent mit St. Just entfernt. — Seitdem wurde an jedem Decadentage statt des ehemaligen Sonntagsgottesdienstes der Cultus der Natur und Vernunft mit Schaustellung einer halbnackten Göttin, Beräucherung derselben und Absingung von patriotischen Hymnen begangen. Die Vernunftgöttinnen waren in der Regel schöne Freudenmädchen, man zwang aber auch ehrbare Jungfrauen zu dieser Rolle. Eine wunderschöne Buchbinderstochter, Mademoiselle Loiselet, die gewaltsam requirirt wurde, starb vor Scham. Clootz hätte übrigens lieber statt der Vernunft das Volk anbeten lassen, denn er erklärte im Convent (dessen Mitglied er war) das Volk für den einzigen Gott in der Welt (Peuple-Dieu).

Die meisten Sektionen der Pariser Gemeinde stimmten in den Wahnsinn ein und plünderten alle Kirchen. In der Kirche zu St. Roche forderte ein Schauspieler auf der Kanzel Gott heraus, wenn er existire, so solle er sich wehren. Am 21. November zog der Pöbel geschmückt mit den geistlichen Ornaten und dem Kirchengeräth in einem Spottaufzug mitten durch den Convent, unter unermeßlichem Jubel. In Bischofsmützen, mit dem goldgestickten Chorrock angethan, tanzten Weiber mit den die heiligen Kelche bacchantisch schwingenden Sansculotten die Carmagnole*) mitten im Convent. Der Sprecher dieses ruchlosen Zuges redete den Präsidenten an: „So erkämpft die Vernunft ihren großen Sieg über den Fanatismus. Eine Religion voll Irrthum und Blut ist vernichtet. Sie verschwindet von der Oberfläche der Erde. Muse der Geschichte, zerbrich deinen Griffel! bis jetzt hattest du nur Verbrechen zu beschreiben, von diesem Tage an wirst du nur Tugenden schildern." Der Präsident antwortete mit wärmster Anerkennung und rühmte von den Parisern: „in einem Augenblicke macht ihr achtzehn Jahrhunderte des Irrthums ins Nichts verschwinden." Aehnliches geschah fast überall in Frankreich. Zu Rheims zerbrach der Deputirte Ruhl das heil. Oelgefäß, aus dem seit Chlodwigs Zeit alle Könige gesalbt worden waren. Ein anderer, Dumont, ließ alle Kreuze vertilgen und jeden verhaften, der noch auf christliche Weise den Sonntag feiern wollte. In Nantes wurden alle christlichen Bilder und Schriften auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. Bis zum Jahresschluß erhielt der Convent aus allen Departements zahllose Zuschriften, in denen Behörden, Volk und Priester wetteifernd ihren Haß gegen das Christenthum, ihren Eifer, dasselbe auszurotten, und ihre Begeisterung für den Cultus der Vernunft betheuerten. Die Mode hatte bei dem

*) Carmagnola ist ein Ort in Piemont, von wo arme Savojardenknaben nach Paris zu kommen pflegten, um Murmelthiere tanzen zu lassen und sich auf andere Art etwas Geld zu verdienen. Das nach ihrer Heimath genannte und von ihnen gesungene Lieblingslied war eine Verhöhnung der hingerichteten Königin und fing an: Madame Veto avoit promis. Der Schluß war: dansons la Carmagnole, vive le son du canon.

Leichtsinn, dem Franzosen so gerne verfallen, und bei vielen, wohl bei den meisten auch die Furcht den größten Antheil an diesen Erscheinungen. Man mußte für sein Leben bangen, wenn man nicht mitmachte.

Frankreich hatte damals die Zerstörung einer Menge unschätzbarer Alterthümer und Kunstwerke zu beklagen. Gregoire rettete mit vieler Mühe, was übrig blieb, indem er der Eitelkeit der Nation schmeichelte und die Aufbewahrung werthvoller Denkmäler in ein großes Museum vorschlug. Hebert war so weit gegangen, ein Niederreißen aller Thürme zu verlangen, weil jeder Thurm eine Protestation gegen die Gleichheit sey. Das sollte auf unsern herrlichen Münster in Straßburg angewandt werden, aber er widerstand durch seine Festigkeit und Größe. Die Jakobiner konnten nur seine unteren Zierden wegschlagen. Jedoch wurde aus dem Münster ein „Tempel der Vernunft" gemacht und vor Marats Büste ein großes Feuer mitten in der Kirche angezündet, in welches Bischof Bendel selbst die Insignien seines Amtes warf. Viele Geistliche ahmten dieses Beispiel nach.

Der Gottesdienst hörte im ganzen Lande auf, es gab keine Taufe und keine Trauung mehr. Nur die Begräbnisse wurden noch feierlich, aber nicht mehr christlich begangen. Ueber die Kirchhöfe schrieb man „ewiger Schlaf", weil es kein Auferstehen mehr geben sollte.

Fünftes Buch.

Robespierres Sturz. Ende des Schreckens.

Weiter als bis zur Abschaffung Gottes konnte die Revolution nicht gehen. Als sie bei diesem Aeußersten angelangt war, mußte die Bewegung rückläufig werden.

Robespierre war ein Schwärmer für die Tugend, er hatte die Monarchie und Aristokratie weniger um der Freiheit, als um der Tugend willen bekämpft. Er hielt sie für Institute, die das Laster begünstigten. Die Republik, die er ihnen entgegensetzte, sollte ein Freistaat einfacher, sittlicher, reiner Bürger seyn. Er wollte nicht, daß sie, kaum gegründet, schon wieder die Beute lüderlicher und charakterlöser Menschen würde. Er sah in denen, die keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keine ewige Gerechtigkeit und keine Moral mehr anerkannten, die schlimmsten Feinde seiner Tugendrepublik und glaubte, oder machte glauben, sie seyen vom Ausland bezahlt, um die junge Freiheit zu schänden und dadurch zu untergraben. Zufällig gehörten zu Chaumettes und Heberts Partei wirklich auffallend viele Fremde, wie Clootz, Proli (ein natürlicher Sohn des österreichischen Ministers Kaunitz), der holländische Bankier Koch, ein jüdisch-deut-

scher Bankier Frey, der Däne Diedrichson, der Bankier Batz, die Spanier Guzman und Pereyra. Robespierre empfand den tiefsten Eckel bei den irreligiösen Kundgebungen dieser Partei, wagte aber die Religion noch nicht gleich zu vertheidigen, weil sich der Convent und das Volk allzu massenhaft bei der atheistischen Bewegung betheiligt hatten. Dagegen vertheidigte er die Moral, unabhängig von der Religion, mit großem Ernst. Er und seine näheren Freunde bewirkten schon am 5. September die Entfernung aller Freudenmädchen aus Paris, als einer Klasse, deren Verderbniß vom alten Hof stamme und die Bürgertugend nicht länger entweihen und gefährden dürfe. Ferner setzte er am 30. October durch, daß alle Weiberclubs geschlossen wurden, weil nur Männer sich mit Politik, die Weiber aber mit den häuslichen und Mutterpflichten zu beschäftigen hätten. Dies war sein erster indirekter Angriff gegen Hebert, der diese Weibergesellschaften durch die überaus freche Rosa Lacombe hatte organisiren lassen und dem sie überall Beifall zujauchzten und Anhänger warben. Hebert war ein Theaterbilletabnehmer gewesen und wegen Betrügereien in diesem niedrigen Amt fortgejagt worden. Immer hatte er sich in den tiefsten Regionen der Hauptstadt, unter den Damen der Halle und den feilen Dirnen bewegt und deren Sprache in die Presse, in den Gemeinderath, selbst in den Convent gebracht. Camille Desmoulins warnte vor ihm und sagte, er verhalte sich zu den guten Pariser Bürgern, wie ein Kloak zur Seine. Gleichwohl zahlte ihm der Kriegsminister Buchotte 120,000 Fr. für sein Schmutzblatt (Père Duchèsne), um es überall zu verbreiten.

Die sittliche Partei, Robespierre und St. Just an der Spitze, bereiteten einen Kampf auf Leben und Tod mit der unsittlichen vor, anfangs nur in ernstmahnenden Reden. Robespierre hielt am Tage nach der Verhöhnung des Kirchenschmuckes eine Rede im Jakobinerclub, worin er den irreligiösen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das nicht den Namen der Vernunft verdiene, sondern der größte Feind der Vernunft sey. Namenlosen Neulingen solle es nicht gelingen, die bewährten Patrioten zu Uebertreibungen zu verführen, die Würde der Nation und die Huldigungen, die sie der reinen

Wahrheit bringen, durch Possenspiele zu entweihen und die Schelle der Narrheit an das Scepter der Philosophie zu hängen. „Es gibt Leute, die unter der Maske, als zerstörten sie den Aberglauben, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollen. Aber der Atheismus war Sache der verderbten Aristokratie, während die Idee eines höchsten Wesens, welches über die Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen straft, Sache des Volkes ist. Das Volk, die Armen werden mir beistimmen. Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden."

Bald darauf setzte Robespierre eine merkwürdige Maßregel durch, eine sittliche und politische Reinigung des Jakobinerclubs. Sie begann den 29. November und dauerte bis ins neue Jahr. Die Häupter des Convents wie des Gemeinderaths gehörten dem Club an; man kann daraus ermessen, wie wichtig die öffentliche Beichte und Absolution oder Verdammung so vieler bedeutender Männer war, denn jeder mußte seinen reinen Patriotismus nachweisen und sich die strenge Kritik der Gesellschaft und vor allem Robespierres gefallen lassen, der bei dieser Revue der unbescholtenste war und dem man die Rolle des Beichtvaters stillschweigend zugestand. Sein Ansehen wuchs noch mehr durch die Schonung, die er Vielen angedeihen ließ, indem er selbst ihre Entschuldigung übernahm. Mit überlegener Klugheit begnügte er sich, den Credit derer, die er später verderben wollte, einstweilen nur zu erschüttern. So behandelte er namentlich Danton und Camille Desmoulins. Danton war vor kurzem wieder zurückgekehrt, von seinen beunruhigten Freunden gerufen. Er war nicht vorwurfsfrei. Seine Verbindung mit Orleans und Dumouriez waren nicht vergessen, sein Reichthum, seine Ueppigkeit und Trägheit beleidigte die ärmeren Sansculotten. Aber Robespierre selbst nahm ihn in Schutz und gab ihm den Bruderkuß. Desmoulins gab im Gegensatz gegen die neuen von Hebert gelenkten Cordeliers, die ihn aus dem Club ausgestoßen hatten, ein Journal, le vieux Cordelier, heraus, worin er überaus geistreich und kühn die Unholde angriff, die der Abgrund der Revolution ausgespieen hatte, aber auch das Schreckenssystem des Convents tadelte, die vielen unschuldigen

Opfer bedauerte, vor dem Meer von Blut, das vergossen wurde, zurückschauderte und zur Milde mahnte. Das brachte ihn in den Verdacht eines Reactionärs. Aber auch ihn beschützte Robespierre, der nur gegen die Hebertisten streng verfuhr und zunächst Clootz*) als Ausländer angriff, indem er ausrief: „kann ein deutscher Baron mit 100,000 Livres Renten, der bei den reichen Bankiers speist, ein guter Demokrat seyn? kann ein Mann, der uns unaufhörlich zur Befreiung des ganzen Menschengeschlechts antreibt und in gefährliche Kriege verwickelt, es wohl meinen mit Frankreich?" Robespierre äußerte sich auch bei andern Anlässen immer unzufrieden mit dem Kriege, weil er von den Generalen entweder Verrath oder Militärdiktatur fürchtete und jeden für einen künftigen Monk oder Cromwell hielt, der die Republik im Innern vernichten werde, wenn sie nicht durch die Heere des Auslandes überwältigt werden könne.

Die Hebertisten wurden besorgt und sannen auf Widerstand. Sie waren nicht unmächtig. Sie herrschten im Gemeinderath, der bisher in allen Krisen obgesiegt und den Convent eingeschüchtert hatte. Sie waren die Schwächeren im Jakobinerclub, übten aber durch den Club der Cordeliers den größten Einfluß auf die Sektionen und den Pöbel. Sie hatten eine bewaffnete Macht in der vom

*) Clootz, der eine Zeitlang im Jakobinerclub präsidirte und Conventsmitglied geworden war, betrieb vornehmlich den Krieg gegen alle Könige und prahlte dabei mit seinem Gelde, indem er einen Preis auf den Kopf seines ehemaligen Landesherrn, des Königs von Preußen, setzte. Er nannte sich den Redner des Menschengeschlechts und verlangte, der Franzose sollte seinen nationalen Namen ablegen und sich Universel nennen, weil von nun an alle Völker in der einen, gleichen und untheilbaren Menschheit verschwinden müßten. Diese Menschheit als das Urvolk galt ihm zugleich als Gott. Er sagte im Convent: ich kämpfte mein Leben lang gegen die Herren der Erde und des Himmels. Es gibt nur einen Gott, das ist die Natur, und nur einen Herrn, das ist das Menschengeschlecht, geeinigt durch Vernunft zur allgemeinen Republik als göttliches Volk. Je le répète, le genre humain est Dieu, le Peuple-Dieu. Moniteur 1793, Nr. 120. Er pflegte sich zu unterschreiben: persönlicher Feind des Jesus von Nazareth.

kecken Ronsin befehligten Revolutionsarmee, den sogenannten Epaulettiers, die mit ihren Schleppsäbeln großen Lärm in Paris machten und sich als Eisenfresser gebärdeten. Ihnen hingen auch alle die Vollziehungsbeamten an, die sich bei den Confiscationen bereichert hatten, vor allen der einflußreiche Vincent im Kriegsministerium. Ihre Hauptstütze aber war Collot d'Herbois, der von Lyon zurückkehrend das äußerste Schreckenssystem vertheidigte. Robespierre hielt sich zurück, um die Hebertisten durch die Dantonisten und umgekehrt, eine Partei durch die andere sich selber stürzen zu lassen. Dantons Freunde begannen die Anklage gegen die Hebertisten, Philippeaux erhob sich gegen Rossignol, Fabre d'Eglantine gegen Ronsin und Vincent, deren unmenschliche Grausamkeit, Räubereien und Veruntreuungen die Republik schänden. Collot aber rettete sie und Robespierre, indem er den Hebertisten nur seine Verachtung ausdrückte, benutzte deren Wuth gegen die Dantonisten, um auch diese zu verdächtigen. Die Ueberspannten (Hebertisten) sind nicht gefährlicher, wie die Gemäßigten (Dantonisten), deutete er damals schon an. Jene wollen durch Uebertreibungen die Freiheit verächtlich machen, diese wollen durch Mitleid zur Contrerevolution und Monarchie zurückführen, beide aber, meinte Robespierre, sind von Pitt bestochen. Die Hebertisten verwarf er im Namen der Tugend, weil sie die Republik durch Habgier, Sittenlosigkeit und Atheismus entweihten, die Dantonisten verwarf er im Namen des Schreckens, weil sie die Republik durch Mitleid entnerven wollten. Collot zog sich sanft von den Hebertisten zurück und entging dadurch Robespierres Streichen.

Die Hebertisten aber, als die zunächst bedrohten, blieben nicht passiv, sondern rüsteten sich und bereiteten eine Insurrection vor. Man kannte die eigentlichen Verabredungen nicht, doch verbreitete sich das Gerücht, man wolle die Constitution ändern und alle Gewalt zwei Männern anvertrauen, einem Großrichter, wozu Pache ausersehen war, und einem Obergeneral, der wohl Ronsin seyn sollte. Heberts Blatt spie Feuer; die Ausrufer, die es täglich durch die Straßen trugen, schrieen: „Pere Duchesne ist teuflisch zornig."

Inzwischen stellten sich die Verschworenen durch ihre Drohungen nur blos und hatten keine Energie, sie auszuführen. Der Wohlfahrtsausschuß kam ihnen zuvor und war so klug, nicht alle ihre Häupter auf einmal zu fassen. Er ließ nur die Verworfensten der Partei, Hebert, Vincent, Ronsin, Maillard, Momoro, Clootz und einige ähnliche verhaften. Wegen dieser schlechten Gesellen wagte der Gemeinderath, dessen Häupter Pache und Chaumette ungekränkt blieben, keinen Aufstand gegen den Convent. Auch die Epaulettiers verriethen, daß sie nur Prahler seyen, und thaten nichts, ihren gefangenen Chef zu retten. Die Gefangenen wurden am 24. März 1794 guillotinirt. Ronsin und Clootz starben sehr muthig. Clootz war eifrig beschäftigt, die andern zu ermahnen, daß sie sich nicht noch aus Todesangst zur Anerkennung Gottes bewegen lassen sollten. Hebert aber zeigte auf dem Henkerkarren die feigste Todesangst und war außer sich, daher ihm der Pöbel höhnisch zurief: „Pere Duchesne ist teuflisch zornig.“ Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst, der Club der Cordeliers verlassen.

Aus der moralischen Reinigung durch die strenge Beichte im Club war somit eine blutige Reinigung durch die Guillotine geworden, und der erste Erfolg ermunterte Robespierre fortzufahren. Der schmutzige Kapuziner Chabot hatte die Tochter des Bankier Frei geheirathet und mit Bazire, Fabre d'Eglantine (dem Freunde Dantons), Julien (einem protestantischen Geistlichen, der dem Christenthum eben so feierlich abgeschworen hatte, wie Gobel), den Bankiers Batz und Frei, Diedrichsson, Delaunay, dem Abbé d'Espagnac, der ein diebischer Armeelieferant geworden war, in den Vermögens-Angelegenheiten der ostindischen Compagnie einen großen Betrug im Complott gemacht und bedeutende Summen gestohlen. Sie alle wurden verhaftet. Diese Gelegenheit aber ersah Robespierre, um auch seinen mächtigsten Nebenbuhler, Danton, verhaften zu lassen; es galt einmal die amtlichen Diebe der Republik zu züchtigen, und der nächste Freund Dantons war dabei betheiligt, Fabre. Von einem andern seiner Freunde und Collegen Lacroix, der mit ihm verhaftet war, wußte man, wie viel er in Belgien gestohlen habe.

Danton selbst aber stand in dringendem Verdacht, seine Hände nicht immer rein gehalten zu haben. Zu sehr auf die nicht mehr vorhandene Volksgunst pochend hatte er alle Mahnungen zur Flucht von sich gewiesen und die stolze Antwort gegeben: „kann ich mein Vaterland an den Fußsohlen mit mir nehmen?“ Man warnte ihn noch am letzten Tage. „Sie wagen es nicht!“ rief er, und am andern Morgen saß er im Kerker. Er gerieth in ungeheuern Zorn, daß man ihn, die erste Größe der Revolution, mit dem elenden Chabot zusammenstelle. Allein alles Protestiren half ihm nichts. Unter dem Vorwand, das Revolutionstribunal sey hinlänglich unterrichtet, schnitt man ihm alles weitere Reden ab. In seinen Sturz wurde der arme Camille Desmoulins mit hineingezogen. Derselbe hatte in seinem „alten Cordelier“ das damalige Schreckenssystem mit dem unter Tiberius und Nero verglichen, die Schilderungen des Tacitus auf die Gegenwart angewandt und dringend einen Gnadenausschuß verlangt. Das nahm Robespierre sehr übel, der die Guillotine noch brauchte, um die unsittliche Partei auszurotten. Gleichwohl wollte Robespierre den jungen Schriftsteller schonen, rieth ihm von dieser Art, die Feder zu führen, ab und drohte ihm mit Verbrennung seiner Schriften. Da erwiederte Desmoulins unklug „verbrennen ist nicht widerlegen.“ Noch mehr aber schadete er sich durch die Verspottung der von Robespierre beständig in Aussicht gestellten Tugendrepublik. Er verglich dieselbe mit dem Zustande der alten Gallier, zu dem man also zurückkehren wolle. Wo bliebe da die Bildung der Neuzeit? wo die Fortschritte der Civilisation, der Industrie? Man konnte Robespierre nicht tiefer verletzen, als mit dieser Sprache, Desmoulins war verloren. Er hatte eine junge schöne Frau, die er aufs zärtlichste liebte. Er konnte sich kaum darein finden, gefangen zu sitzen, als der erste Redner der Freiheit! St. Just war auf ihn nicht weniger grimmig, denn Desmoulins hatte von ihm gesagt, er trage sein Haupt ja so feierlich wie eine Monstranz. Und ich, erwiederte St. Just, will machen, daß er das seinige wie der heilige Dionysius trägt (abgeschlagen unter dem Arm). Durch St. Just wurde auch Herault de Sechelles den Verhafteten

beigesellt. Herault hatte ihn in einem Zank herausgefordert, jener aber das Duell abgelehnt. Robespierre that seinem jungen Freunde den Gefallen, den ihm ohnehin verhaßten Edelmann zu stürzen. Ihnen wurden noch Philippeaux und Westermann zugesellt. Alle wurden zum Richtplatz geführt. Danton rief: „ich bitte Gott und die Menschheit um Verzeihung. Frankreich ist ein unermeßlicher Schlamm. O wer ein armer namenloser Mensch wäre!" Er sagte übrigens voraus, er werde Robespierre nachziehen. Sein Ruhm tröstete ihn: „meine Wohnung wird bald das Nichts seyn, aber mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte." Camille Desmoulins war vor Gericht noch so frivol, daß er sagen konnte: „ich bin so alt wie der gute Sansculotte Jesus, ein für Revolutionäre gefährliches Alter." Auf dem letzten Gange aber war er tief traurig. Danton starb mit stolzem Muth. Er wollte Herault noch einmal umarmen; als die Henker es hinderten, rief er: laß es gut seyn, unsere Köpfe werden sich im Sacke küssen. Robespierre soll aus der Ferne ausnahmsweise diesen Hinrichtungen zugesehen und sich vor Vergnügen die Hände gerieben haben. Dieser Todestag der Dantonisten und Chabotisten war der 5. April.

Mittlerweile waren auch Chaumette, Gobel und Consorten vor Gericht gezogen worden. Ihre Köpfe fielen mit denen der unglücklichen Wittwen Desmoulins' und Heberts (einer ehemaligen Nonne) am 13. April. Pache wurde als unbedeutend geschont.

Ein Versuch des Fleischers Legendre, im Convent wegen der Hinrichtung Dantons Rechenschaft zu fordern, mißlang gänzlich. Robespierre schüchterte ihn dergestalt ein, daß er eine feige Abbitte that. Niemand wagte, Robespierre anzutasten, der von nun an eben so unumschränkt im Convent wie im Club der Jakobiner gebot und nun wirklich glaubte, die Zeit sey gekommen, in der sich sein politisches Ideal verwirklichen sollte. Er hielt viele und lange Reden, in denen er die gehorsam horchenden Conventsmitglieder wie ein Weiser seine Schüler anredete, obgleich er selbst nur als Schüler Rousseaus sprach. Freiheit und Gleichheit waren darin nicht mehr die Stichwörter, an ihre Stelle traten vielmehr Tugend und Schrecken.

Die Tugend charakterisirte er als Bescheidenheit und Rechtlichkeit und den Schrecken als das nothwendige Mittel, alle die auszurotten, die unbescheiden nach einer Auszeichnung vor den übrigen einfachen Bürgern durch Talent, Reichthum, Ruhm rc. strebten oder die unredlich am Eigenthum der Nation sich vergriffen und Sittenlosigkeit und Ueppigkeit des alten Hofes in der Republik fortsetzen wollten. Als Legendre Danton beklagte, sagte Robespierre: „Es liegt nichts an den Eitelkeiten, die man aufs Schaffot bringt. Ihr Beispiel dient nur, daß andere Bescheidenheit lernen. Es soll keinen Einzelruhm geben. Es ist genug, wenn der Nation auf lange Dauer hin eine glanzlose Rechtschaffenheit gesichert bleibt.“ Dieselbe Sprache führte St. Just, der aber oft abwesend war, um die Generale im Felde zu überwachen, während Robespierre durch das ihm ganz ergebene Revolutionstribunal (Präsident Hermann, Ankläger Fouquier-Thinville) die Hinrichtungen im Innern systematisch fortsetzte. „Man wirft euch vor, ihr wäret unmenschlich, sagte St. Just am 26. Februar im Convent. Aber wie wenige an Zahl sind die Verbrecher, die ihr strafet, im Vergleich mit den 4 Millionen, die in den sämmtlichen Kerkern Europas seufzen und deren Angstgeschrei ihr nicht höret, weil die Könige sie zu verheimlichen wissen. Wir sind noch mäßig im Vergleich mit der Tyrannei der Monarchie, die seit dreißig Generationen in Blut schwamm. Gebt euch keiner schwachherzigen Täuschung hin, sie würde euch verderben. In der Republik ist das Mitleid Verrath.“

In demselben Frühjahr 1794 begab sich der junge Kaiser Franz II. selbst in Coburgs Lager und führte ihm Verstärkungen zu, um den Krieg nach einem von Mack entworfenen Plane mit mehr Nachdruck zu erneuern. Auch die Engländer, Hannoveraner und Holländer unter York waren wieder auf dem Platz, und die Preußen, diesmal unter dem Feldmarschall von Möllendorf, sollten vom Mittelrhein her die beiden Alliirten unterstützen. Eine ungeheure Macht war aufgeboten, aber nicht einig. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig sagte in einem Briefe an den König vom 6. Januar 1794 voraus, die Coalition werde wegen ihrer Son-

derinteressen und Zwietracht der in der höchsten Begeisterung entflammten und einigen französischen Nation unterliegen, und bat um seinen Abschied. Der König war in der übelsten Laune, die Reichskreise, denen die Verpflegung der preußischen Truppen, durch die sie geschützt wurden, oblag, wollten nichts liefern. England zahlte Preußen 1,200,000 Pfund Sterling Subsidien, wofür es die englische Armee in den Niederlanden unterstützen sollte, 19. April. Allein Preußen erklärte, es schütze die Niederlande am besten, wenn es die Hauptmacht der Franzosen am Mittelrhein feßle. Die Hauptsorge des Königs war aber, seine Truppen zu schonen, weil er hinter heillose Intriguen kam.

Die alte Kaiserin Katharina II. hatte dem jungen Kaiser Franz II. Bayern versprochen, wenn er ihr Polen lasse. Zugleich aber hatte sie sich hinter seinem Rücken mit Preußen über eine zweite Theilung Polens verständigt und England protestirte heftig gegen den bayrischen Plan. Im Aerger darüber entließ nun Franz seine bisherigen Räthe, Spielmann und Cobenzl, und machte Thugut zum ersten Minister. Dieser Fischersohn und Waisenknabe war von Maria Theresia emporgehoben worden, jetzt ein schon alter, kleiner und häßlicher Mann, mit dem Satyrgesicht, welches den herz- und gewissenlosen Intriganten in jeder Miene verrieth. Deutschlands böser Genius machte ihn damals zum Minister, um jede Vereinigung der beiden deutschen Großmächte unmöglich zu machen. Alle Verbindungen mit Rußland pflegend empfahl er seinem jungen Kaiser die Politik Josephs, d. h. ein Bündniß mit Rußland gegen Preußen und gegen die Türkei. Katharina hatte bereits wieder die Umtriebe französischer Agenten in Constantinopel zum Vorwand genommen, um die Türkei mit einem neuen Eroberungskrieg zu bedrohen, und durfte hoffen, denselben glücklich zu führen, wenn die übrigen Großmächte alle in Masse mit der Bekämpfung der französischen Revolution beschäftigt wären. Thugut rieth nun, Oesterreich solle den Krieg gegen Frankreich nur noch anstandshalber, aber ohne Nachdruck beschließen und sich dagegen mit Rußland zu einer dritten Theilung Polens und zu einem Angriff auf die Türkei ver-

einbaren. Dort sey mehr zu gewinnen, als am Rhein und an der Maas. Auf diesen Gedanken ging nun wirklich Franz II. ein und sah dem Krieg in den Niederlanden nur noch theilnahmlos zu, während seine Gedanken im Osten waren. Doch blieb er noch bei der Armee, um den König von Preußen über seine Absichten zu täuschen. Zu demselben Zweck betrieb Thugut beim König von Preußen mit einem erkünstelten Eifer den alten josephinischen Plan, Bayern mit Oesterreich zu vereinigen, und suchte Preußens Zustimmung dafür zu gewinnen, während er gleichzeitig in London versicherte, dieser Plan sey längst aufgegeben. Von London aus aber erfuhr Friedrich Wilhelm II., wie Thugut ihn betrog, und sein Gesandter in Warschau, Burgholz, entdeckte ihm zugleich, daß Rußland den Gewinn Preußens bei der zweiten polnischen Theilung in Frage stelle und die Polen gegen Preußen aufhetze. Das war dem König doch zu viel, und vergessend, was er England versprochen hatte, eilte er nach Berlin zurück und ließ Möllendorf mit der Weisung zurück, nichts Entscheidendes mehr zu wagen. — Was die Engländer selbst betrifft, so wollten auch sie sich schonen und die Oesterreicher und Preußen in die Gefahr vorschieben. Sofern nun die drei coalisirten Großmächte, jede für sich, entschlossen waren, den Krieg gegen Frankreich nur den andern zu überlassen, so war die Coalition thatsächlich aufgelöst. Die Erscheinung des jungen deutschen Kaisers im Lager wirkte nicht belebend und begeisternd auf die Truppen, sondern tödtlich lähmend. Wie er denn auch persönlich alles Heroischen baar, ein kleiner, leibarmer und trockener Mann war. In dem ungeheuren Heere der Alliirten in den Niederlanden traute keiner mehr dem andern. Auch die Holländer mit dem Prinzen von Oranien sonderten sich von den Engländern ab. Eben so zurückgesetzt sah sich Sardinien, welches vergebens auf österreichische Hülfe rechnete, um gegen Lyon vorzurücken. Daher Pitt einmal in seinem Unmuth ausrief: „die Oesterreicher sind immer um ein Jahr, um eine Armee und um eine Idee zurück.“ Er vergaß nur, was die Engländer selbst daran verschuldeten. Die gesammte Coalition sündigte.

Auch York schonte seine Engländer auf dem rechten Flügel und überließ den Oesterreichern die Ehre und Gefahr der Entscheidung. Diese kämpften auch mit der unerschrockensten Ausdauer gegen die Wuth der französischen Nordarmee, die unter Pichegru's Oberleitung die äußersten Anstrengungen machte, um den Sieg des vorigen Jahres festzuhalten. Clerfait bildete mit einem österreichischen Armeetheil die Vorhut Yorks, wurde aber von diesem nicht unterstützt und unterlag, als er Menin entsetzen wollte, den Angriffen Moreaus und Souhams, 29. April. Menin konnte sich nicht halten. Der hannöversche Commandant von Hammerstein, dessen Adjutant der nachmals berühmte Scharnhorst war, wollte die vielen Emigranten retten, die in der Stadt waren, und zog mit der ganzen Besatzung in dunkler Nacht glücklich aus und davon. Coburg belagerte Landrecies, die Franzosen wollten es entsetzen, wurden aber am 26. April zurückgeschlagen, wobei der nachmals berühmte Schwarzenberg sich durch den kühnsten Cavallerieangriff auszeichnete. Landrecies fiel. Aber Pichegru wandte sich nun mit Uebermacht gegen Clerfait und York, schlug jenen am 10. und 11. Mai bei Courtray und diesen am 18. bei Tourcoing, wo die Engländer 65 Kanonen verloren, und eroberte Ypern. Hätte Kaiser Franz Clerfait durch den Erzherzog Karl unterstützt, so würden die Engländer haben siegen können, aber er gönnte ihnen keinen Sieg, er verließ das Lager schon am 9. Juni, um nach Wien zurückzukehren, sein Augenmerk auf Polen zu richten und Preußens Plane hier zu durchkreuzen. Gegen Coburg rückte Jourdan mit der Moselarmee heran und kämpfte mit ihm an der Sambre einen langen höchst erbitterten Kampf in fast täglich wiederholten Gefechten von Ende Mai an. Viermal wurden die Franzosen über die Sambre zurückgeworfen, aber angefeuert durch den Conventsdeputirten St. Just, der immer voran war, griffen sie unermüdet wieder an, verstärkt durch einen Theil der Nordarmee, bis Jourdan am 26. Juni bei Fleurus einen entscheidenden Sieg über Coburg erfocht. Diese Schlacht war durch den großen Luftballon merkwürdig, den die Franzosen aufsteigen ließen und von dem aus sie die Stellung der Oesterreicher erforschten. Nun mußte Coburg sich zurückziehen und

viele feste Plätze nach einander aufgeben. Die Franzosen schienen zu wissen, was Thuguts Plan war, weshalb sie Oesterreich schonten. Der Convent ließ nur Engländer, Hannoveraner und Emigrirte ohne Pardon erschießen, welches Loos zuerst die Besatzung von Charlesroi traf. Als in Nieuport nur die Emigranten ermordet, die Engländer aber geschont wurden, zürnte Robespierre und rief: Was sind 6000 Menschen gegen ein Princip! Jourdan schlug die Oesterreicher bei Oldenhoven (2. October) und vertrieb sie über den Rhein. Im Süden griffen zwar die Preußen die Weißenburger Linien wieder an, gingen aber zurück, als Moreau Trier nahm und Jourdan mit seinen siegreichen Truppen herankam. In den Rückzugsgefechten zeichnete sich nur der preußische Husarenoberst Blücher aus, der bei Kirweiler und Edesheim die Franzosen unter Desaix schlug und, zum General ernannt, noch einmal bei Kaiserslautern (18.—20. September) glänzende Siege erfocht. Dagegen ergab sich die Feste Rheinfels feig und auf dem ganzen linken Rheinufer blieben nur noch Luxemburg und Mainz in der Gewalt der Coalition.

Damals gerieth auch Coblenz in die Hände der Franzosen. Hier hatte der Graf von Artois mit der Mehrheit des emigrirten französischen Adels unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzel, Hof gehalten und hier hatte Condé sein royalistisches Heer gebildet. Allein obgleich sich diese Partei den pomphaften Namen des „auswärtigen Frankreich“ gegeben hatte, so war sie doch sehr in Mißcredit gekommen. Artois' Unverschämtheit wurde denen unerträglich, die ihm helfen wollten. Seine Lüderlichkeit und Verschwendung war in Coblenz so arg, wie früher in Paris, die Kosten aber mußte der gute alte Kurfürst tragen. Dieses Treiben der Emigrirten schadete ihrer Sache außerordentlich. Ganz Deutschland ärgerte sich über die skandalöse Aufführung des Prinzen. Dazu kam noch, daß er die ganze Ausschließlichkeit des alten Hofes beibehielt und anstatt die verbannten Constitutionellen in sein Interesse zu ziehen, nur Altadelige und strenge Royalisten um sich duldete. Er war übrigens schon vor der Ankunft der republikanischen Heere aus Coblenz ausgewiesen worden, und da ihm nicht überall gleiche Großmuth und

Geldspenden zu Theil wurden, wie hier, so wurde er in der langen Dauer seiner Verbannung mehr und mehr gedemüthigt.

Auch in Savoyen machten die Franzosen Fortschritte, wobei Bonaparte und Massena besonderen Eifer zeigten. Da sie aber Truppen an die Rheinarmee abgeben mußten, waren sie an größeren Unternehmungen gehindert. In den Pyrenäen siegten die Franzosen nach Ricardos Tode und drangen in Catalonien ein. Ihr tapferer General Dugommier fiel, indem er siegte. — Auch zur See erwarben die neuen Republikaner sich Ruhm, obgleich die Flotte mit allerlei Gesindel bemannt war, das nie vorher die Luft des Meeres geathmet. Zweihundert Kornschiffe wurden aus Nordamerika erwartet. Die Brester Kriegsflotte unter Admiral Villaret-Joyeuse fuhr ihnen entgegen, um sie gegen die Engländer zu schützen. Auf der Höhe von Quessant begegneten sie der englischen Flotte unter Admiral Howe und verloren in einer heißen Seeschlacht sieben Schiffe. Darunter befand sich der **vengeur**, dessen Mannschaft unter dem lauten Rufe **vive la république!** mit dem Schiffe untersank (1. Juni). Aber auch die Engländer litten beträchtlichen Verlust und die Kornschiffe fuhren über das mit Trümmern der Schlacht bedeckte Meer ruhig in Brest ein.

Die Siege der Republik an den Grenzen und ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, welches der Noth abhalf, entsprachen denen, die nun endlich in Ruhe die neue Freiheit genießen wollten. Die heitere und segensreiche Sonne dieses Jahrs forderte unwiderstehlich zur Fröhlichkeit auf und besiegte sogar die Todesangst, denn der arme Condorcet war durch einen Sonnenstrahl aus seinem finstern Versteck hervorgelockt worden. Zu diesen lustigen Sommertagen, zu diesen vollen Aerndtewagen schien das Blutgericht, das Todesächzen, der schauerliche Leichengeruch nicht mehr zu passen. Aber die schreckliche Arbeit der Guillotine war nicht im Ab-, sondern im Zunehmen. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 wurden in Paris allein 1269 Menschen guillotinirt und zwar fast alle den höheren Ständen angehörig. Diese Metzeleien hörten nun keineswegs auf, sondern verdoppelten und verdreifachten sich. Im Wohlfahrtsausschuß

war man über nichts einiger, als über die Anwendung des Mordbeils. Was sind 6000 Menschen gegen ein Prinzip, sagte Robespierre. Der Körper muß, um gesund zu bleiben, die bösen Säfte ausschwitzen, sagte Collot. Nur die Todten kehren nicht wieder, sagte Barrère. Man muß mehr rothe Farbe brauchen, sagte der Maler David.

Ein schwacher Hoffnungsstrahl fiel in die überfüllten Kerker, als St. Just, immer der Vorläufer Robespierres, eine Rede hielt über das Glück, das die Republik in Zukunft erwarte, wenn die Gefahren und Leiden überstanden seyn würden. Die Revolution, bemerkte er, sey nur der Uebergang vom Bösen zum Guten. Ein Freistaat könne nicht ohne Schmerzen gegründet werden. Er gehe aus Stürmen hervor, wie die Welt aus dem Chaos und wie ein Kind weinend zur Welt kommt. Der ungeheure Beifall, mit dem diese Rede im Convent bedeckt wurde, hätte Robespierre aufmerksam machen sollen, wie tief und allgemein man nach einer milderen Regierung sich sehne. Robespierre selbst gab der Hoffnung noch weiter Raum, als er die Herstellung des Gottesdienstes verlangte (7. Mai). „Bürger, sprach er, wenn die Völker im Glücke sind, müssen sie sich sammeln, um beim Schweigen der Leidenschaften die Stimme der Weisheit zu hören.“ In diesem Orakelton durfte er den Convent anreden, so sehr hatte er sich denselben schon unterwürfig gemacht. Er bewies nun mit großer Ausführlichkeit, daß der Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, mithin auch an einen Gott von den größten Weisen und Helden des Alterthums (Sokrates, Cicero, Leonidas, Cato &c.), wie von dem reinsten Philosophen der Neuzeit (Rousseau) getheilt worden sey. Müsse man nun auch, womit er sich ganz einverstanden erklärte, das christliche Priesterthum verwerfen, so bleibe doch die Gottesverehrung im Allgemeinen als unerläßliche Pflicht guter und weiser Bürger übrig. Er schlug daher zwei Artikel vor: 1) das französische Volk erkennt das Daseyn eines höchsten Wesens (être suprême) und die Unsterblichkeit der Seele an; 2) es erkennt den Cultus des höchsten Wesens in der Uebung der Menschenpflichten. Der Convent stimmte zu. Der Hinblick auf Gott schien die Gnade

vorzubereiten. Aber Robespierre wollte noch keine Gnade, er sah die Republik noch viel zu sehr mit „schlechten Menschen" angefüllt, die alle erst ausgerottet werden müßten. Denen, die sich über die Siege und über die Fruchtbarkeit freuten, sagte er in bitterem Tone: „nicht Siege, nicht Eroberungen, nicht das Glück begründen einen Freistaat und sichern seine Dauer, das vermag die öffentliche Tugend allein. Solange noch Schurken Schutz genießen und die Sittlichkeit offen verletzt wird, ist er noch nicht begründet. Alles kommt darauf an, die politische Welt zu identificiren mit der moralischen."

Nur drei Tage nach der religiösen Rede Robespierres, am 10. Mai fiel das unschuldige Haupt der Prinzessin Elisabeth auf dem Block. Man glaubte, die Gegner Robespierres hätten dieses Opfer verlangt, um ihn auf die Probe zu stellen und der Mäßigung und Contrerevolution zu verdächtigen, wenn er sich geweigert hätte, den Blutbefehl zu geben. Allein es ist viel wahrscheinlicher und seinem Charakter wie der damaligen Sachlage gemäßer, daß er auf jene Prinzessin keinen Werth gelegt hat. Die fromme Elisabeth, die ihren Bruder, den König, und die Königin keinen Augenblick verlassen und sich ganz ihrer letzten Pflege gewidmet hatte, sowie nachher der Sorge für deren unglückliche Kinder, wurde in der Mitte vieler Herren und Damen des vormaligen Hofes zum Schaffot geführt. Als sie bemerkte, daß ein junges Mädchen, welches sich mit auf dem Karren befand, den Busen nicht genug bedeckt hatte, zerriß sie ihr Tuch und deckte sie mit der andern Hälfte desselben zu. Sie mußte den Tod der ehemaligen Hofleute mit ansehen und kam zuletzt an die Reihe, indem sie so würdevoll und ruhig starb, wie sie gelebt hatte. Ihr größter Schmerz war, daß nun die Kinder des Königs ganz verlassen seyn sollten. Der junge Dauphin, von den Royalisten als König Ludwig XVII. anerkannt, wurde auf die schauderhafteste Weise langsam zu Tode gequält. Man übergab ihn dem rohen Schuster Simon, um ihn sanskulottisch zu erziehen, wahrscheinlich mit dem geheimen Auftrage, ihn an Leib und Seele zu ruiniren, damit er aus der Welt verschwinde, weil man doch nicht wagte, den unschuldigen Knaben zu guillotiniren. Er mußte als

Schusterjunge seinen fast immer betrunkenen Herrn bedienen, bekam von ihm Schläge und wurde gezwungen, die schmutzigsten Phrasen und Lieder des damaligen Pöbels auswendig zu lernen und herzusagen, Branntwein zu trinken ꝛc. Seine Kleidung war die ärmlichste, man zog ihm ein halbes Jahr lang kein neues Hemd an und ließ ihn in Unreinlichkeit ersticken. Dadurch kam er wirklich so herab, daß es, als man sich endlich seiner wieder erbarmte, zu spät war und er elend vollends dahinsiechte. Seine Schwester, Maria Theresia Charlotte, wurde eben so ärmlich gehalten, jedoch mehr geschont. Man wollte sie vielleicht als Geißel behalten.

Am 20. Prairial (8. Juni) sollte das Fest des höchsten Wesens mit großer Feierlichkeit begangen werden, um Frankreich und Europa den sittlichen und religiösen Ernst der Republik anschaulich zu machen. Robespierre war ausdrücklich für diesen Zweck vom Convent zum Präsidenten ernannt worden und spielte die Rolle eines Oberpriesters. Im blauen Frack, weißer Weste, gelben Hosen auf dem Kopf den damals schon runden Hut mit dreifarbigen Bändern, in der Hand einen großen Blumenstrauß schritt er voran, der Convent in ehrerbietiger Entfernung hinter ihm, in das große diesmal neben den Tuilerien errichtete Amphitheater, wo von Maler David colossale Statuen des Atheismus, des Egoismus und aller derjenigen Laster aufgerichtet waren, die in Robespierres Reden am meisten angegriffen wurden. Diese Bilder waren aber nur von in Oel getränktem Papier. Robespierre zündete sie an und sie gingen in Rauch auf, aus ihnen hervor aber traten nun eben so viele Tugenden, deren schneeweiße Farbe durch den Rauch etwas nothlitt. Dann nahm Robespierre den Ehrenplatz ein unter einem Freiheitsbaum auf dem künstlichen „Berge." Der klare Himmel, die liebliche Musik, die Theilnahme der Frauen und Kinder gab dieser Feier einen so friedlichen Charakter und viele setzten so große Hoffnungen auf eine Amnestie, daß es Robespierre leicht geworden wäre, sich an diesem Tage zum Pacificator und Herrn der Republik zu machen, wenn er die Stimmung benutzt hätte. Aber er schloß seine Festrede mit den

entsetzlichen Worten: „Morgen wollen wir aufs neue die Laster bekämpfen."

Zwei Tage später ließ er das berüchtigte Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) decretiren, demzufolge das Revolutionstribunal sich aller bisherigen Förmlichkeit entschlagen, blos summarisch und ohne Untersuchung nach Gewissen richten sollte. Soferne dieses Tribunal ganz aus seinen Creaturen bestand, konnte er von nun an köpfen lassen, wen er wollte, ohne daß nur eine Nachfrage erlaubt war. Der Convent zitterte, bangte für sich selbst, gehorchte aber. Die Guillotine wurde, wie man damals sagte, permanent. Von nun an wurden binnen sechs Wochen (bis zum 27. Juli) noch 1400 Personen in Paris guillotinirt, darunter solche, die man mit andern verwechselt hatte. Das Henkerbeil traf 78 alte Parlamentsglieder, 22 Generalpächter, 24 Hofdamen. Man bemerkte, wie die Parlamentsglieder in eben so ehrwürdiger Haltung zum Tode schritten, wie ehemals zu einer Sitzung. Die Gattin des Commandanten von Longwy wollte mit ihm sterben und rief, um verhaftet und verurtheilt zu werden, laut vor Gericht: „vive le roi!" Ein gewisser Loizerolle ging für seinen Sohn, der verurtheilt worden war, indem er sich für denselben ausgab, in den Tod. Dasselbe that ein Bruder für den andern. Man sah selbst Dienstboten, die ihrer Herrschaft freiwillig in den Tod folgten. Als die 14 unschuldigen Mädchen, die nach der Einnahme von Verdun auf einem dem König von Preußen zu Ehren gegebenen Balle getanzt hatten, geköpft wurden, wurden selbst die entmenschten Weiber, welche das Schaffot zu umheulen und die Opfer zu verhöhnen pflegten, von Mitleid ergriffen und verstummten. Die rührendsten Opfer waren am 14 Juni die sämmtlichen Nonnen des Klosters Montmartre, welche singend zum Richtplatz gingen und ihre schöne Hymne mit immer geringeren Stimmen fortsangen, bis der letzte Kopf fiel und der Gesang verhallte. Einmal wurden etwa 20 Bäuerinnen geköpft, welche geduldig wie Schafe den Hals über das Messer streckten. Nur die jüngste, als man ihr das Kind, das sie am Busen trug, entriß, stieß einen gräßlichen Schrei aus. Der junge General Marceau commandirte

einmal die Truppen, als der Zug zum Schaffot vorbeikam. Da sah er ein unschuldiges Mädchen, die ihn so rührte, daß er ihr eine Rose reichte, die er gerade in der Hand hielt. Aber dem Mädchen waren die Hände gebunden. Sie faßte die Rose mit dem Munde und als der Henker ihren abgeschlagenen Kopf wie gewöhnlich dem Volke zeigte, hielt ihr Mund immer noch die Rose fest. Damals wurde auch der edle Abbé Fenelon, der erste, der ein Haus für verwahrloste Kinder errichtet und die Waisen der Gemordeten in Pflege genommen hatte, trotz der Bitten dieser armen Kinder und unter ihrer dankbaren Begleitung zum Tode geführt. Um sichs bequemer zu machen, erfand man die s. g. Gefängnißverschwörungen, d. h. man schickte die Gefangenen auf das Blutgerüst unter dem Vorwand, sie hätten eine Verschwörung zu ihrer Befreiung und zum Umsturz der Republik gemacht.

Und alle diese Greuel duldete und befahl Robespierre nicht aus Blutgier, sondern aus sittlichem Fanatismus, indem er es dabei gewiß aufrichtig gut meinte. Er war als ein unbekannter Advokat von Arras nach Paris gekommen, lebte hier auch in seiner glänzendsten Zeit immer in derselben beschränkten Wohnung bei einem Tischler, behielt immer dieselbe einfache Kleidung und Nahrung und hieß daher beim Volke, das ihn vergötterte, nur der Unbestechliche. In jenen schönen Sommertagen hielt er sich oft in einem Häuschen bei Paris auf, wo einst Rousseau gewohnt hatte, und freute sich innig, dessen Ideen nun verwirklicht zu haben. Das war sein süßester Triumph. Oft aber wandelten ihn traurige Ahnungen an, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß mit Danton, Chabot, Hebert die Immoralität in Frankreich nicht ganz verschwunden sey. Im Schooße des Convents, des Berges, ja des Wohlfahrtsausschusses selber gab es Leute genug, welche republikanische Einfachheit nur heuchelten und heimlich mit denen, die sich an den Grenzen durch Plünderungen bereichert hatten, fraternisirten, an versteckten Orten Orgien feierten und ihn verhöhnten. Ja in die Kerker sogar war der lüderliche Geist eingedrungen, und trotzte Robespierres Rigorismus dicht an der Schwelle des Todes. Die Gewohnheit der Hinrichtungen und

der nationale Leichtsinn wirkten zusammen, um in den dicht angefüllten Gefängnissen die Todesfurcht durch eine fieberhafte Lustigkeit zu verdrängen. Man verliebte sich, spielte Romane, machte Verse, lachte und tanzte und genoß das Leben um so ungenirter, je kürzer es dauern sollte. Nun denke man sich Robespierre in seinem Wahne, die ganze französische Nation ihrer bisherigen Geschichte und ihrem Naturell zum Trotz moralisch machen zu wollen, wie er Blut auf Blut goß in das Danaidenfaß, wie er mit herkulischer Ausdauer der Hydra der Unsittlichkeit hunderte und tausende von Köpfen abschlug und immer neue, unzählig endlos sich erheben sah! Völlig überzeugt von der Richtigkeit seines Systems und von der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungsweise dachte er nicht daran, auch nur ein einziges seiner Opfer zu beklagen, und schauderte nur vor der Möglichkeit, das Laster könne am Ende doch noch über seine Tugend triumphiren.

Es ist kein Zweifel, daß er der Sittlichkeit die gesammte Cultur zum Opfer bringen wollte. Er ließ am Bürger nichts gelten, als Handarbeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit. Nur beim Naturzustande sah er Heil; alles was darüber hinaus ging, führte in seinen Augen nur zu Reichthum, Luxus, Corruption, zur Ungleichheit der Stände, Aristokratie und Despotie. Nur in diesem Sinne war es möglich, daß sein Freund Couthon den Lyonern sagen konnte: es bedürfe keines Handels und keines Kaufmannstandes. Nur in diesem Sinne konnte sein Freund St. Just (nach Fourcroys Bericht vom 3. Januar 1795) einmal ausrufen, er werde jeden Bauer guillotiniren lassen, der das kleinste Stück Acker auf eine neue, rationelle Art und nicht auf die einfache alte Weise bestelle. St. Just erklärte überdieß, die Hand des Mannes sey nur für den Pflug und für das Schwert geschaffen, jedes andere Gewerbe verwerflich. Das Land solle unter die Familien gleich vertheilt werden und keine solle reicher werden dürfen als die andere. Vier Schaafe auf dem Morgen zu halten gestatte er. Die Ehen verlangte er spartanisch, Kindererziehung durch den Staat.

Die erste Widersetzlichkeit gegen Robespierre begann im Sicher-

heitsausschuß. Derselbe hatte, namentlich auf Antrieb des alten Vadier, einen gewissen Dom Gerle, dem Robespierre ein Bürgerschaftszeugniß ausgestellt hatte, und eine alte Magd, Katharina Theot, verhaften lassen als schwärmerische Sectirer, die in Robespierre einen Propheten Gottes, einen neuen Muhamed erkannten. Robespierre widersprach dieser Verhaftung, konnte aber seine Meinung diesmal nicht durchsetzen, indem auch die Mehrheit im Wohlfahrtsausschuß gegen ihn war. Diese Sache, die er als eine persönliche nicht zu weit verfolgen durfte, ohne sich lächerlich und verdächtig zu machen, ärgerte ihn tief und er blieb seitdem sogar aus dem Wohlfahrtsausschuß weg, war aber desto öfter im Jakobinerclub, den er ganz und ausschließlich beherrschte. Der Gemeinderath unter dem an Paches Stelle gewählten Maire Fleuriot bestand wie das Revolutionstribunal nur aus seinen Creaturen und eben so ergeben war ihm Henriot, Chef der Nationalgarde. Die Pariser Sectionen, aus bezahlten Sansculotten beschickt, bezeigten ihm eine fast andächtige Hingebung, die sich besonders offenbarte, als ein junges Mädchen, Cäcilie Renault, mit einem Messer vor seiner Thür ergriffen wurde und auch eingestand, sie habe ihn tödten wollen. (Gleichzeitig wurde auch auf Collot ein Mordversuch gemacht.) Der Convent bewilligte fortwährend in blindem Gehorsam, was Robespierre, was seine nächsten Vertrauten, St. Just, Couthon, Lebas verlangten. Somit schien ihm die Dictatur nicht entgehen zu können, wenn er darnach gestrebt hätte, und eine kühne und rasche Gewaltthat hätte die wenigen Männer in den Ausschüssen, die sich ihm zu widersetzen gewagt, niedergeschmettert. Aber er wollte wie bisher alles nur auf gesetzlichem Wege, nur durch die Macht der Idee, formulirt in Conventsdecreten durchsetzen. Es war ihm nicht um die Erhebung seiner Person, sondern um den Sieg seines Systems zu thun.

Am meisten schadete ihm, daß er das Revolutionstribunal fortwüthen ließ. Jeden Tag schleppten die Henkerkarren 50—60 oder mehr Unglückliche zum Schaffot. Obgleich bezahlte Weiber, die s. g. Furien der Guillotine, immer noch die armen Schlachtopfer umgaben und verhöhnten, so verringerte sich doch die Zahl der Zu-

schauer bei den Hinrichtungen. Man mußte das Schaffot wiederholt an einem andern Ort aufschlagen, weil der alte durch die Blutlache allzu aufgeweicht war. Die Bürger, an deren Häusern die Henkerkarren vorüberfuhren, verschlossen ihre Läden und fingen an sich zu beschweren. Der Blutdurst der Pariser war endlich gesättigt.*) Schon am Fest des höchsten Wesens hatten viele tausende sehnlich eine Amnestie und auf Robespierre als einen Erlöser gehofft. Nun sah man in ihm gerade den Haupthenker und weil er der letzte war, in dem alle Macht der Revolution sich concentrirte, schrieb man ihm allein die Hinrichtungen zu, wenn sie auch von andern Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses ausgingen. Die Zahl der Familien, deren Mitglieder schon geopfert waren oder noch im Kerker schmachteten, hatte sich ungeheuer vermehrt und alle sahen in Robespierre ihren Todfeind. Er beging die Unklugheit, das Beil auch über den Häuptern solcher Personen schweben zu lassen, die sehr warme Freunde im Convent hatten. Er hätte jene schonen oder diese mit verderben müssen und zwar ohne Zögern. Die schöne Cabarrus lag in einem Pariser Gefängniß, mit ihr die liebenswürdige Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, Josephine Tacher de la Pagerie, Tochter eines reichen Pflanzers auf der Insel Martinique. Diese jungen feurigen Damen hatten Freunde. Die Cabarrus schrieb einen Zettel an Tallien, worin sie ihm seine Feigheit vorwarf. Er schwur, sie zu retten. Außer ihm gab es noch mehrere andere im Convent, die voraussahen, daß sich das Schreckenssystem doch nicht länger werde halten lassen, und die gerne die Verbrechen, welche sie selbst als Schreckensmänner begangen hatten, dadurch sühnen wollten, daß sie als die ersten auftraten für ein milderes, Ruhe und Vertrauen zurückführendes System. Andere wollten nicht umsonst geplündert haben, sondern ihre Beute fortan mit Sicherheit genießen. An Tallien schlossen sich an Bourdon von der Oise, Barras, Freron,

---

*) Auf einer Karrikatur sah man das ganze französische Volk ohne Köpfe und den Henker im Begriff, sich zuletzt selbst zu köpfen.

Panis, Fouché, Lecointre, alles entschlossene Männer. Sogar Lebon und Carrier gehörten dazu.

Obgleich bisher die wildesten Bergmänner und mitschuldig am Verderben Dantons, der Gironde und der Constitutionellen, konnten sie doch auf den Beistand aller Ueberreste dieser Parteien in der Ebene zählen. Legendre, obgleich hündisch kriechend vor Robespierre, glühte doch, seinen Freund Danton an ihm zu rächen. Endlich war die Mehrheit der Ausschüsse in der Lage, alles gegen Robespierre wagen zu müssen, nachdem sie ihm einmal den Gehorsam verweigert hatten. Unter diesen befanden sich Männer, die durchaus nicht gegen sein System, sondern nur gegen seine Person gestimmt waren, ja die sogar meinten, sein System auch ohne ihn fortsetzen zu können. So Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier, Amar. Auf alle diese Meinungsverschiedenheiten kam es jetzt nicht an, genug, wenn nur so viele Stimmen als möglich im Convent sich in dem Haß gegen Robespierre vereinigten. Wenn man sich übrigens einen klaren Begriff von dem, was damals der Schrecken war, machen will, muß man wissen, daß Tallien auch nachdem er seiner Geliebten schon Rettung geschworen hatte, noch in einem feigen Briefe Robespierre um seine Gunst anflehte, daß Fouché vor Robespierre niederträchtiger als irgend einer kroch und sich um eine Tochter des Tischlers bewarb, bei dem Robespierre wohnte, weil es hieß, dieser selbst werde eine andere Tochter desselben heirathen (Robespierre aber bezeigte ihm die tiefste Verachtung und stieß ihn aus dem Jakobinerclub als einen „elenden Betrüger" aus); und daß Barrère zweierlei Berichte in der Tasche führte, um, je nachdem die Entscheidung ausfiel, Robespierre oder seine Gegner zur Guillotine zu schicken. In seiner geraden Weise verlangte St. Just schon am 2. Thermidor (20. Juli) für Robespierre, als den allein Tugendhaften, die Dictatur. Man kam aber vor Zank zu keinem Entschluß. Den eigentlichen Kampf eröffnete erst Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) mit einer langen Rede im Convent, in der er nicht einen einzigen Namen nannte, aber so viele Mitglieder des Convents und der Ausschüsse als verdorbene Menschen bezeichnete, die man zum Wohl der Republik aus-

rotten müsse, daß außer seinen nächsten Vertrauten kaum Einer übrig blieb, der sich nicht hätte getroffen fühlen können. Er vermehrte dadurch die Zahl seiner Feinde. Hätte er nur wenige genannt, man hätte sie ihm in der Angst wahrscheinlich zum Opfer gebracht. Da aber der Verdacht über allen schwebte, einigten sich alle zur verzweifelten Nothwehr. Man begreift kaum, wie er so unverständig verfahren konnte. Er sprach seine letzten Gedanken in den Worten aus: „Wenn ich die Menge der Laster sah, welche der Strom der Revolution vermengt mit den Bürgertugenden dahinrollte, so fürchtete ich in den Augen der Nachwelt durch die unreine Nachbarschaft der Ruchlosen besudelt zu werden, die sich unter die wahren Freunde der Menschheit eindrängten." Je begründeter diese seine innerste sittliche Entrüstung war, um so weniger hätte er Gehör von denen verlangen sollen, die er anklagte. Er mußte, wenn er siegen wollte, den Convent von außen sprengen, seine Feinde weder anreden, noch viel weniger zur Antwort kommen lassen, sondern sie, wie auch St. Just ihm immer anrieth, durch eine rasche That zermalmen. Er formulirte seinen Antrag zuletzt dahin, der Convent und die beiden Ausschüsse sollten von den schlechten Elementen gereinigt werden, die sich darin befänden. Er muthete also dem Convent zu, sich selber das Todesurtheil zu sprechen.

Eine bange Stille folgte seiner Rede. Endlich schlug einer den Druck derselben vor. Wurde dieser genehmigt und die Rede, als vom Convent gebilligt, in die Departements versandt, so konnte Robespierre die einzelnen Opfer nennen und der Convent sie nicht mehr verweigern. Die Muthigsten verlangten, man solle, bevor man den Druck beschließe, erst überlegen, darüber debattiren. Der alte Vadier meinte es schlau anzufangen, wenn er die Katharina Theot wieder aufs Tapet bringe. Aber alle überraschend unterbrach ihn einer der wenigen ehrlichen Männer der Versammlung, von dem es niemand erwartet hätte, Cambon, der die Finanzen leitete, und sprach: „Es ist endlich Zeit die ganze Wahrheit zu sagen. Ein einziger Mann will hier den Herrn spielen und euern Willen fesseln, und das ist Robespierre." Robespierre kam dadurch in sichtbare

Verlegenheit und Billaud-Varennes erhob sich mit Kraft, andere folgten. Man schrie, Robespierre solle die Namen nennen. Aber er weigerte sich und ging weg, um im Jakobinerclub sein Herz auszuschütten. Hier las er die lange Rede noch einmal und klagte, er werde wohl wie Sokrates den Giftbecher leeren müssen. Ich trinke ihn mit dir, rief David (that es jedoch nicht). Mit so unnützen Reden verlor der gefürchtete Mann die Zeit, während Tallien, Bourdon ꝛc. sich vervielfältigten, um alle Parteien des Convents gegen ihn zu vereinigen.

Umsonst rieth man Robespierre, nicht in den ihm so feindlich gesinnten Convent zu gehen, ohne daß er vorher die kühnsten seiner Gegner habe verhaften lassen. Er blieb steif auf dem gesetzlichen Wege und begab sich am folgenden Tage, dem berühmten 9. Thermidor (27. Juli) in den Convent, um durch St. Just seine Forderung von gestern wiederholen zu lassen, immer noch hoffend, durch Schrecken eine Mehrheit von Stimmen zu erzwingen. Aber St. Just konnte nicht einmal zu Worte kommen. Tallien unterbrach ihn und verlangte, der Schleier solle ganz zerrissen werden. Billaud-Varennes rief der Versammlung zu, jetzt sey der Augenblick gekommen, sie werde untergehen, wenn sie schwach sey. Ihm antwortete lauter Beifall. Collot d'Herbois, damals präsidirend, gab weder St. Just, noch Lebas, sondern nur den Feinden Robespierres das Wort. Da stürzte Robespierre selbst auf die Rednerbühne, aber Tallien, der darauf stand, stieß ihn zurück, und von allen Seiten schrie man: nieder mit dem Tyrannen! Alle seine Anstrengungen waren umsonst, so oft er reden wollte, übertönte ihn dasselbe Geschrei. Dennoch wich er nicht, sondern blieb mit gekreuzten Armen, bleich und wuthzitternd auf den Stufen der Rednerbühne stehen, während einer seiner Feinde nach dem andern dieselbe bestieg und ihn anklagte, Wahrheit mischend mit Verleumdung. Nachdem er wiederholt und immer wieder vergebens das Wort verlangt, verließ er den Platz, an dem er wie an einem Schandpfahl gestanden, eilte auf den Berg und beschwor seine alten Anhänger, nicht abzufallen; aber alles wandte sich von ihm weg. Er eilte zur Ebene: „ihr reinen

Männer, ich flüchte zu euch!" aber auch hier stieß man ihn zurück. Er stürzte wieder zur Tribüne: „Präsident von Mördern, wirst du mir das Wort geben?" aber er erhielt es nicht, seine Stimme wurde heiser und versagte ihm. Dantons Blut erstickt dich, rief Legendre. Da alles gegen ihn war, verfügte man zuerst, um die bewaffnete Macht zu lähmen, Henriots Verhaftung, dann die Robespierres, Couthons, St. Justs. Ich will mich nicht zur Schande eures Decrets gesellen und verlange auch meine Verhaftung, rief Lebas. Ich habe die Tugend meines Bruders getheilt, ich will auch sein Schicksal theilen, rief der jüngere Robespierre. Die Geächteten wurden sogleich abgeführt. „Die Räuber triumphiren," sagte Robespierre schmerzlich.

Auf den Straßen von Paris war viel weniger Bewegung, als man hätte erwarten sollen. Der Convent hatte nur die Furchtsamen in der Stadt zu seiner Partei, die sich nicht hervorwagten. Robespierre hatte die damals allein herrschende und bewaffnete Partei für sich, wollte aber keine ungesetzliche Insurrection. Wie gewöhnlich bewegten sich an diesem Morgen die Henkerkarren zum Richtplatz, mit 45 Opfern. Ein schwacher Ruf nach Gnade ließ sich hören, aber Henriot erschien und die Unglücklichen wurden geköpft, unter ihnen der junge Dichter André Chenier. Henriot wurde zwar, total betrunken, von Anhängern des Convents verhaftet, aber von den seinigen wieder befreit. Auch Robespierre und alle seine Mitgefangenen wurden frei gemacht und rathschlagten im Stadthause mit dem Gemeinderath und Henriot. Alle riethen, den Convent zu stürmen und Robespierre zum Dictator auszurufen. Dieser aber wies alles ab, weigerte seinen Namen herzugeben, unterschrieb nicht, ja beharrte sogar dabei, sich als Gefangenen zu betrachten. Noch weniger war der elende Henriot zu einem großen Unternehmen geeignet. Er machte zwar einen Angriff auf die Tuilerien, aber seine Kanoniere kehrten die Stücke um. Von nun an war Robespierres Sache verloren. Henriot hatte zwar vor dem Stadthause einen Haufen versammelt, war aber schon wieder betrunken und verweilte zu lange bei den Berathungen, anstatt durch die Straßen zu reiten

und die ihm ergebenen Sectionen zu sammeln. Unterdeß schritt der Convent selbst zum Angriff vor, begünstigt von der Nacht. Legendre jagte den Jakobinerclub auseinander, und Barras, dem die Hauptführung anvertraut war, hatte zwar nur eine geringe Macht, aber sie reichte hin, das nach und nach vom Pöbel verlassene Stadthaus zu umzingeln und in demselben das ganze Hauptquartier Robespierres aufzuheben. Lebas erschoß sich, nachdem er Robespierre die zweite Pistole gereicht hatte. Dieser führte sie mit unsicherer Hand und zerschmetterte sich nur die Kinnlade*), sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster und brach beide Beine. Henriot wurde von seinem Gefährten Coffinhal aus Wuth (weil seine Besoffenheit und Unfähigkeit an allem Schuld war) aus dem Fenster gestürzt, fiel in einen Kloak, schlug sich ein Auge aus und brach beide Beine. Aber sie alle wurden nebst dem ganzen Gemeinderath gefangen genommen. Man wollte Robespierre in den Convent tragen, der es aber mit lautem Geschrei abwehrte: „hinweg, rief Thuriot, mit dem Aase des Tyrannen, das uns nicht verpesten soll.“ Man brachte ihn auf einen großen Tisch in einem Vorsaal des Convents, wo er den ganzen Morgen liegen blieb. Eine Menge Menschen drängte sich ihn zu sehen und ihm Verwünschungen zuzurufen. Er aber schloß die Augen und regte sich nicht, außer wenn er sich das Blut an seinem schlecht verbundenen Kinne trocknete. Ein gemeiner Mann, der ihn lange betrachtete, rief ihm endlich mit Entsetzen zu: „ja, Robespierre, es gibt einen Gott!“ Nachmittags kam er mit seinem ganzen Anhang vor das Revolutionstribunal, wo sein alter Scherge Fouquier-Thinville ihn anklagen und richten lassen mußte. Noch an demselben Abend wurden alle auf Karren gepackt und zur Guillotine geführt,

---

*) Der Gensdarme Medal behauptete später, den Schuß auf Robespierre gethan zu haben, eine späte und vereinzelte Nachricht von sehr zweifelhafter Art, da der Selbstmordsversuch der andern Gefangenen und die einstimmige Meinung der damaligen Zeit vielmehr darauf hinweisen, daß auch Robespierre das tödtliche Werkzeug selbst gegen sich gerichtet habe.

umheult vom Pöbel. Der Zug wurde absichtlich an Robespierres Haus vorübergeführt und hielt hier an. Der Pöbel tanzte wie wahnsinnig eine Carmagnole, während Robespierre den letzten schmerzlichen Blick auf das gastliche Haus des Tischlers Duplay warf, der, nachdem sein armes Weib schon von wüthenden Weibern in Stücke zerrissen worden war, mit seinen Kindern gleichfalls geköpft wurde. Der Karren Robespierres gewährte einen gräßlichen Anblick. Er selbst hatte das Gesicht halb mit dem blutigen Tuche verhüllt und seine sonst so sorgfältige weißgepuderte Frisur und das blaue Kleid, das er wie am Fest des höchsten Wesens trug, waren mit Blut beschmutzt. Neben ihm lag der verstümmelte Bruder, der lahme Freund Couthon und der von Koth und Blut triefende Henriot. Nur St. Just hielt sich aufrecht und blickte kalt und mit tiefer Verachtung ins Volk. Ehe es Nacht wurde, lagen alle ihre Köpfe im Sack der Guillotine. Das Volk umher jauchzte, wie es beim Tode des Königs gejauchzt hatte.

Es gab noch Schwärmer, welche in diesem abermaligen Abschlagen vorragender Köpfe nur einen Sieg der Gleichheit erkannten, oder Heuchler, die diese Meinung wenigstens zur Schau trugen. Dieselben Worte, die Robespierre einst dem Fleischer Legendre zugerufen, als dieser Danton vertheidigen wollte: „ist mit dem Namen Danton etwa ein Privilegium verbunden? wir wollen keine Götzen," wurden jetzt auf Robespierre selber angewandt: „es ziemt sich nicht, daß ein Mann sich an die Stelle aller setze." Am schärfsten drückte Carnot diesen Gedanken aus, indem er der Nation wehe zurief, die das Verdienst oder die Tugend irgend eines Bürgers nöthig hätte. Jeder müsse sich für entbehrlich halten, das sey die dem Republikaner nothwendige Bescheidenheit. Indeß konnte sich niemand verhehlen, daß mit Robespierre die Spitze des revolutionären Princips abgebrochen war. Die geringe Unterstützung, die er zuletzt fand, beweist zur Genüge, daß die heiße Blutgier der Pariser sich bereits in Eckel und die Schwärmerei für den unbestechlichen Volksfreund in die Langeweile verwandelt hatte, die seine monotonen Moralpredigten natürlicherweise hervorrufen mußten. Die Freude

war allgemein. Es schien, wie wenn die französische Nation von einem bösen Alp gedrückt gewesen wäre und nun endlich, von ihm erlöst, wieder frei athme. Das Blatt hatte sich gewendet. Die Gefangenen in den Kerkern durften nichts mehr fürchten, tausend Familien jubelten über die endliche Erlösung von jahrelanger Todesangst. Wenn gleichwohl die Guillotine noch einige Zeit in voller Arbeit blieb, so geschah es nur, um die bisherigen Schlächter zu schlachten.

Man hat damals schon die Revolution mit dem Saturn verglichen, der seine eigenen Kinder fresse. Jede Partei, jeden vorragenden Mann, den sie eine Zeitlang in die Höhe gehoben und dem sie die Macht in die Hände gelegt, verschlang sie wieder, gleich wie ein stürmisches Meer eine Welle um die andere verschlingt, bis alle ruhen.

Robespierre hatte die Forderungen an die Moral aufs unnatürlichste überspannt. Daß er zu diesem Extreme gelangte, wird zum Theil entschuldigt durch die vorangegangene Immoralität des alten Hofes und durch die empfindsame Modephilosophie, die seit Rousseau in Aufstellung von Menschheitsidealen gewetteifert hatte. Allein indem er die sittliche Reinigung der Gesellschaft bis zur wahnsinnigsten Henkerlust trieb, rechtfertigte und beschleunigte er die Reaction des Natürlichen gerade in der unsittlichen Richtung. Dem eisernen Tugendgebot der Guillotine glücklich entronnen, glaubte sich jedermann seines Lebens doppelt freuen zu müssen, und der Eckel an einer so blutigen Tugend machte die Wollust doppelt süß und entschuldbar. Die Menschen, die sich von nun an der Leitung der Republik bemächtigten, waren meist im Privatleben sinnlichen Vergnügungen ergeben und in den öffentlichen Geschäften praktisch wie Dumouriez, die bisherige Schwärmerei und Systemsucht von sich weisend. Es handelte sich nicht mehr um Verfassung und Recht, sondern nur noch um Besitz und Macht. Die Abspannung im Volk und die Reaction der bisher unterdrückten Partei erfolgte so rasch, daß man wenig Mühe gehabt haben würde, an der Verfassung und den darin garantirten Volksrechten noch viel mehr zu kürzen, als

wirklich geschah. Nur das Interesse derer, die in der Revolution compromittirt oder durch sie zu Ansehen und Besitz gelangt waren, hielt die Republik noch aufrecht, für die seit Robespierres Tod keine reine Begeisterung, kein tiefer und unerschütterlicher Glaube mehr vorhanden war.

Robespierre hatte Recht, wenn er ausrief: „die Räuber triumphiren." Die Männer, die ihn stürzten und nach ihm zur höchsten Gewalt gelangten, verdienen großentheils diesen Namen, denn auf sein grausames Tugendsystem ließen sie ein schamloses Raubsystem folgen. Es ist charakteristisch, welcher Mittel sie sich bedienten, um Robespierre, dessen Tugend doch ein Vorwurf für sie war, als eben so lasterhaft darzustellen, wie sie selbst waren. Er und sein Bruder, beide starben in Armuth. Billaud-Varennes beschuldigte ihn und Dumont seinen Bruder der Unterschlagungen und Spitzbübereien. Merlin von Thionville rief mit affectirter Entrüstung aus, „der Papst und Minister Pitt seyen in Verzweiflung über Robespierres Tod," als ob er von denselben bestochen gewesen wäre. Am schamlosesten benahm sich Carrier, der bei Robespierres Hinrichtung sich vordrängte und am lautesten jubelte. Er wollte dadurch seine eigene Schuld maskiren.

Von nun an traten die Deputirten der Ebene im Convent wieder in die erste Reihe. Die lange stumm gesessen, nahmen jetzt das Wort; die zitternd unterworfen gewesen, wurden die herrschende Mehrheit, und an sie schlossen sich alle die Männer an, die der Greuel müde wieder Ruhe und Vergessenheit ihrer eigenen Sünden suchten. Man nannte diese ganze große Partei nach dem Tage, an welchem sie gesiegt hatte, die Thermidorpartei, im Gegensatz gegen die Reste des Berges, die am bisherigen Schreckensystem festhalten wollten und deßhalb die Terroristen hießen. Unter den ersteren ragten hervor Siéyes, Gregoire, Thibaudeau, Boissy d'Anglas als alte Constitutionelle oder Gemäßigte, Tallien, Freron (früher wüthender jakobinischer Libellist), Legendre, Barras, Lecointre, Dubois-Crancé, Bourdon von der Oise, Aubry, Merlin von Thionville, Merlin von Douai, Rewbel, Cambacérès als neue Gemäßigte

und Ueberläufer vom Berge. Unter den Terroristen: Billaud-Varennes, Collot, Barrére, Vadier, Amar, Cambon, Carnot, Robert Lindet, Jean Bon St. André, Prieur von der Marne und von der Cote d'or, Fouché 2c.

Die Reaction war thatsächlich, es handelte sich nur davon, wie weit sie gehen sollte? Die rückläufige Bewegung mußte langsam eine Station nach der andern, welche die vorwärtsstrebende erreicht hatte, wieder zurückmessen.

Zunächst wurden in den Sturz Robespierres seine bisherigen Getreuen, der gesammte Gemeinderath von Paris und seine nächsten Freunde im Jakobinerclub mit hineingerissen. In den nächsten Tagen nach seinem Tode fielen noch etwas über hundert Köpfe derselben. Dann wurde man milder. Erst im Herbst begannen neue Anklagen gegen die berüchtigtsten Terroristen, wie Carrier, Lebon, Fouquier-Thinville 2c., aber noch wurde ihre Verurtheilung verschoben. Dagegen wurde an den 12,000 Verdächtigen, welche bisher die Kerker von Paris anfüllten, verschwenderisch Gnade geübt. Namentlich der Fleischer Legendre glaubte in einem Uebermaß von Wohlwollen nicht genug Freilassungen verfügen zu können, so sehr drängte es ihn, wieder gut zu machen, was er gesündigt. Der scheußliche Schuster Simon war schon (was eine nicht geringe Aufmerksamkeit der Thermidoristen auf diesen Gegenstand bewies) am gleichen Tage mit Robespierre geköpft worden, und der junge König Ludwig XVII. bekam von Stund an bessere Pflege, allein seine Natur war schon zerrüttet, er siechte fort und starb am 8. Juni 1795.

Tallien führte seine schöne Geliebte aus dem Kerker und machte mit ihr ein großes Haus. Ebenso Barras, der mit der Wittwe Beauharnais in vertrautestem Verhältniß stand, deßgleichen die schöne Julie Recamier. Man nannte diese neuen eleganten Cirkel nur **salons dorées**. Hier bildete sich ein neues, freilich sehr sonderbares Ritterthum, einer Heiligen, wie die Madame Tallien, die man **Notre dame du Thermidor** nannte, angemessen, die s. g. **jeunesse dorée** (die Goldjungen). Freron spielte jetzt an ihrer Spitze den

Stutzer, erwarb sich aber das Verdienst, sie als ein allezeit schlagfertiges Heer gegen die Jakobiner zu organisiren. Sie führten dicke Knotenstöcke mit Stiletten und schlugen sich fast jeden Tag mit dem Pöbel herum, der auf einmal den Muth verloren zu haben schien. Der Convent verfehlte nicht, die 40 Sous, die man bisher den Sansculotten als Tagelohn für ihre Anwesenheit bei den Sectionen bezahlt hatte, zu streichen und die Sectionsversammlungen überhaupt auf die Decadentage zu beschränken. Als die Prügeleien immer ärger wurden und die Goldjungen Meister waren, wurde endlich am 12. November der Jakobinerclub förmlich und für immer geschlossen. Dem entsprach eine ausgebreitete Wirksamkeit der gemäßigteren und gebildeteren Presse, die über die schmutzige und blutige der Sansculotten triumphirte. Im Gegensatze gegen die Marseillaise, die das Lied der Sansculotten blieb, sang die goldene Jugend ein neues contrerevolutionäres Lied (le réveil du peuple).

In dieser Periode trat zugleich in Paris eine merkwürdige Veränderung in den Sitten und Trachten ein, die sich auch alsbald nicht nur über Frankreich, sondern über ganz Europa ausbreitete. Wie erbittert auch noch die coalisirten Mächte gegen die französische Republik kämpften, so war doch die Gewohnheit, alle Pariser Moden nachzuahmen, schon zu tief eingewurzelt, als daß nicht die Feinde Frankreichs sie jetzt wie früher adoptirt hätten. Die Vernichtung des Hofes und der Aristokratie, die Herrschaft des Sansculottismus, die Angst, mit der selbst die reicheren und gebildeteren Bürgerclassen die einfachen und nachläßigen Manieren des gemeinen Volkes in Paris affectirten, hatte mit der feineren Galanterie auch die künstliche, mühevolle und kostbare Toilette der früheren Zeit verschwinden gemacht. Man hatte keine Zeit und keine Diener mehr, sich frisiren zu lassen. Die neue Gesellschaft, die sich nach dem Thermidor zu bilden anfing, ging hauptsächlich aus Jakobinern hervor, die sich bereichert und bekehrt hatten (wie Tallien, Barras), wozu sich bald darauf auch die glücklichen Generale gesellten. Diese nur durch das Interesse des Augenblicks zusammengeführten Cirkel waren

äußerlich noch vom Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beherrscht. Die Freude, endlich der Todesfurcht, dem Schmutz der Kerker, dem Maximum, dem schwarzen Brod entronnen zu seyn, erhöhte die Lebenslust und nahm etwas Bachantisches an. Paris wimmelte von Tanzplätzen, auf denen man sich von der Schreckenszeit erholte. Die durch die Hinrichtungen am tiefsten in Trauer versetzten Familien suchten sich hier, die aufblühenden Söhne und Töchter der Gemordeten übten in ihrer Trauertracht eine Anziehungskraft auf einander, die den Schmerz einiger Jahre durch die wildeste Aeußerung des unverjährbaren nationalen Frohsinns rächen zu wollen schien. Die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander waren nie freier gewesen. Die Kirche existirte nicht mehr. Ehen wurden geschlossen ohne Trauung, unzählige Kinder blieben ohne Taufe.

Nach dem Vorgange des Goldjungen Frerons ließen die Herren Puder, Frisur, Haarbeutel verschwinden und trugen ihr natürliches Haar, anfangs **à la victime** lang und kettenartig geflochten, dann vorn, über der Stirn kurz abgeschnitten. Der dreieckige Hut machte definitiv dem runden Platz. Der Frack schob sich lächerlich hinauf, mit hohem Stehkragen und einer sehr kurzen Taille. Hals und Kinn steckten iu einer ungeheuren Cravatte. Auch die seidenen Strümpfe und Schnallenschuhe verschwanden und machten langen Beinkleidern Platz, über welche Stiefel mit glänzenden Stiefletten gezogen wurden. Einen solchen neumodischen Stutzer nannten die Alten mit Recht einen incroyable. — Die Damen nahmen nach dem Vorgang der Madame Tallien und der Vernunftgöttinnen die leichte antike Tracht an. Vom Kopf verschwanden Puder, Frisur und Hauben. Man flocht das Haar nach dem Muster griechischer Vasenbilder und wand diademartig Bänder hinein. Auch die Schnürleiber verschwanden. Ein nur zu leichtes, im Sommer oft nur aus Flor bestehendes Kleid enthüllte den Leib mehr, als es ihn bedeckte. Busen und Arme blieben entblößt, auch ein Bein mußte durch das hochaufgeschürzte Kleid hervorblicken. Die Füße glänzten

in goldenen Sandalen *). — Einer nicht minder durchgreifenden Erneuerung unterlagen die Möbeln. Dem älteren Hofgeschmack, den man jetzt Rokoko nennt, entsagend, ließen die reichen Parvenus der Revolution ihre Hotels und Landhäuser mit Geräthschaften anfüllen, die sämmtlich antiken Mustern entlehnt waren.

Im Winter gedieh die Contrerevolution schon so weit, daß die Freilassung aller noch lebenden Girondins vom Convent beschlossen wurde, 7. Dez. Bald darauf wurde Carrier, trotz der angestrengtesten Bemühungen seiner Partei, ihn zu retten, auf das Blutgerüst geführt, 16. Dez. Eine Anzahl Nanteser, die er nach Paris ins Gefängniß geschickt hatte, waren seine Ankläger, und die bei diesem langen Prozeß auftretenden Zeugen sagten die entsetzlichsten Dinge über ihn aus. Am Jahresende wurden in Paris die Büsten Marats zerschlagen und das Maximum abgeschafft, 23. Dez. Am Todestage des Königs, 21. Januar 1795, wurde eine Puppe, die einen Jakobiner in rother Mütze darstellte, als Symbol der Revolution öffentlich verbrannt, und dabei eine Rede gehalten, die den Jakobinismus beschuldigte, der Nation keineswegs die Freiheit, sondern die tiefste Sklaverei gebracht zu haben. Die Asche wurde sodann in einen Topf gefaßt und zu einer Kloake getragen, auf der geschrieben stand: Pantheon der Jakobiner. Am 21. Februar decretirte der Convent die Freiheit des Gottesdienstes nur mit der Einschränkung, daß der Staat keine Gebäude oder Geld dafür her-

---

*) Madame Tallien erfand auch bereits die aristokratische Tracht der s. g. Merveilleuses, wodurch die Gemahlinnen der Directoren und Machthaber sich auszeichneten: lange purpurne Roben mit goldgestickten Palmen, das geflochtene Haar funkelnd von Juwelen, an den Füßen fleischfarbene Strümpfe mit durchsichtigen Zehen, an denen Brillantringe strahlten. Nach so vielem Morden gewann das neue Leben Werth, daher trugen sich die Damen in guter Hoffnung mit besonderem Stolz, oder wurden die ehemaligen culs de Paris nach vorn versetzt. Damit hing auch die Lieblingsattitude zusammen, in welcher die Damen ihr dünnes Kleid durch einen Griff im Rücken anzogen, damit das Kleid den Vordertheil des Leibes völlig faltenlos zeige.

geben und keine Priester sich öffentlich in Priesterkleidung sehen lassen oder außerhalb der zum Gottesdienst bestimmten Häuser eine Ceremonie vornehmen sollten. Man wollte den Altgläubigen einen stillen Winkel zu ihrer Andacht lassen, widmete sich aber zugleich einer neuen Organisation des Schulwesens in demokratischem Sinne, um durch philosophische und republikanische Erziehung die ehemals mit der Kirche verbundene Schule zu ersetzen und die christlichen Sympathien allmälig zu verdrängen. Denn auch die politisch Gemäßigten, selbst zum Royalismus neigenden, blieben damals doch noch sehr zähe bei ihrer philosophischen Kirchenverachtung. — Am 7. März schickte die Stadt Lyon eine schwere Anklage gegen Collot d'Herbois ein, wegen der von ihm in Lyon begangenen Greuel. Auch gegen Billaud, Vadier und Barrère erhoben sich schon grollende Stimmen, doch kam es noch zu keiner gerichtlichen Vorladung. Am 8. März wurden die 73 Girondins mit den Resten derer, die dem Tod entronnen, Isnard, Lanjuinais, Louvet &c. wieder in den Convent eingeführt. Als sich Widerspruch erhob, sagte Chenier: „warum fanden sich nicht Höhlen, tief genug, um dem Vaterlande Condorcet und Vergniaud zu erhalten? warum hat eine gastfreie Erde nicht mehr von jenen berühmten und unglücklichen Opfern uns zurückgegeben?" — Die gefährdeten Häupter des Berges sahen ihren Untergang vor Augen, wenn sie nicht handelten. Der um seine Vorrechte, um seinen Sold gebrachte und von den Goldjungen gezügelte Pöbel war sehr erbittert. Nach Aufhebung des Maximum hielten die Wucherer das Getreide zurück. War nun auch bei der Sorgfalt des Boissy d'Anglas, der diese Angelegenheit leitete, keine Hungersnoth zu fürchten, so nahm doch der Pöbel die Miene an, als sey dieselbe wieder vor der Thür, nur um einen Vorwand zur Unruhe zu haben. Die meist von ihm bewohnten Vorstädte St. Antoine und St. Marceau setzten sich in Insurrection und zogen, die Weiber (die jetzt s. g. Wittwen Robespierres) wieder voran, gegen den Convent mit dem Geschrei: „Brod und die Constitution von 1793." Die Verfassung war nämlich zwar verkündigt, aber immer noch nicht ins Leben getreten. Die

provisorische Dictatur Robespierres und des Berges hatte man sich gefallen lassen, eine der Gemäßigten wollte man nicht. Deshalb drang man so sehr darauf, die Verfassung solle jetzt endlich einmal eine Wahrheit werden. Da sie, wie wir oben sahen, eine durchaus demokratische war, so mußte sie auch, sobald sie eingeführt war, dem Pöbel sein Uebergewicht in den Urversammlungen wieder sichern.

Nachdem man schon mehrere Tage hindurch tumultuirt, drang der Schwarm am 1. April in den Convent ein, der aber Muth behielt und mitten im Lärmen die bereits verhafteten Häupter der Terroristenpartei (Billaud, Collot, Barrère und Vadier) zur Deportation nach Cayenne verurtheilte. Die beiden letzteren entkamen. Zugleich wurde gegen viele andere Verhaftung decretirt und zum erstenmal ein aus dem Lager zurückgekehrter General mit Linientruppen zur Bändigung des Pöbels verwendet. Das war Pichegru, der schnell Ruhe und dem Convent unbedingten Gehorsam verschaffte. Nun folgten weitere Acte der Contrerevolution Schlag auf Schlag, die Deportirung Cambons, Maignets, Levasseurs und anderer Bergmänner (17. April), Aufhebung der Confiscationen, die Hinrichtung Hermanns, Fouquier-Thinvilles und noch 13 anderer Mitglieder des Revolutionstribunals (7. Mai). Aber der wüthende Pöbel wagte noch einmal einen großen Aufstand am 20. Mai, drang abermals in den Convent ein, bedrohte den mit dem festesten Muth aushaltenden Präsidenten, Boissy d'Anglas, stundenlang mit dem Tode, tödtete den Abgeordneten Féraud wirklich und steckte dessen Haupt auf eine Pike. Aber Legendre rückte mit der wiederhergestellten Nationalgarde heran und machte den Convent abermals siegen. Die Folge davon war die Verhaftung weiterer Bergmänner im Convent und endlich auch die Reinigung der Galerien. Es sollte kein Weib mehr den Conventssitzungen anwohnen, außer in Gesellschaft eines Mannes und mit einer Einlaßkarte versehen. Als die Insurgenten gleichwohl noch einen Versuch machten, den noch nicht verhafteten Cambon zum Maire zu erheben, und als der zum Tode verurtheilte Mörder Ferauds befreit

wurde, schritt General Menou wieder mit Linientruppen ein und entwaffnete die Vorstädte. Alle Häupter des Berges, so weit sie nicht geflohen waren, wurden deportirt, auch Carnot nur verschont, „weil er den Sieg organisirt hatte." Das Revolutionstribunal hörte für immer auf und wurde durch Militärcommissionen ersetzt. Die Guillotine brauchte man nur noch für die scheußlichsten Verbrecher. Die nobleren wurden deportirt. Zu den ersteren gehörte Lebon. Sechs terroristische Conventsmitglieder, die bisher nur in zweiter Reihe gestanden (Romme, Goujon, Duquenois, Duroi, Bourbotte und Soubrany) sollten am 17. Juni geköpft werden, durchstachen sich aber alle zuvor einer nach dem andern mit demselben Messer. Auch Fouché wurde verhaftet.

Da die Contrerevolution in dem Maaß, in welchem sie in Paris vorschritt, auch den Emigrirten und dem Ausland Hoffnungen weckte, müssen wir, ehe wir ihre Katastrophe schildern, den Blick auf die Grenzen werfen.

Pichegru mit der Nordarmee hatte im Herbst 1794 die Engländer unter York nach Holland hineingetrieben, war aber durch die große Erschöpfung seines Heeres und durch die rauhe Jahreszeit verhindert worden, ihnen weiter zu folgen. Indeß verkehrte er viel mit den Unzufriedenen in Holland, mit den s. g. „Patrioten," die noch äußerst erbittert waren über das frühere Einschreiten Preußens zu Gunsten des Erbstatthalters. An der Spitze dieser Partei stand der General Daendels, der Holland mit Hülfe der Franzosen demokratisch machen wollte. Die Strenge des Winters selbst lud die Franzosen ein, indem sie über die gefrornen Kanäle und Flüsse leicht vordringen konnten, was im Sommer nicht möglich gewesen wäre. Daher brach Pichegru mit seinem ganzen Heer am 27. Dezember auf, setzte über die Maas und über die Waal und jagte Engländer und Oesterreicher vor sich her, die zu schwach waren, ihm zu widerstehen. Die damals im Eis eingefrorenen englischen Schiffe wurden alle von den Franzosen genommen, 190 allein bei Bommel, 22 mit Artillerietransporten bei Rotterdam, 200 an andern Punkten. Die holländischen Schiffe erlitten das nämliche Loos. Erst am 8. Ja-

nuar wagte die englisch-österreichische Armee unter General Wallmoden wieder vorzugehen, wurde aber bei Arnheim geschlagen und wich nach Westphalen zurück. Der alte Haß der Holländer gegen die Engländer erwachte. In Zütphen ließ man die verhungernden und kranken Engländer nicht ein. Die Verwirrung war grenzenlos. Der Erbstatthalter floh nach England, aber viele seiner Anhänger wurden in Amsterdam vom Volke zurückgehalten und Pichegru jubelnd begrüßt, als er dort seinen Einzug hielt, 19. Januar. Die Generalstaaten setzten am 26. im Haag den Erbstatthalter ab.

Ihre Freude wurde aber sehr getrübt durch die Conventsdeputirten Siéyes und Rewbel, die Holland als Bezahlung für die französische Hülfe 100 Millionen Gulden abpreßten. Auch blieb ein französisches Heer in Holland stehen, dessen Flotte sich mit der französischen vereinigen mußte. Maestricht und Venloo mit Holländisch-Flandern wurden damals schon ganz zu Frankreich geschlagen. Der Rest von Holland erhielt den Namen der batavischen Republik nach dem Muster der französischen. Die Engländer entschädigten sich durch Wegnahme der holländischen Colonien, die sie nicht etwa dem Erbstatthalter überließen, sondern für sich behielten. Man sagte damals von ihnen mit Recht, sie gleichen dem Freunde, der bei einem Brande stiehlt, während er die Miene annimmt, als wolle er löschen helfen. Der König von Preußen, der früher in Holland so energisch aufgetreten war, hätte Pichegru leicht vertreiben können, ließ diesen gewähren und verbot sogar jede oranische Zusammenrottung an den Grenzen, als der Erbstatthalter werben ließ, um Holland wieder zu erobern.

Die österreichischen Niederländer wurden schwer geprüft. Schon am 13. Dezember 1792 war unter Dumouriez alles Staats-, Kirchen-, Corporations- und Gemeindeeigenthum in Belgien unter französischen Schutz gestellt, d. h. für gute Beute erklärt worden. Im Frühjahr 1793 wurden die Bürger gezwungen, die Einverleibung ihres Landes in die französische Republik zuzugeben. Französische Soldaten ertrotzten die Abstimmung mit dem Bajonet. In dem volkreichen Gent stimmten nur 150 Menschen, darunter 59 aus dem Zuchthaus be-

freite. Viele Städte protestirten, aber vergebens. „Wie kann uns Frankreich, indem es uns die Freiheit zu bringen vorgibt, dieselbe nehmen?" schrieb die Stadt Brüssel unter dem Präsidenten Dotrenge.

„Jedes freie Volk gibt sich selber Gesetze und empfängt sie nicht von einem andern," schrieb die Stadt Antwerpen unter dem Präsidenten van Dun. „Ihr raubt uns nicht nur das öffentliche, sondern auch das Privatvermögen, was unsere früheren Despoten nie gethan haben," schrieben die Stände von Hennegau.

Ueberall, wohin die Franzosen kamen, raubten sie alles Staats- und Kircheneigenthum, verjagten den Adel, brandschatzten die reichen Bürger, plünderten selbst das Gemeindegut, verkauften z. B. Wälder und machten alles zur Beute und durch Verkauf an Juden und Judengenossen zu Geld. In Lüttich wurde am ärgsten gewüthet, weil hier das Volk lange von seinem Fürstbischof Constantin Franz mißhandelt worden war. Dieser Bischof hatte enorme Einkünfte von dem Bade Spaa, wo sich die lüderlichsten Hazardspieler Europas zu versammeln pflegten. Dagegen hatte sich das Volk erhoben, war aber durch preußische Truppen, auf des Bischofs Requisition, unterworfen worden. In dieser Stadt wurden viele Kirchen der Erde gleich gemacht. In Cöln wurden alle Klöster geöffnet, und Reisende fanden hier noch späterhin eine Nonne als berühmte schöne Kellnerin. Trier verlor alle Glocken. Damals begann auch zuerst der Raub der Kunstwerke. Aus Holland wie aus Belgien wurden die kostbarsten Gemälde nach Paris entführt. Eine ungeheure Menge Kunstwerke gingen in den zerstörten Kirchen zu Grunde. Den Brüdern Boisserée in Cöln gelang es später, von den damals aus allen Kirchen zerstreuten Gemälden die herrliche Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde zu retten, die jetzt in München aufbebewahrt sind.

Die Oesterreicher, bereits aus den Niederlanden verdrängt, hielten, nachdem auch das feste Luxemburg am 9. Juni gefallen war, nur noch Mainz. Bayern übergab den Franzosen ohne Noth und im geheimen Einverständniß, die Festungen Düsseldorf und Mann-

heim, von wo aus sie neue Raubzüge machten und Greuel aller Art begingen. Ganze Gemeinden zwischen Main und Lahn flüchteten in die Wälder. Der tapfere Clerfait strafte noch einmal diese Frevel. Er überfiel das französische Belagerungsheer vor Mainz und nahm ihnen 138 schwere Geschütze ab (29. Oct.). Ebenso fiel Mannheim, wo sich die Franzosen schon festgesetzt hatten, wieder in die Gewalt der Oesterreicher nach einem siegreichen Gefechte bei Handschuchsheim und nach einem heißen Bombardement. Von England und Preußen verlassen, ging Oesterreich am 21. Dez. einen Waffenstillstand mit Frankreich ein. Der edle Clerfait, anstatt für seine Leistungen belohnt zu werden, wurde in Ungnade abgedankt, weil er sich mit Recht über die elende Verpflegung der Armee, über die Unterschleife und über Thugut beschwert hatte. Thugut wurde beschuldigt, mit den Juden, welche bei den Lieferungen ungeheuer betrogen hatten, unter der Decke zu stecken.

Preußen schloß aus Gründen, die wir im folgenden Buche erörtern werden, im April 1795 zu Basel mit Frankreich einen Frieden in den auch Hannover, Hessen, ganz Norddeutschland eingeschlossen wurden. Auch Spanien schloß Frieden, die italienischen Staaten (außer Sardinien) knüpften wieder freundliche Beziehungen mit Frankreich an, ebenso Dänemark und Schweden.

Die Engländer setzten den Krieg nur noch zur See fort. Admiral Hotham schlug eine französische Flotte im Mittelmeer, 14. März, Lord Bridgort, eine andere bei l'Orient 23. Juni. Auf den französischen Schiffen befanden sich ganz unfähige Offiziere, bildeten Soldaten und Matrosen politische Clubs und gehorchten gelegentlich nicht. Daher sie durch schlechtes Manövriren immer den Sieg verloren, obgleich sie sich einzeln heldenmüthig schlugen.

Das kleine Emigrantencorps unter Condé hatte sich in den früheren Feldzügen seit 1792 gut gehalten, war aber absichtlich, um seinen Einfluß zu schwächen, getheilt worden, weil Oesterreich und Preußen allein hatten siegen und das künftige Schicksal Frankreichs bestimmen wollen, ohne Einsprache der Emigranten. Jetzt wurde der größte Theil dieses Heeres von England in Sold genommen und

sollte unter d'Hervilly an der Küste der Bretagne landen, um mit den Chouans dieser Provinz und den benachbarten Vendéern die Contrerevolution zu Gunsten Ludwigs XVIII. zu vollenden. Aber es war zu spät. Die Chouans waren immer nur zerstreute Banden und sehr vorsichtig gewesen. Die Vendéer hatten sich schon 1793 erschöpft und führten nur noch einen schwachen Vertheidigungskrieg. Am 3. Januar 1794 wurde die Insel Noirmoutier, die kurz vorher von den Vendéern unter l'Elbée erobert und worin der Commandant der Blauen, Wieland, gefangen und geschont worden war, von den Blauen unter Turreau wiedererobert, worauf der Sieger ohne Gnade alle Gefangenen, den tödtlich krank darniederliegenden Elbée, seine Gemahlin, 1200 Vendéer, einen Theil der unschuldigen Insulaner, ja sogar den armen Wieland erschießen ließ, den letzteren, weil man vorgab, er habe die Insel an die Vendéer verrathen. Vergebens betheuerte der edelmüthige Elbée noch sterbend Wielands Unschuld. Die Hauptmaaßregel des Convents gegen die Vendée wurde jetzt ausgeführt. Man schickte nämlich zwölf s. g. infernalische Colonnen der Republikaner durch ihr Land, welche systematisch alle Einwohner ausrotteten und alle Häuser niederbrannten. Der junge tapfere La Rochejacquelin fiel, die andern Anführer Stofflet und Charette benutzten das nach Robespierres Sturz eingetretene mildere System und schlossen ihren Frieden mit der Republik im Winter auf 1795. Die Emigranten fanden also, als sie im Juli an der Halbinsel Quiberon landeten, nur einige Tausend Chouans unter Puysaye vor. Der letztere wollte allein befehlen und man stritt sich. Ueberdies schloß sie der nach Robespierres Sturz wieder frei gewordene General Hoche mit 10,000 Mann am Landungsplatze ein und machte zugleich ein solches Feuer auf die englischen Schiffe, daß diese sich treulos entfernten und die unglücklichen Emigranten im Stiche ließen. d'Hervilly fiel, Puysaye rettete sich auf ein englisches Schiff. Nur Sombreuil, Sohn des früheren Gouverneurs der Invaliden, kämpfte tapfer fort, bis auch er capituliren mußte, 20. Juli. Hoche hätte den Gefangenen gerne das Leben geschenkt, aber Tallien, der als Conventsdeputirter anwesend und eben damals als Contrerevolutionär

verdächtig geworden war, ergriff diesen Anlaß, um sich rein zu waschen, und ließ 600 Emigranten erschießen, darunter den edlen Sombreuil*) und den Bischof von Dal mit 50 Geistlichen. Die übrigen ließ man unter der Hand frei, ebenso die Chouans. Ein Graf Damas hatte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer gestürzt. Die zweite Abtheilung der Emigranten unter dem Grafen von Artois kam zu spät, um zu helfen, und hielt auf der kleinen Insel Houat nur ein Todtenamt für die Gefallenen. Sein Versuch, bei Noirmoutier zu landen, mißlang, seine Flotte wurde von einem schrecklichen Orkan zum Theil vernichtet.

Eben so traurig war das Schicksal von vierhundert nach Guadeloupe entflohenen Emigrirten, die dort von der republikanischen Partei in einem großen Graben erschossen und dann mit Erde zugedeckt wurden. Auf den Antillen war wilde Bewegung. Die Republikaner behaupteten die Uebermacht mit Hülfe aufgestandener Mulatten und Neger. Auf der Insel Granada wurde der englische Gouverneur Hume mit andern angesehenen Engländern auf Befehl des Mulattengenerals Fidore erschossen. In St. Vincent fielen die wüthenden Karaiben über die Engländer her. — Auch die französischen Flotten waren wieder glücklich. Am 8. October gelang es dem französischen Contreadmiral Richery, bei Cap St. Vincent 30, dem

*) Später wurde ein Brief Sombreuils an den englischen Kriegsminister Windham bekannt, worin der erstere bitter beklagte, daß die Emigrirten von England im Stich gelassen seyen und weder Instructionen, noch Lebensmittel erhalten, die Expedition also unglücklich ablaufen müsse. Windham antwortete nicht. Sheridan sagte im Parlament: „bei Quiberon floß freilich kein brittisches Blut, aber die brittische Ehre blutet aus allen Adern. Es waren mörderische Unternehmungen, die auf den Seelen ihrer Urheber lasten werden.“ Und Fox: „Man sagt, gewisse Cabinetsminister hätten, weil sie sich mit zu viel Emigranten überlastet, dieselben absichtlich aufgeopfert, um sie los zu werden. Ich will es nicht glauben, aber ewiger Schmerz der englischen Nation, wenn sie die Urheber der Expedition von Quiberon nicht wenigstens mit ihrem Tadel bestraft.“

französischen Capitän Moullon, bei Cap Finisterre 18 reiche englische Handelsschiffe wegzunehmen.

Im südlichen Frankreich schritt die Contrerevolution am weitesten vor. Hier bildeten sich bewaffnete Jesus- und Sonnencompagnieen, die im Namen der Religion und des Königs im Frühjahr 1795 unter dem Gesang des réveil du peuple die Terroristen abschlachteten, so 97 in Lyon, 29 in Aix, 47 in Tarascon, 38 in Marseille. Auch hatten sich viele Emigranten eingeschlichen, aber diese Bewegungen erloschen, sobald die Niederlagen der Contrerevolutionäre in Paris bekannt wurden. Die Oesterreicher und Sardinier thaten von Italien aus nichts, um jene Bewegungen im Süden zu unterstützen. Die erstern unter Devins wurden von den Franzosen unter Scherer bei Loano (23. Nov.), die letztern unter Colli bei Garessio (27. Nov.) von den Franzosen unter Serrurier geschlagen.

Auch nach Paris hatten sich viele Emigranten heimlich zurückbegeben und waren nicht verhaftet worden. Sie träumten schon von einem leichten Siege der königlichen Partei, die aristokratische Vorstadt St. Germain füllte sich wieder mit vornehmen Bewohnern und glänzenden Equipagen. Madame Staël eröffnete den ersten aristokratischen Salon. Die goldene Jugend trug ungenirt die grünen Rockaufschläge der Chouans. Pichegru, als Eroberer Hollands und Besieger des Pöbels in Paris, damals der angesehenste General, ließ sich in heimliche Verbindungen mit Condé ein. Aber die Mehrheit des Convents hing entweder aufrichtig der Republik an oder hatte wenigstens keine Lust, die Macht, die sie einmal besaß, abzutreten. Viele fürchteten, wenn das Königthum wieder eingeführt würde, noch wegen ihrem Antheil an der Revolution zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Convent beschloß daher, der Contrerevolution einen Damm zu setzen. Louvet war es, welcher das Signal dazu gab, indem er ausrief: es ist Zeit, die Gegenrevolution zu endigen (18. August). Die Verbannung der Emigrirten und des renitenten Klerus, so wie die Confiscation ihrer Güter wurden aufs neue bestätigt. Die Verfassung von 1793 wurde zwar definitiv

aufgegeben (sie war nie ins Leben getreten); an ihre Stelle trat aber eine neue, von Daunou entworfene Verfassung (von 1795 oder dem Jahre III der Republik), in welcher sich der Convent vorbehielt, die bisher von ihm ausgeübte Macht fernerhin auszuüben. Die vollziehende Gewalt sollte aus fünf Directoren bestehen, die gesetzgebende in einen Rath der 500 mit dem Recht der Gesetzesinitiative, und in einen Rath der 250 (der Alten) mit dem Rechte des Veto betraut, getheilt werden, aber zwei Drittel dieser beiden Räthe sollten aus bisherigen Conventsgliedern gewählt werden, wodurch ihnen die Gewalt gesichert blieb. Das war ein Zweikammersystem, eine Annäherung an die constitutionelle Monarchie im Sinne Neckers und der alten Constitutionellen, aber noch ganz unter den Bedingungen der Republik.

Diese Wendung der Dinge brachte die royalistische Partei um ihre Hoffnungen. Sie wollte aber nicht weichen. Unter dem Vorsitz des alten Herzog von Nivernois tagten ihre Häupter im Odeon und beschlossen einen bewaffneten Aufstand der 44 Pariser Sectionen, die sich bereits zu ihnen bekannten und 20—30,000 Mann Nationalgarden der bessern Bürgerclasse aufstellten. Sie hatten aber keine Kanonen mehr, die Vorstädte von St. Antoine und St. Marceau, die ganze alte Sansculottenpartei bewaffnete sich unter dem Namen der Patrioten von 1789 für den Convent. Tallien, kurz vorher noch ihr heftigster Gegner, führte sie an. Es war nur wenig Militär in der Stadt, welches General Menou befehligte. Dieser benahm sich nicht energisch genug, und Barras, mit den Vertheidigungsanstalten vom Convent beauftragt, übergab das Commando an den General Bonaparte, der zufällig in Paris war.

Bonaparte war nach dem Sturze Robespierres in Nizza verhaftet worden, angeklagt als Freund des jüngern Robespierre, der ihm als Conventsdeputirter im Lager viele Liebe bewiesen hatte. Das Zeugniß der Armee, man könne sein Talent nicht entbehren, rettete Bonaparte. Er blieb aber abgesetzt. Als er nach Paris kam, um Beschäftigung zu suchen, meinte Aubry, der damals die Armeeangelegenheiten leitete, er sey zu jung. „Auf dem Schlacht-

felde wird man schnell alt," erwiderte Bonaparte. Das nahm aber Aubry, der nie Pulver gerochen hatte, sehr übel und that nichts für ihn. Bonaparte blieb in Paris ohne Gehalt in so kümmerlicher Lage, daß er seinen Bruder Joseph beneidete, der damals eine reiche Kaufmannstochter, Demoiselle Clary in Marseille, geheirathet hatte. Seine Freunde Junot und Sebastiani lebten damals mit ihm zusammen, wie arme Studenten. Auch der berühmte Schauspieler Talma war sein täglicher Gesellschafter. Endlich bekam er etwas im Kriegsbureau zu thun, aber erst Barras rief ihn wieder auf das Feld der Thaten.

Am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 setzte sich die royalistische Armee der Stadt in Bewegung gegen den Convent. Rasch die Sachlage überblickend hatte Bonaparte noch im Dunkel der Nacht durch den Rittmeister Murat (Sohn eines Gastwirths zu Cahors, der nachmals Bonapartes Schwester Caroline heirathete) mit wenigen Reitern die vierzig Kanonen abholen lassen, welche in der Nähe der Stadt aufgestellt und von den Royalisten vergessen waren, und dieselben rings um die Tuilerien (den Convent) so geschickt placirt, daß er, obgleich er nur 8000 Mann zur Verfügung hatte, die 30,000 seiner Gegner, die keine Kanonen hatten, mit Kartätschenschüssen in Respect halten konnte. Sie griffen unter den Generalen Duhour und Danican muthig an, wurden aber mit Kugeln überschüttet und wichen nach einstündigem Kampf. Bonaparte ließ sie entwaffnen. Es ist bemerkenswerth, daß niemand an Barrikaden dachte, was Bonapartes Sieg sehr erschwert haben würde. Als die abgegebenen Waffen vor ihn gebracht wurden, fand sich auch ein schöner Knabe bei ihm ein, der ihn unter Thränen um den Degen seines Vaters bat, den man seiner Mutter weggenommen hatte. Es war Eugen Beauharnais, Sohn Josephinens. Bonaparte begleitete ihn zu seiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Josephine stand in vertrauten Beziehungen zu Barras, der die Confiscation ihres großen Vermögens verhindert hatte. Sie brachte dem viel jüngeren Bräutigam Reichthum und eine hohe Protection zu. Er wurde jetzt General der Armee des Innern und, als ein neuer

Krieg gegen Oesterreich beschlossen wurde, Obergeneral der Armee von Italien.

Nach der Niederlage der Royalisten trat die neue Verfassung in Kraft und das Directorium begann mit den beiden Räthen seine amtliche Thätigkeit am 28. October. Der damit endlich aufgelöste weltberühmte Convent hatte die extremsten seiner Mitglieder in furchtbaren Parteikämpfen verloren, behielt aber in dem Reste derselben und in der geschonteren Mitte immer noch so viel Lebenskraft, daß er sich in den neuen Gewalten nur gleichsam fortsetzte. In die neuen Räthe gingen nicht weniger als 379 Conventsmitglieder über. Die ersten Directoren waren Barras, Rewbel, Larévelliière-Lepaux, Letourneur und Siéyes. Ihr System war ein conservatives geworden. Sie wollten nur erhalten, was in der Revolution gewonnen war, und in Ruhe und Ordnung deren Früchte genießen. Die Parteien waren des Lärmens satt. Das Volk wandte sich überall wieder der täglichen Arbeit und den Freuden des Familienlebens zu.

Nur wie nach einem heftigen Meersturme die Wellen noch fortschwanken, immer niedriger gehend, so wiederholte sich auch unter dem Directorium noch einmal eine terroristische und royalistische Bewegung, aber schon ganz abgeschwächt. Die alten Jakobiner sammelten sich im Club des Pantheon, Grachus Baboeuf war ihr Journalist. Am 9. September 1796 überfielen sie, der kaum befreite tolle Drouet an der Spitze, das nahe bei der Stadt befindliche Lager von Grenelle, in der Hoffnung, die Soldaten zu verführen, wurden aber übel empfangen und verjagt. Drouet entkam, 32 aber wurden hingerichtet; Baboeuf, der noch aus dem Gefängniß heraus die Demokratie Robespierres predigte, erdolchte sich selbst. — In den Provinzen blieb alles ruhig. Zwar hatten sich die Vendéer noch einmal erhoben, aber so schwach, daß sie bald den Angriffen des Generals Hoche unterlagen und sowohl Stofflet als Charette gefangen und wegen des gebrochenen Friedens erschossen wurden (Februar und März 1796).

Doch hatte die neue Regierung eine schlimme Erbschaft über-

nommen in den zerrütteten Finanzen und in der Corruption der zahllosen amtlichen Räuber. Im Sturm und Drange der Revolution hatte man zuletzt 45,000 Millionen Assignaten ausgegeben, die gänzlich entwerthet waren. Um einen einzigen Franken baar zu bekommen, gab man deren eintausend in Assignaten. Ein Klafter Holz in Paris stieg bis zu dem Werth von 24,000 Fr. in Papier, ein Pfund Seife kostete 230. Das Directorium suchte nach und nach Ordnung zu schaffen, was aber einem Staatsbankerott gleichkam. Es schuf am 18. März 1796 nicht weniger als 2400 Millionen s. g. Territorialmandate (Anweisungen auf die Nationalgüter), welche nur noch die Zinsen aus dem Kapital der älteren in den Assignaten verausgabten Summe darstellten, und auf welche diese reducirt wurde, forderte nun aber die Steuern in baarem Gelde ein. Wer dieses letztere nicht hatte, mußte seine Papiere dafür hergeben. Die Mandate waren so schnell entwerthet, wie die Assignaten selbst, und um eine Steuer von einem baaren Franc zu bezahlen, mußte man den dreißigfachen Werth in Mandaten zahlen, welcher selbst nur der Ersatz für einen dreißigfachen Werth in Assignaten gewesen war. Der Staatsgläubiger erhielt mithin für 1000 baare Franken, die er einst dem Staate geliehen, nur einen zurück. Gleichwohl sollte das nur eine Reduction zum bessern Vortheil der Gläubiger vorstellen und der Name Bankerott durfte nicht ausgesprochen werden. Die Republik faselte immer noch von „französischer Rechtschaffenheit“ und von der „Garantie der Staatsschuld.“

Dennoch hätten die Finanzen besser geordnet werden können, wenn nicht die Beamten so entsetzlich gestohlen hätten. Von den Directoren an bis zum untersten Diener machte Jeder Unterschleif und füllte seinen Beutel mit dem, was er der Republik heimlich abführte. Das geschah im Complott. Nur wenige edlere Männer, wie Carnot, hielten sich frei davon. Die Siege der Republik gaben ihren Obern viele Gelegenheit, sich zu bereichern. Die Generale schickten Geld und geraubte Kostbarkeiten an das Directorium, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Die besiegten Fürsten und Städte schickten Geld, um sich Schonung zu erkaufen. Die geheime Be-

stechung griff in gleichem Maaße um sich, wie der offene Raub, und den obern Beamten ahmten überall die untern nach. Es war hauptsächlich der hohe Reiz der überreichen Kriegsbeute, durch den sich die Directoren verführen ließen, das System der Eroberungen zu begünstigen. Ohne es zu wollen aber verschafften sie dadurch allmälig den Armeen ein Uebergewicht, was endlich unvermeidlich zur Soldatenherrschaft und somit zur Vernichtnng aller in der Revolution gewonnenen Freiheiten führen mußte. Robespierres berühmte Worte „les brigands triomphent,“ gingen in Erfüllung und Lafayettes berühmte Worte „die dreifarbige Fahne wird die Reise um die Welt machen,“ ebenfalls, denn sie war die Fahne jener heroischen Brigands, die ganz Europa plünderten und nicht eher ihr Ziel fanden, bis sie das goldene Kreuz vom Kreml herabgestohlen.

Sechstes Buch.

Das Trauerspiel in Polen.

Nachdem wir die furchtbaren Stürme der französischen Revolution in ihrem Zusammenhange geschildert haben, wenden wir uns zu den Nachbarländern, um deren verschiedenartige Stellung zur Revolution genauer zu bezeichnen. Was wir schon wissen, ist, daß alle Mächte Europas feindlich gegen die neue Republik auftraten und sie leicht hätten überwältigen können, aber immer uneinig und ohne Nachdruck handelten.

In England führte der junge William Pitt das Staatsruder, unterstützt von der Mehrheit des Parlaments. Kalt und berechnend, wie er war, suchte er den Frieden so lange als möglich zu erhalten, damit der einträgliche englische Handel im Gange bleibe. Als der Krieg unvermeidlich geworden war, führte ihn Pitt auch wieder nur im englischen Handelsinteresse, zerstörte die französischen Schiffe und eroberte die französischen Colonien. Ganz ebenso behandelte er Holland, sobald es von den Franzosen besetzt ward, und raubte ihm Flotte und Colonien. Bei Quiberon entledigte er sich der ihm lästigen Emigrirten und die Vendée unterstützte er nicht,

weil ihm das nur Opfer gekostet hätte, ohne ihm einen materiellen Vortheil zu gewähren. Oesterreich und Preußen zahlte er Subsidien, um sie gegen Frankreich zu benutzen, versäumte aber, auf ihre Einigkeit hinzuwirken.

Trotz des alten Nationalhasses fehlte es auch in England nicht an Schwärmern für die französische Freiheit. An ihrer Spitze stand der berühmte Parlamentsredner Fox, welcher voraussagte, England und Frankreich würden sich dereinst noch im liberalen Interesse alliiren. Dagegen verwarf der eben so berühmte Parlamentsredner Burke im Namen der Freiheit selbst den Mißbrauch, den die Franzosen damit trieben. Die unterdrückten Katholiken in Irland und die zahlreichen Dissenters in England jauchzten der Revolution zu. Aber die Mehrheit des englischen Volks hegte keine Sympathie für die Menschen an der Seine. Der Pöbel zerstörte 60 Dissenterhäuser, deren Bewohner unter Dr. Priestley einen französischen Club nachgeäfft hatten. Nach den Septembermorden kamen 80,000 französische Flüchtlinge im elendesten Zustande nach England hinüber, man sah sie aber dort nicht gern, man suchte sich ihrer bald wieder zu entledigen.

Im englischen Königshause war Zerrüttung, Georg **III.** hing ganz vom Ministerium und Parlament ab, haßte die stolzen Lords und sehnte sich nach seinem deutschen Hannover zurück. Sein Sohn, Prinz von Wales, nachheriger König Georg **IV.** fröhnte allen Lüsten und Lüderlichkeiten und machte ungeheure Schulden. Als er 1795 Karolinen, die Tochter des berühmten Herzog Ferdinand von Braunschweig, heirathen mußte, lief er gleich nach der Trauung wieder von ihr weg und setzte sein wüstes Leben mit Maitressen und an Saufgelagen fort. Seine vernachlässigte Gemahlin gebar ihm eine Tochter, Charlotte, blieb aber von ihm verstoßen und gab sich nun selbst Liebhabern hin, insbesondere dem Maler Lawrence und dem tapfern Sidney Smith. Der schöne Knabe Austin, der sie seitdem nie verließ, soll des letzteren Sohn gewesen seyn.

Die alte Kaiserin Katharina **II.** lebte und intriguirte immer noch und zog, wie eine Spinne im Netze, lauernd ihre Fäden über

ganz Europa. Als alle Mächte nach Frankreich hinüber blickten und Frankreich angriffen, stellte auch sie sich heftig erzürnt über die Revolution, zwang alle in Rußland lebenden Franzosen, Ludwig XVII. zu huldigen, und empfing den Grafen von Artois in St. Petersburg mit großem Pomp. Heimlich aber freute sie sich der Revolution, weil sie hinter dem Rücken der gegen Frankreich kämpfenden Mächte Polen gleichsam wegstehlen konnte. Nach Potemkins Tode schenkte die alte Kaiserin, die sich stark schminkte, um immer noch jung zu erscheinen, ihre Zärtlichkeit dem unwissenden Subow, nahm aber neben ihm noch zwei andere Vertraute an, Markow und Soltikow. In diesem Zirkel wurde das neue Unheil Polens ausgebrütet.

Inzwischen hatte der König von Preußen durch seinen Gesandten in Warschau, Luchesini, sich des armen Polenkönigs Stanislaus angenommen und den Polen Muth gemacht, sich der bisherigen russischen Vormundschaft zu entziehen. Als auch Kaiser Leopold II. die nichtswürdige josephinische Politik aufgab und Rußlands treulose Lockungen zurückwies, athmete die patriotische Partei in Polen unter Ignatz Potocki immer freier auf. Am 3. Mai 1791 vereinigten sich König und Reichstag zur Abschaffung der heillosen alten Verfassung, des liberum veto etc., und gaben Polen eine neue vernünftige Verfassung, worin dem König größere Rechte eingeräumt, der Adelsanarchie gesteuert und festgestellt wurde, daß die landverderblichen Königswahlen künftig nicht mehr stattfinden, sondern nach dem Tode des kinderlosen Stanislaus der Prinz von Sachsen und seine Nachkommen einfach die polnische Krone erben sollten. Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. stimmten damit überein. Aber der erstere starb und sein Sohn Franz ließ sich gleich wieder von Rußland verlocken und in einem Vertrage mit Rußland am 13. Juli 1792 verpflichten, den Polen nicht mehr zu helfen. Zugleich hatte sie einen Theil des polnischen Adels, der mit der neuen Verfassung unzufrieden war, unter dem polnischen Kronfeldherrn Branicki und Felix Potocki angetrieben, die Conföderation von Targowitz zu schließen und die alte Verfassung zurückzuverlangen.

Der König von Preußen wagte nun nicht, dem russisch-österreichischen Bündniß zu trotzen, zumal da er gegen Frankreich kämpfen wollte. Er hielt es also für das beste, schon am 3. August gleichfalls ein Bündniß mit Rußland zu schließen und sich dafür, daß er die Polen verlasse, den Besitz von Danzig und Thorn versprechen zu lassen. Hierauf intriguirte die russische Kaiserin weiter und versprach Oesterreich den Erwerb von Bayern, wenn es ihr und dem König von Preußen gestatten wolle, einige Stücke von Polen abzureißen. Kaiser Franz willigte gern ein, weil ihm alles daran lag, Bayern zu bekommen.

Als nun russische Truppen in Polen einrückten, suchten die getäuschten Polen bei Preußen Hülfe, aber Luchesini wußte sich nicht mehr zu erinnern, daß er ihre neue Verfassung gebilligt habe. Joseph Poniatowski, ein Neffe des Königs, warf sich mit 20,000 Mann den Russen entgegen, aber der König selbst, durch den russischen und preußischen Gesandten geschreckt, hemmte die Vertheidigung und gab den Oberbefehl dem Prinzen Alexander von Würtemberg, der eine Czartorizska geheirathet hatte, jetzt zum Rückzug commanmandirte und die polnischen Corps zerstreuen wollte. Aber sie gehorchten nicht.

An ihre Spitze stellte sich Thaddäus Kosciuszko,*) der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gefochten hatte. Er schlug die ihm weit überlegenen Russen mit geringer Macht, aber unbezwinglicher Tapferkeit, mehrmals aufs Haupt. Bei Zielence am 18. Juni 1792, bei Dubienka am 17. Juli. Als aber Rußland ein neues großes Heer schickte und König

---

*) Ein armer Edelmann hatte er sich in die Tochter des reichen Marschalls von Lithauen, Sosnofski, verliebt, die ihn zärtlich wieder liebte, aber ihre stolzen Eltern verwarfen ihn. Sie ließ sich von ihm entführen, aber er wurde eingeholt und schwer verwundet. Sie mußte den Fürsten Lubominski heirathen. Er ging nach seiner Genesung nach Amerika, kämpfte hier für die Freiheit und stieg bis zum General. In jeder Schlacht trug er das Tuch seiner Geliebten und hat nie geheirathet, ein echter Pole von romanhafter Glut.

Stanislaus sich unbedingt unterwarf, konnte Kosciuszko sein Vaterland nicht mehr retten und zog sich nach Leipzig zurück.

Unterdeß unterhandelte die schlaue Katharina auch mit England, entsagte der bewaffneten Neutralität in Seekriegen und bewilligte England neue Handelsvortheile. Ohnehin mit Frankreich beschäftigt, nahm Pitt die russischen Anerbietungen an und gab Polen zum zweitenmale verloren. Auch Oesterreich war befriedigt, und so konnten Rußland und Preußen allein am 23. Januar 1793 die zweite Theilung Polens vornehmen. Rußland eignete sich in Lithauen und Volhynien 4550 Quadratmeilen zu, während Preußen zusammen nur 1060 bekam. (Danzig und Thorn mit Posen, Gnesen, Kalisch ꝛc.) Russische und preußische Truppen nahmen ohne Widerstand Besitz. Nur der polnische Reichstag zu Grodno weigerte sich, die Abtretungen gutzuheißen, bis am 23. September der russische General Rautenfeld die Landboten Tag und Nacht einsperrte, dann ihr beharrliches Schweigen als Zustimmung auslegte, so daß ihnen nichts übrig blieb, als ein ohnmächtiger Protest. Der russische Gesandte Graf Sievers betrog auch die Preußen und verkürzte ihre Grenzen. Mit Thugut aber schloß Katharina II. damals ein geheimes Bündniß zur Theilung der Donauländer. Frankreich verschwendete Geld über Geld in Constantinopel, um die Türken zum Kriege zu reizen.

Weil nun die Russen ihre Armee an die türkische Grenze schickten und in Polen nur 20,000 Mann zurückließen, wagte Kosciuszko, von Frankreich heimlich mit Geld unterstützt, die Polen aufs neue zum Kampfe zu rufen. König Stanislaus sollte sein kleines Heer unter General Madalinski bis auf 15,000 Mann reduziren, weigerte sich aber und verstärkte sich bei Ostrolenka durch zahlreiche Zuzüge im März 1794. Nun erschien auch Kosciuszko in Krakau, verjagte die Russen von dort und stellte sich an die Spitze des Aufstandes. Mit Madalinski vereinigt schlug er die Russen bei Raclavize unter Tormassow zurück, 4. April. In dieser Schlacht hatten die Krakusen (nur mit Sensen bewaffnete Bauern) aufs tapferste gefochten, während das Aufgebot der Edelleute sich hatte zersprengen lassen. Da warf Kosciuszko zornig seinen Rock weg und zog den weißen Kittel

eines Bauern an, aber nicht zum Vortheil seiner Sache, denn der Adel wurde ihm gram.

In Warschau lagen 8000 Russen unter Igelström, die am 17. April durch eine allgemeine Volkserhebung bis auf ein Drittel, das sich rettete, vernichtet wurden. Das wüthende Volk erhob sich auch in Grodno und Wilna und vertrieb von dort die Russen. In Wilna wurde der Pole Kosakowski, weil er russischer General geworden war, als Landesverräther gehängt; denselben Tod litten in Warschau sein Bruder, der ein Bischof war, der Vicegroßfeldherr Zabiello, der Hetman Ozarowski, ein Graf Angwitz und andere vornehme Russenfreunde, am 9. Mai, Kosciuszko eilte nach Warschau und stellte die Ruhe her. Sein Hauptaugenmerk war aber der König von Preußen, dem er inständig anlag, sich mit Polen und Frankreich zu verbinden. Der König schwankte, aber von Mannstein, seinem Vertrauten, überredet, zog er es vor, sich zunächst selbst zum Meister von Polen zu machen, und ließ ein Heer unter General Faveral einrücken. Kosciuszko entschloß sich in der Noth, die Leibeigenschaft der Bauern aufzuheben, um sie zu einer Gesammterhebung zu begeistern. Das war im Geschmack seiner nordamerikanischen Freiheitsideen und wurde ihm wohl auch von Frankreich zur Pflicht gemacht, das ihm Geld vorschoß. Aber er verletzte damit das Interesse des polnischen Adels, der ihm nun entgegen wirkte. Er brachte nur 17,000 Mann zusammen und wurde am 9. Juni bei Rawka oder Szozckociny trotz der tapfersten Gegenwehr durch die vereinigten Preußen und Russen geschlagen. Nun fiel auch Krakau. In Warschau aber reizte der Demagoge Kanowka den Pöbel auf, die Gefängnisse zu stürmen und die noch übrigen vornehmsten Russenfreunde, den Fürsten Czetwartinski, den Bischof Massalski von Wilna und sechs andere zu ermorden. Kosciuszko ließ die Mörder hängen, konnte aber Polen nicht mehr retten. Am 13. Juli erschien Friedrich Wilhelm II. selbst an der Spitze seines Heeres vor Warschau.

Als Kaiser Franz II. davon hörte, unterbrach er eilig seinen Feldzug in den Niederlanden, eilte nach Wien zurück und verstän-

digte sich mit der alten Katharina, den König von Preußen zwar als Werkzeug zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes zu brauchen, ihn aber um den Lohn zu betrügen. Er rieb seine Kräfte vor Warschau auf, welches Kosciuszko aufs einsichtsvollste vertheidigte. Rußland und Oesterreich ließen ihn schadenfroh im Stich und ärgerten ihn so, daß Luchesini und Bischofswerder ihn wieder umstimmen konnten. Da brach er, um seine Kräfte bis zur letzten Ausgleichung mit seinen Rivalen zu schonen, plötzlich die Belagerung ab und zog sich zurück.

Darauf hatte der Türkenbezwinger Suwarow an der Spitze eines beträchtlichen russischen Heeres nur gewartet, um die Lorbeern zu pflücken, die ihm die Preußen überließen. Mit seinem gewohnten Ungestüm und ungeheurer Uebermacht warf er am 27. September bei Brzesz die Polen unter Siarakowski und am 10. Octbr. bei Maciejowici ihren Rest unter Kosciuszko selbst nach verzweiflungsvoller und höchst blutiger Gegenwehr im offenen Felde auseinander. Kosciuszko wurde selbst verwundet, von seinem verwundeten Pferde in einem Sumpf fortgerissen. Ein Säbelhieb auf den Kopf machte ihn besinnungslos und seine letzten Worte waren: finis Poloniae! aber ein Kosak erkannte ihn, Suwarow ließ ihn mit großer Schonung pflegen und heilen und schickte ihn nach St. Petersburg, wo die alte Kaiserin, minder edelmüthig, ihn eng und fest einkerkern ließ. Dann zog Suwarow vor Warschau, schlug Ignatz Potocki zurück, der sich ihm noch einmal entgegen warf, und stürmte in der Nacht des 4. November die Vorstadt Praga, die durch die Weichsel von Warschau getrennt ist. Die Polen wehrten sich in den Straßen heldenmüthig und die Russen verloren 1400 Mann, schlachteten aber zur Rache alle Einwohner, Greise, Weiber und Kinder, nach der mäßigsten Berechnung 10,000 Menschen, ungerechnet 2000, die in der Weichsel ertranken. Von Blut gesättigt bewilligte Suwarow der Stadt Warschau eine billige Capitulation und ließ die letzten polnischen Truppen frei abziehen. Die meisten Compromittirten flohen nach Oesterreich.

Nun war Rußland Herr der Lage und konnte, mit Oesterreich

einverstanden, Preußen vorschreiben, wie viel es bei der dritten Theilung Polens bekommen sollte. Preußen war isolirt, mit Frankreich im Kriege begriffen und von England wegen seiner zweideutigen Politik hart angelassen. Dennoch wagte Rußland nicht, Preußen bis zu einer Allianz mit Frankreich zu treiben, wenn es ihm von der polnischen Beute allzu wenig abgebe. Man verständigte sich also und am 3. Januar 1795 wurde der Theilungstraktat zu St. Petersburg unterzeichnet. Das Königreich Polen hörte auf, Stanislaus erhielt eine russische Pension und starb 1798. Rußland nahm vollends ganz Lithauen und Volhynien, 2200 Quadratmeilen, Preußen bekam das alte Masowien mit Warschau, nicht ganz 1000 Quadratmeilen, Oesterreich Westgalizien mit Krakau, 1834 Quadratmeilen.

An dem nämlichen verhängnißvollen 3. Januar hatte die alte Katharina mit dem alten Thugut für den jungen Franz einen geheimen Traktat gegen Preußen geschlossen. Oesterreich verpflichtete sich, Rußland die Moldau und Wallachei zu überlassen und für sich Serbien uud Bosnien zu nehmen. Rußland sollte erlaubt seyn, noch weiter in der Türkei zu erobern, wogegen Oesterreich nicht nur Bayern, sondern auch Venedig erhalten sollte. Beide verpflichteten sich zu Schutz und Trutz gegen Preußen und wollten gemeinschaftlich jede weitere Erwerbung Preußens verhindern.

Friedrich Wilhelm II. kam hinter diesen Traktat und wurde zugleich von den rheinischen Fürsten, Herrn und Städten bestürmt, sie zu retten oder sich wenigstens bei Frankreich für sie zu verwenden. Gleichzeitig kam ihm die französische Diplomatie aufs artigste entgegen, um ihn vollends von der Coalition zu trennen. Im Bunde mit Frankreich konnte er als Schutzherr des westlichen und mittleren Deutschland sein preußisches Reich arrondiren und den österreichischen Anspruch auf Bayern vereiteln. Von Rußland und Oesterreich verrathen und aufs tiefste verletzt, warf er sich endlich Frankreich in die Arme. Sein Gesandter, Freiherr von Hardenberg, eröffnete mit dem französischen Gesandten Barthelemy zu Basel die geheimen Unterhandlungen, die am 5. April zum Abschluß des verhängniß-

vollen Basler Friedens führten. Man hat lange Zeit diesen Frieden Preußen zum schweren Vorwurf gemacht, aber es wurde durch die russisch-österreichische Intrigue unvermeidlich dahin getrieben. Der Friede wurde für Deutschland nicht sowohl dadurch verderblich, daß er überhaupt geschlossen, sondern vielmehr dadurch, daß er so lange gehalten und nicht viel früher preußischerseits wieder gebrochen wurde. Diesen Fehler beging erst Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, dem Gelegenheit genug geboten wurde, wieder vereint mit Oesterreich Deutschland gegen Frankreich zu schützen, der aber diese gute Gelegenheit vorbei gehen ließ.

Der Basler Frieden zog eine Demarkationslinie, die das nördliche Deutschland in der Mainlinie unter preußischem Schutz neutralisirte. Hannover lag innerhalb dieser Linie und zog seine Truppen sofort zurück.

Spanien folgte dem preußischen Beispiel und schloß seinen Frieden mit Frankreich ebenfalls zu Basel am 22. Juli. Karl IV., nur der Jagd obliegend, hatte bisher den liberalen Aranda regieren lassen, bis nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. das liberale System aufgegeben wurde und der gemeine Leibgardist Godoy als Liebhaber der Königin Therese, geb. Prinzessin von Parma, Minister wurde. Anfangs schloß sich Godoy der Coalition gegen Frankreich an, nachher aber ließ er sich von der letztern Macht bestechen und überredete den König, Oesterreich wolle sich auf Kosten des Hauses Bourbon bereichern. Dadurch ließ sich der einfältige König bewegen, die französische Republik anzuerkennen.

Beinahe unbemerkt machte Katharina II. damals eine neue wichtige Erwerbung, indem sie unser altes Reichsland Kurland am 18. März 1795 ohne weiteres für eine russische Provinz erklärte und in Besitz nahm. Oesterreich wollte, Preußen konnte es nicht hindern. Der bisherige Herzog Peter aus dem Hause Biron zog sich nach dem schlesischen Herzogthum Sagan zurück, das er kurz vorher gekauft hatte. Die Mißvergnügten unter dem kurischen Adel wurden vertrieben, ihre Güter russischen Günstlingen verliehen.

Eine der letzten Intriguen der alten Katharina war, den jungen

König von Schweden, Gustav IV. Adolph, mit ihrer Enkelin Alexandra zu vermählen und dadurch den russischen Einfluß in Schweden zu verstärken. Des Prinzen Oheim, der damalige schwedische Regent, Herzog Karl von Südermanland, ein Schwachkopf, den man mit Freimaurerspielereien gängelte, ließ sich mit dem Prinzen nach St. Petersburg verlocken, der junge Prinz selbst aber durchkreuzte die Intrigue unerwartet durch die Festigkeit, mit der er darauf bestand, die Russin müsse erst lutherisch werden, bevor er sie zur Frau nehme. Unter der elenden Regierung des schwedischen Regenten, der sich vor der Adelspartei fürchtete, wurden alle Verschworenen gegen den vorigen König freigelassen und erhielten die ersten Aemter, während die treuen Freunde des Königthums verfolgt wurden. So der heroische Armfelt, damals schwedischer Gesandter in Neapel, der glücklich entkam, während seine in Stockholm zurückgelassene Geliebte, die junge Gräfin Rudenskiöld, die in ihren Briefen allzu frei ihre Wünsche für Schwedens Zukunft ausgesprochen hatte, zur Strafe am Pranger ausgestellt und ins Zuchthaus gesteckt wurde. Armfelt war, wie E. M. Arndt sagt, ein Held auf dem Schlachtfelde, wie in der Liebe, und unwiderstehlich.*)

Um die Engländer über die Eroberungen zu täuschen, die sie im Orient machen wollte, affectirte die alte Katharina einen glühenden Eifer, Krieg gegen Frankreich zu führen, und schloß mit England am 22. Juli 1795 einen Vertrag, wonach sie eine Million Pfund Sterling Subsidien erhalten und dagegen ihre Flotte mit der englischen vereinigen sollte, um die französischen Schiffe und Häfen zu vernichten. Heimlich aber befahl sie ihrem Admiral Kanikow, seine Schiffe und Leute zu schonen, und schickte unterdeß den Valerian Subow, Bruder ihres Lieblings, mit einem Heere an die Südspitze des kaspischen Meeres, um von dieser Seite her in der Türkei zu erobern, während sie vorgab, sie wolle Persien angreifen, und den Sultan sogar ersuchte, ihr beizustehen. Der Sultan traute

*) In vielen europäischen Hauptstädten hatte er Kinder auch von fürstlichen Frauen.

nicht und weigerte sich. Um ihn zu täuschen, mußte Subow wirklich die persische Stadt Derbent wegnehmen, wurde aber von den Persern zurückgeschlagen. Die Kaiserin wollte ihm große Verstärkungen schicken, vertiefte sich feuriger als je in ihren türkischen Eroberungsplan, auf die Verträge mit Oesterreich und England gestützt, wurde aber plötzlich in dem Kabinet, in welchem sie arbeitete, leblos am Boden liegend gefunden, am 9. November 1796. So endete die nordische Semiramis ihr thaten- und lasterreiches Leben.

Ihr Sohn und Nachfolger Kaiser Paul I., damals 42 Jahre alt, war von seiner Mutter unnatürlich gehaßt und von den Geschäften fern gehalten worden. Sein Lebenswandel war rein, nur durch Launen und Zornausbrüche plagte er seine Umgebung. Die Geschichtschreiber haben gewetteifert, ihn zu tadeln, ohne seiner edlen und ritterlichen Natur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er befahl die Leiche seiner Mutter mit der seines Vaters gemeinschaftlich zu bestatten, und schloß durch ein Edict für immer die weibliche Thronfolge in Rußland aus. Er schloß mit Persien Frieden und ließ die Türkei in Ruhe. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung ging er, seine Söhne Alexander und Constantin an der Hand führend, in Kosciuszkos Kerker, gab ihm eigenhändig den Säbel zurück, mit dem er Polen vertheidigt hatte, und entließ ihn frei nach Amerika.*) Paul suchte Polens Wunden soviel als möglich zu heilen und zeigte sich besonders gnädig gegen die katholische Kirche, womit zusammenhing, daß er sich zum Großmeister des katholischen Maltheserordens wählen ließ.

Die von Kosciuszko versuchte Bauernemancipation in Polen hing mit einer in Ungarn entdeckten Verschwörung zusammen und beide empfingen ihren Impuls von Paris aus. Schon 1793 hatte

*) Kosciuszko kämpfte von nun an nie mehr gegen Rußland, nahm aber auch die ihm zugedachte russische Pension nicht an. Er lebte zurückgezogen auf einem Landgut bei Paris, zuletzt in der Familie Zeltner in Solothurn, wo er 1817 gestorben ist; seine Leiche wurde in die alte Krönungsstadt Krakau gebracht.

der Platzhauptmann Hebenstreit in Wien eine Verschwörung gegen das Leben des jungen Kaisers angezettelt, war aber ergriffen und gehängt worden. Da Bonaparte später im Frieden von Campo Formio die Freilassung der Mitschuldigen Hebenstreits erwirkte, müssen sie wohl in directer Verbindung mit Frankreich gestanden haben. Gefährlicher war 1795 die Verschwörung des Abtes und Rathes Martinowits in Ungarn, der die Bauern frei machen wollte. Er wurde verrathen und mit sechs Genossen enthauptet. Nach diesen Vorgängen wurde die österreichische Polizei außerordentlich verschärft und begann die Herrschaft der geheimen Polizeispione, der berüchtigten Naderer und Spitzeln.

In Preußen und zumal in Berlin sympathisirte man nach dem Basler Frieden in auffallenderweise mit Frankreich. Man kehrte befriedigt unter die Tyrannei der französischen Mode zurück, wie zur Zeit Friedrichs des Großen. Darüber war England sehr erbittert, indem es zugleich für sein Hannover fürchtete. Was innerhalb der Demarkationslinie lag, schien früher oder später Preußen zur Beute werden zu sollen. Zu dem frühern polnischen Erwerb, der unter dem Namen Westpreußen an Ostpreußen angeschlossen worden war, kam nun noch das bei der dritten polnischen Theilung an Preußen abgetretene mittlere Weichselland unter dem Namen Südpreußen. Die preußische Regierung schonte indeß dieses Land nicht, sondern überschwemmte es mit dem Auswurf ihrer Beamten, die nicht einmal polnisch verstanden, und schrieb den Polen das ihnen unverständliche preußische Landrecht vor, welches 1794 vollendet und publicirt worden war. Die confiscirten Güter des polnischen Adels wurden an die Günstlinge des Königs und deren Anhänger verschenkt. Die Landesreligion wurde von den freigeistigen Eindringlingen verlacht. Im Uebermuth achtete man damals nicht darauf, wie sehr sich die Deutschen durch diese schlechte Wirthschaft bei den Polen verhaßt machten. Mit demselben Uebermuthe drangsalirte damals die preußische Regierung die fränkische Ritterschaft und die Reichsstadt Nürnberg.

Friedrich Wilhelm II. setzte die klägliche Politik nicht lange

mehr fort, denn er starb, erst 53 Jahr alt, durch Ausschweifungen erschöpft am 17. November 1797. Er hinterließ 28 Millionen Thaler Schulden und den Staat in der unsichersten Lage, die Bevölkerung inficirt von der bisherigen Lüderlichkeit des Hofes. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III. war ihm durchaus nicht ähnlich, lebte sittenrein mit seiner schönen und grazienreichen Gemahlin Luise, geb. Prinzessin von Meklenburg-Strelitz, und reinigte den Hof von den Kupplern und Maitressen seines Vaters. Die Lichtenau wurde der ihr verschwenderisch geschenkten Güter wieder verlustig erklärt und sogar eine Zeitlang verhaftet *). Bischofswerder und Wöllner wurden fortgejagt und man erwartete ein ganz neues Regierungssystem. Aber der König war noch jung und unerfahren, von Natur schüchtern, wortkarg, trocken, mürrisch, willenlos und unproductiv. Der Basler Frieden sagte ihm zu, weil er ihm die Neutralität und die Ruhe gewährte, die ihm erlaubte fortzuregieren, ohne in beständiger Sorge zu schweben oder neue Entschließungen fassen zu müssen. Er behielt daher auch die Männer bei, welche wie Hardenberg jenen Frieden geschlossen oder wie Luchesini und Haugwitz den Anschluß Preußens an Frankreich immer für das Räthlichste gehalten hatten.

---

*) Die Königin Wittwe Louise, geb. Prinzessin von Darmstadt, war so gutmüthig und schwach, am Sterbebette des Königs die Lichtenau zu umarmen und ihr zu danken, daß sie den König so liebevoll gepfleg habe. Der neue König aber warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

Siebentes Buch.

Bonapartes italienischer Feldzug.

Nachdem Oesterreichs Truppen am Rhein mit den Engländern, Hannoveranern und Holländern nicht stark genug gewesen waren, die noch unregelmäßigen Haufen der französischen Republikaner zu schlagen, durfte es nicht hoffen, jetzt allein ohne jene Bundesgenossen über die unterdeß geordneten, siegestrunkenen und besser angeführten Heere Frankreichs zu siegen. Belgien und Holland waren bereits verloren; auf dieser Seite, von welcher man Paris aus der Nähe bedrohte, war Frankreich vollkommen sicher, auch im Rücken war es durch den Frieden mit Spanien gedeckt, es konnte daher seine ganze überlegene Kriegsmacht gegen Oesterreich allein verwenden. Bei dieser Sachlage hätte Oesterreich vielleicht besser gethan, dem Beispiel Preußens zu folgen und mit Frankreich Frieden zu schließen. Es hätte dann nur die Niederlande aufgeopfert und eine Wendung der Dinge abwartend, vielleicht auch diese später wiedergewonnen. Man kann inzwischen seine Handlungsweise nicht tadeln, da sie theils aus einer zähen, nie an sich selbst verzagenden

Widerstandskraft, theils aus einem des deutschen Kaisers würdigen Ehrgefühl hervorging.

Selbst in England wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht räthlicher sey, jetzt mit Frankreich Frieden zu schließen. Der größte Redner der Opposition im Unterhause, Fox, sprach entschieden dafür, und das Haupt der Regierung, Minister Pitt, erwog die Sache und ließ in Basel Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten Barthelemy anknüpfen. Es scheint jedoch, er habe absichtlich seine Forderungen zu hoch gespannt. Das Mißlingen der Expeditionen unter York, bei Toulon und Quiberon, weit entfernt, ihn zu demüthigen, reizte nur seinen Stolz. Frankreich fühlte sich Sieger und gab nicht nach. Somit blieb England im Kriegsstande, wartete aber bessere Gelegenheit ab, um sich nicht wieder Niederlagen auszusetzen, und leistete diesmal Oesterreich, was dessen gerade jetzt mehr bedurft hätte, weniger Hülfe als früher. Es schickte ihm keine Heere mehr, sondern nur 1,600,000 Pfund Sterling Subsidien.

Ursprünglich war der Krieg von Frankreich zwar zuerst erklärt, aber nur vertheidigungsweise geführt worden. Erst allmälig waren die Franzosen zum Angriff und zur Eroberung übergegangen. Von nun an behaupteten sie die Offensive und dehnten sie weit aus über Rhein und Alpen. In dem Maaß, in welchem das revolutionäre Feuer im Innern Frankreichs erlosch, begann das kriegerische Feuer nach außen zu wüthen, wie aus dem Vesuv erst dann, wenn die Feuersäule in seinen Krater zurückgesunken, desto mächtigere Lavaströme sich weithin in das friedliche Land ergießen.

Carnot entwarf den großen Plan des Krieges vom Jahre 1796. Drei französische Armeen sollten über die Grenzen gehen, die niederrheinische unter Jourdan in Hessen und Franken, die oberrheinische unter Moreau in Schwaben und die italienische unter Bonaparte in Italien einbrechen, und alle drei sollten sich in concentrischer Richtung gegen Wien bewegen. Eine vierte s. g. Alpenarmee unter Kellermann zählte nur 15,000 Mann und bewachte nur das schon von den Franzosen eroberte Savoyen. Die

Oesterreicher hatten sich auf Hauptschläge am Rheine gefaßt gemacht und deshalb hier mehr als vier Fünftheile ihrer Macht aufgestellt (91,000 Mann unter Erzherzog Karl, 81,000 unter Wurmser, wobei die Contingente der noch reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben miteingerechnet sind), während Beaulieu in Italien nur 37,000 Oesterreicher commandirte. Er wurde nun zwar durch 20,000 Sardinier unterstützt, allein außer diesen fanden sich nur noch 1500 Neapolitaner zur Vertheidigung Italiens ein, kein Venetianer, kein Römer. In einer so großen Gefahr für die ganze Halbinsel hätten auch alle italienischen Staaten wetteifern müssen, Beaulieu zu verstärken.

Bonaparte kam am 27. März 1796 in Nizza an, wo Scherer ihm das Commando der italienischen Armee übergab. Dieselbe zählte 43,000 Mann mit nur 60 Kanonen und befand sich in einem elenden Zustande, die Soldaten hatten zerrissene Kleider und kein Brod. Die Assignaten, die man ihnen statt Soldes gab, hatten allen Werth verloren; das baare Geld und die Naturalleistungen wurden von diebischen Kriegscommissären und Lieferanten zurückgehalten. Die Noth war groß, alles schrie und klagte, einige Bataillone begingen große Unordnungen. Trotzdem aber war es eine auserlesene Truppe. Die französische Jugend hatte Geschmack am Kriege gefunden. In der Sturmzeit der Revolution hatten die Söhne gebildeter und reicher Familien ihr Leben, das sonst der Guillotine verfallen wäre, nur ins Lager retten können. Eine Menge anderer gebildeter Jünglinge hatten als feurige Republikaner zu den Waffen gegriffen, um für die Freiheit zu kämpfen. Das Aufgebot in Masse brachte alle Stände in Waffenbrüderschaft. Die jakobinische Ungebundenheit war je mehr und mehr jener soldatischen Disciplin gewichen, die man in der Gefahr als unentbehrlich erkennen lernt und auf die man nach dem Siege stolz wird. Schon begann der mit ehrenvollen Narben geschmückte Soldat den feigen Pöbel der Sansculotten zu verachten. Schon hatte sich der ritterliche Sinn echter Krieger gegen die vom Convent gebotenen Ermordungen der Gefangenen empört. Und welcher Reiz lag in der schnellen Beför-

derung des Verdienstes! Wer tapferer, kriegskundiger, geistesüberlegener war, stieg in jenen Jahren rasch zum General empor und machte seinen Namen welthistorisch. Die republikanische Gleichheit aller, in welcher die alte Aristokratie der Barone begraben worden, gebar die neue der Generale. Bonaparte, selber ein Emporkömmling und erst 27jähriger Jüngling, fand in der kleinen Armee, deren Commando er übernahm, und brachte zum Theil in seinem Gefolge zu ihr mit eine Menge junger Männer, die alle Generale von unsterblichem Ruhm geworden sind: d'Allemagne, Andreossy, Augereau, Bessières, Cervoni, Duroc, St. Hilaire, Joubert, Junot, Kilmaine, Laharpe, Lannes, Lanusse, Marmont, Murat, Rusca, Serrurier, Victor, Bonapartes Stiefsohn Eugen Beauharnais, Duroc, der schon Bonapartes Mitschüler in Brienne gewesen. Den ersten Rang unter allen behauptete aber Alexander Berthier, ein schon erfahrener Mann, der mit Lafayette in Amerika gedient hatte. Bonaparte machte ihn zum Chef seines Generalstabs, ein Amt, das er bis zum Jahre 1814 mit der größten Umsicht und Treue versah. Der merkwürdigste Untergeneral Bonapartes war Massena, der als Waisenknabe aufgewachsen gemeiner Soldat geworden war und es in 14jährigem Dienst nicht weiter als bis zum Sergeanten gebracht hatte, weil vor der Revolution kein Nichtadeliger Offizier werden konnte. Die Revolution hatte ihn dagegen schnell erhoben, er galt als einer der tapfersten und klügsten Generale. Dem jüngeren Bonaparte gab er sich mit Enthusiasmus hin und dieser hielt ihn sehr hoch und sagte sogar einmal von ihm: „er ist mein rechter Arm." Massenas Hingebung an Bonaparte war aber nicht ohne Eigennutz, denn nachdem er so lange als gemeiner Soldat das harte Kasernenleben durchgemacht hatte, wollte er auch etwas von seiner Generalswürde haben und war der größte Räuber in der Armee. Er plünderte nicht nur eroberte Länder, sondern stahl auch, was seinen eigenen Soldaten bestimmt war. Damit man ihm das übersähe, bedurfte er große Thaten und große Gunst seiner Obern.

Es war Bonaparte nicht möglich, dem Mangel in seiner Armee abzuhelfen, da ihm das Directorium nicht mehr als 2000 Luisd'or

baar und eine Million Livres in Wechseln mitgegeben hatte, die zum Theil nicht acceptirt wurden. Er jagte inzwischen die verrufensten Kriegscommissäre fort und elektrisirte das Heer durch die wunderbare Thätigkeit, mit der er neue Hülfsquellen eröffnete, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen und die Truppen vorwärts zu bringen. Im Uebrigen verwies er sie auf Sieg und Eroberung und auf die reiche Beute, die sie in Italien finden würden. Alles jauchzte ihm zu, alles vertraute ihm, selbst die älteren Generale beugten sich achtungsvoll vor ihm und wünschten sich Glück, unter ihm zu dienen*). Er strahlte von Jugend, martialischem Genie und von dem geheimen Glück, das er im Besitz Josephinens gefunden, der er fast täglich mitten unter einer Last von Geschäften die zärtlichsten Briefe schrieb. Seine persönliche Erscheinung übte einen Zauber auf seine Nebenbuhler wie auf den gemeinen Mann. Gegen alle liebenswürdig, verbannte er doch schon aus seiner Nähe jeden Rest sansculottischer Brüderlichkeit. Alle Generale hatten bisher ihre Truppen nur citoyens (Bürger) anreden dürfen. Bonaparte war der erste, der sie nur „Soldaten" nannte und nicht mehr zu ihnen von Freiheit und Gleichheit, sondern von Ruhm und Beute sprach. Sein berühmter Tagesbefehl lautete: „Soldaten, ihr seyd nackt und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundernswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!"

Das war das Programm der Eroberungen und des künftigen

*) Nichts bezeichnet die damalige Stimmung für ihn besser, als was Junot seinem Vater auf die Frage: wer denn dieser Bonaparte sei? antwortete: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst seyn. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt und die sie in Jahrhunderten nur einmal geboren werden läßt."

Kaiserreichs, wie die Erklärung der Menschenrechte das der Freiheitskämpfe und der Republik gewesen war. Das Directorium in Paris war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu jenem älteren Programm zurückzuführen. Auch das Volk selbst nicht. Die im Leben vorgerückter waren, hatten nur noch das einzige Bedürfniß der Ruhe nach so viel Stürmen und des Genusses der erhaltenen oder neuerworbenen Güter. Bei den jüngeren war die Begeisterung für die Freiheitsgöttin in der rothen Mütze übergegangen in kriegerisches Feuer und Streben nach Ruhm. Sieben Jahre hatten hingereicht, diese erstaunliche Veränderung in den Trieben der französischen Gesellschaft zu bewirken.

Der Plan Bonapartes war, die hohen Gebirgsketten, die ihn von Italien trennten, an der niedrigsten Stelle, nämlich da zu überschreiten, wo die Alpen sich von Nordwesten her senken und nach Osten hin die Apeninnen aufsteigen. Hier sich durchzwängend wollte Bonaparte seine zerstreut aufgestellten Gegner einzeln überfallen und schlagen nach dem Grundsatz, in welchem, wie er selbst sagte, die ganze Kriegskunst enthalten ist, daß es nämlich nur darauf ankomme, auf dem entscheidenden Punkte mehr Menschen und Kanonen zu haben, als der Feind, möge derselbe ihrer auch noch so viel mehr auf andern, nicht entscheidenden Punkten haben.

Beaulieu hatte sich durch das wahrscheinlich von Bonaparte selbst ausgestreute Gerücht, die Franzosen würden von Nizza aus nicht ins Gebirge, sondern am Meeresufer hinziehen, um das reiche Genua zu besetzen, täuschen lassen und seine Truppen noch östlicher gezogen und von Colli, mit dem er überhaupt stets uneins war, entfernt. Da fiel Bonaparte über jedes der vereinzelt im Gebirge stehenden österreichischen Corps mit Uebermacht her und drängte sie alle gegen Genua hin, um nachher die Sardinier ganz eben so einzeln zu fassen und zu schlagen. Diese ersten Kämpfe am 11. und 12. April waren nur strategisch wichtig, aber taktisch unbedeutende Gefechte, in denen der Verlust der Oesterreicher nicht 300 Todte und nur 400 Gefangene betrug, weil sie sich bald vor der Uebermacht zurückzogen. Aber Bonaparte gab diesen Gefechten den pomphaften

Namen der Schlacht bei Montenotte und sein Siegesbericht war voll Uebertreibung und nur auf einen Effect berechnet, den er allerdings nicht verfehlte. Die Bewegung, durch welche die Oesterreicher immer weiter östlich abgedrängt wurden, dauerte in den nächsten Tagen fort, indem andere österreichische Abtheilungen dasselbe Loos erlitten, wie die früheren. Das waren am 13. bis 15. April die Gefechte bei Cossaria, einem Castell, vor dem die Franzosen drei Generale verloren, wo aber 800 Oesterreicher unter Provera gefangen wurden, und bei Dego. An diesem letzteren Ort überließen sich die Franzosen unter Massena nach dem Siege einer sorglosen Ruhe, als plötzlich der kühne Vukassovich mit fünf österreichischen Bataillonen sie überfiel, ihnen 900 Mann mit dem Bajonet niederstach und 700 Gefangene mit 19 Kanonen abnahm. Allein von Bonaparte selbst, der in der Nähe war, umdrängt, konnte der tapfere Oberst sich nur noch mit Verlust von 900 Mann durchhauen. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei Millesimo und gab mehr Gefangene an, die er gemacht haben wollte, als überhaupt Oesterreicher im Gefecht gewesen waren. Dieser Charakterzug von Bonaparte ist sehr merkwürdig. Auch später, als sein Feldherrncredit fest gegründet war und niemand an seinem überlegenen Genie mehr zweifelte und jeder Furcht genug vor ihm hatte, unterließ er niemals, dem wahren Verdienst erlogenes hinzuzufügen und seine Kriegsberichte nicht wie ein großer Feldherr, der er wirklich war, sondern wie ein Charlatan abzufassen.

Sobald die Oesterreicher weit genug in die Apeninnen zurückgeworfen waren, wandte sich Bonaparte gegen Colli und faßte die Sardinier zuerst bei Ceva, am 17. April. Colli zog sich sogleich zurück, leistete aber an der Cursaglia am 20. tapfern Widerstand. Da er indessen keine Hoffnung sah, durch die Oesterreicher verstärkt zu werden, zog er sich noch weiter zurück und erlitt durch die ihm nacheilenden Franzosen bei Mondovi am 22. eine Niederlage. In dieser Gebirgsgegend war es, von wo aus die hungernden und abgerissenen Franzosen zum erstenmal in die goldene Ferne der lombardischen Ebene hinuntersahen und wo Bonaparte ihnen zurief:

„dort unten liegt der Reichthum, dort holt euch alles, was ihr braucht!" — Von panischem Schrecken ergriffen ließ der König von Sardinien, Victor Amadeus III., in seiner nahe bedrohten Hauptstadt Turin sich bewegen, um Frieden zu bitten. Ein Waffenstillstand wurde schon am 28. April, der Friede am 15. Mai abgegeschlossen. Sardinien trat Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich ab und ließ die festen Plätze in Piemont, vor allen Alessandria, von den Franzosen besetzen. Dieser Friede war nur eine Galgenfrist, der Uebermuth der Sieger ließ es den armen König nur zu bald fühlen, der auch die Schmach nicht lange überlebte und schon im October starb, den wankenden Thron an Karl Emanuel IV. überlassend.

Der nunmehr gänzlich blosgestellte Beaulieu zog sich über den Po zurück und wagte keine Schlacht mehr, da er schwächer war als Bonaparte. In der eiteln Hoffnung, der breite Strom werde den Feind aufhalten, zerstreute er sein Corps abermals an einer langen Uferstrecke. Bonaparte ging aber am 7. Mai bei Piacenza über den Fluß und schlug am 8. ein österreichisches Corps unter Liptai. Nun gab Beaulieu Mailand selbst auf und suchte nur noch Mantua zu verstärken. Als die Franzosen in der Nacht auf den 8. ruhig bei Codogna lagerten, wurden sie vom österreichischen General Schubirz überfallen und erlitten bedeutenden Verlust, auch fiel hier ihr General Laharpe (ein Waadtländer, Bruder des Obersten, dem die Erziehung des jungen Großfürsten, nachherigen Kaisers Alexander von Rußland anvertraut worden war). Ueberhaupt fochten die Oesterreicher in diesem für sie so unglücklichen Kriege überall mit Heldenmuth, wo sie irgend gut und besonders zum Angriff geführt würden. Bonaparte schlug diese Armee nicht nur, sondern verleumdete sie auch, indem er jeden ihrer Verluste übertrieb, jeden ihrer Erfolge verschwieg oder verkleinerte.

Ehe Beaulieu nach Mantua abzog, ließ er an der Adda bei Lodi den General Sebottendorf mit 9—10,000 Oesterreichern stehen, um Nachzügler aufzunehmen und den Rückzug zu decken. Als nun am 10. Bonaparte mit seiner gesammten Macht vor Lodi ankam,

schossen die Oesterreicher mit Kartätschen über die lange Brücke. Da führten Massena, Lannes, Berthier und einige andere höhere Offiziere die Truppen im Sturmmarsch hinüber. Die Oesterreicher, anstatt sie zusammenzuschießen, brachen das Gefecht freiwillig ab und zogen sich zurück, wobei sie, da die Franzosen mit Uebermacht nachdrängten, 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßten. Aus diesem einfachen Rückzugsgefecht machte Bonaparte in seinem Armeebericht eine große und wunderähnliche Schlacht.

Bevor Bonaparte seinem Feinde nach Mantua folgte, beeilte er sich, seinen Triumpheinzug in **Mailand** zu halten, 14. Mai. Die Bevölkerung empfing ihn festlich geschmückt unter lautem Jubelruf (obgleich die Citadelle noch von Oesterreichern besetzt war) als Befreier und sah in ihm nur den mit unüberwindlichem Schwert bewaffneten Genius der Republik, durch den alle Völker frei und das goldene Zeitalter eingeführt werden sollte. Sie wurde jedoch bald enttäuscht, als Bonaparte eine Kriegssteuer von 20 Millionen Lire und außerdem unermeßliche Lieferungen forderte, wobei seine Soldaten sich überdies eine Menge Eigenmächtigkeiten gestatteten, bei denen ihr Obergeneral die Augen zudrückte, denn die Beute war es ja, die er ihnen versprochen hatte. Dasselbe geschah in Pavia, Crema und überall, wohin die Franzosen kamen. Aber auch wo sie noch nicht waren, erfeilschte man ihre Schonung durch Geld und Werthe, die man ihnen zuschickte. Bonaparte verkaufte seine Gnade dem Herzog Ferdinand von Parma (9. Mai) um 2 Millionen Lire, 1700 Pferde, eine große Lieferung von Naturalien und um 20 der kostbarsten Gemälde. Da Italien noch reicher an Kunstschätzen war, wie Holland und Belgien, so machte sich Bonaparte ein besonderes Geschäft daraus, es in dieser Beziehung auszuplündern und Paris mit einer Kunstbeute zu bereichern, an die sich das Andenken seines Namens und seiner Siege knüpfte. Gleiche Gnade widerfuhr dem Herzog Herkules von Modena, dem letzten des Hauses Este, für 10 Millionen, viele Lieferungen für die Armee und 20 Gemälde.

Das Verfahren Bonapartes war insofern neu, als er es verschmähte, die Fürsten zu vertreiben, wie viele, vielleicht das Direc-

torium selbst, von ihm erwartet hatten. Aber er verfuhr eigenmächtig und wußte wohl, das Directorium werde nichts gegen seine Handlungsweise einwenden, wenn er nur Siege erfocht und Geld und Trophäen nach Paris schickte. Nur um die Freiheitsmänner zu beschwichtigen, deren Verdacht von sich abzulenken und zugleich um Italien durch innere Parteiung zu zerrütten und sich den Sieg zu erleichtern, verkündete er von Mailand aus: „wir sind die Freunde aller Völker und lieben vor allen die Enkel des Brutus und Scipio. Wir werden das Capitol wieder aufrichten und das Volk der Römer wiedererwecken."

Nur in dem Theile Italiens, wohin keine Franzosen gekommen waren, konnte ihnen diese Sprache Anhänger gewinnen. In der Lombardei hatten ihre Plünderungen das Volk schon dermaßen erbittert, daß Bonaparte kaum (22. Mai) von Mailand aufgebrochen war, um sich zwischen Mantua und Tirol zu werfen, als auch schon das Landvolk hinter seinem Rücken in Masse aufstand. Blitzschnell aber wandte Bonaparte sich um, zersprengte die Bauern bei Bimasco, welchen Ort er verbrennen ließ, und nahm Pavia, den Hauptsitz der Insurrection, mit Sturm, ließ es plündern und die Führer des Volks hinrichten, 26. Mai. Mittlerweile hatte der alte Beaulieu die Festung Mantua mit einem Theil seines Heeres verstärkt und sich mit dem Rest den einzigen Rückzugsweg nach Tirol durch Ueberrumplung der kleinen Festung Peschiera am Gardasee und durch Besetzung Veronas geöffnet. Diese beiden Orte, so wie Brescia und Bergamo, gehörten damals noch zur Republik Venedig, die trotz ihrer alten Reichthümer und einer nicht unbedeutenden Landmacht sich völlig passiv verhielt, den Franzosen keinen Mann entgegenstellte, aber auch von den Oesterreichern nicht beachtet wurde. Der unglückliche Prätendent, Ludwig XVIII., der bisher ruhig in Verona gelebt hatte, war schon beim ersten Herannahen der Franzosen durch einen feigen Befehl der venetianischen Regierung entfernt worden. Mit solchen Gegnern hatte Bonaparte zu thun, und man muß gestehen, daß sein Uebermuth hier überall durch Kleinmuth herausgefordert wurde. Beaulieu, welcher zu allem Unglück noch er-

krankte, zog nach einigen unbedeutenden Gefechten seine zerstreuten Corps in die Schluchten von Tirol zurück. Eines derselben hatte sich verspätet und gerieth am 31. Mai bei Valeggio an die Villa, in der sich Bonaparte, der gleichfalls ein wenig unwohl geworden war, mit geringem Gefolge einquartirt hatte. Mit genauer Noth entkam er durch die Gärten, benutzte aber den Vorfall, sich eine Leibwache zuzulegen, die s. g. Guides, zu deren Chef er Bessières machte. Das war der kleine Anfang der weltberühmten alten Garde.

Bonaparte besetzte Verona, das von den Oesterreichern wieder verlassene Peschiera und das benachbarte venetianische Landgebiet. Auch ließ er Venedig drohen, wenn dasselbe die angeworbenen Slavonier nicht wieder entferne, und Venedig gehorchte. Zunächst blieb Bonaparte außer der Bewachung der Tiroler Pässe nichts zu thun übrig, als die Eroberung von Mantua, wozu ihm aber schweres Geschütz fehlte. Dessen befand sich genug in der Citadelle von Mailand, die daher heftiger bedrängt wurde; bis sie fiel, konnte man auch eine Diversion nach Mittelitalien machen und sich dort Geschütz, Geld und Beute aller Art holen. Vor allem lockte der reich mit englischen Waaren angefüllte Hafen von Livorno. Das Directorium in Paris hatte den natürlichen Gedanken, zwei Heere in Italien operiren zu lassen, Bonaparte sollte Toskana, Rom und Neapel erobern und Kellermann unterdeß mit seiner Armee Tirol belagern. Aber das widerstrebte dem Ehrgeiz Bonapartes, der alles allein thun wollte. Mit Recht entgegnete er, wenn er sich in Italien vertiefe und zu weit von den Alpen entferne, könne Kellermann durch eine neue österreichische Armee, die ohne Zweifel Beaulieu verstärken oder ersetzen werde, erdrückt werden und Oberitalien wieder verloren gehen. Die italienische Eroberung müsse in einer Hand allein liegen. „Besser ein schlechter General, als zwei gute." Das Directorium wagte nicht, ihm zu widersprechen, ließ ihm den Oberbefehl allein und schickte ihm Verstärkungen. General Clarke, welchen Carnot als Commissär des Directoriums zu ihm geschickt, um ihn zu überwachen, erkannte bald, daß in Bonaparte mehr

Zukunft liege als im Directorium, und vertauschte die Rolle des Wächters mit der eines ergebenen Dieners.

Nach Neapel war es Bonaparte zu weit, er gestand also diesem Staate schon am 5. Juni die Neutralität zu, erfreut genug, daß die Königin Karoline, Marie Antoinettes leidenschaftliche Schwester, ihn nicht angreifen ließ. Dagegen schickte er Augereau in den Kirchenstaat; Bologna, das immer eifersüchtig auf Rom war und ist, empfing die Franzosen als Befreier vom päpstlichen Joch und der arme Papst erkaufte am 23. Juni Bonapartes Gnade durch 21 Millionen Lire, Auslieferung schweren Geschützes, Oeffnung der Festung Ancona, Verpflegung französischer Truppen in den Legationen, 100 der herrlichsten Gemälde und 300 der werthvollsten Manuscripte aus den berühmten Sammlungen im Vatican. Auch hier plünderten die französischen Soldaten und erbitterten die Einwohner dergestalt, daß es zu einem blutigen Aufstand in Lugo bei Ferrara kam, der aber eben so energisch niedergeschmettert wurde, wie der lombardische. Bonaparte selbst begab sich nach Florenz und gewährte dem Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, der bisheran mit Frankreich in Frieden gelebt hatte, die Neutralität, ließ aber gleichwohl Livorno am 29. Juni von Franzosen einnehmen. Da die Engländer alle ihre Reichthümer auf 60 Schiffen schleunigst fortgeschafft hatten, ließen die Franzosen ihren Aerger an den unschuldigen Einwohnern aus und erpreßten von der Stadt 12 Millionen. An demselben Tage hatte sich die Citadelle von Mailand ergeben, was Bonaparte in Florenz an der Tafel des Großherzogs erfuhr, und zugleich die Einschließung Mantuas unter Serruriers Befehl begonnen. Mantua war aber schwer zu nehmen. Die Festung ist ringsum durch Seen geschützt, durch welche nur schmale Dämme einen Zugang öffnen. Nur der Hunger konnte diese fast unüberwindliche Festung fällen. Das schwere Geschütz war erst am 19. Juli in hinreichender Menge herbeigeschafft, um das Bombardement zu beginnen.

Durch die Niederlagen Beaulieus war der Hofkriegsrath in Wien nicht wenig aufgeschreckt worden und hatte sofort befohlen, die

Aufstellung am Mittelrhein zu schwächen, um Italien zu Hülfe zu kommen. Da sich Mantua noch lange halten konnte, so hätte Oesterreich vielleicht klüger gethan, sein Heer in den uneinnehmbaren Alpen zurückzuhalten, bis die Franzosen in Italien überall vom Aufruhr umwickelt und zugleich Venedig, Toscana, Rom und Neapel zu einem gemeinsamen Auftreten gegen Frankreich vermocht worden wären. Alsdann wäre das Heraustreten einer großen österreichischen Armee aus Tirol wahrscheinlich entscheidend gewesen. Indem sie sich aber allein in die Ebene hinauswagte, setzte sie sich großen Gefahren aus. Der alte Wurmser wurde mit einem Theil seines Heeres nach Tirol geschickt, der andere Theil desselben aber mit der großen Armee des Erzherzogs Karl vereinigt, der nunmehr allein gegen Jourdan und Moreau kämpfen mußte. Wurmser warf mit 40,000 Mann bei Rivoli ein französisches Corps unter Massena zurück, auf das er zuerst stieß, 29. Juli; Quasdanovich mit 20,000 Mann an der westlichen Seite des Gardasees hervorbrechend bei Salo ein anderes, worauf er Brescia besetzte und daselbst 2700 Franzosen gefangen nahm. Da faßte Bonaparte den genialen Entschluß, Serrurier von Mantua abzurufen, das Belagerungsgeschütz, das er mit so vieler Mühe erst zusammengebracht hatte, im Stich zu lassen und mit seiner ganzen Streitmacht von 45,000 Mann zuerst über den weit schwächeren Quasdanovich herzufallen, nach dessen Vernichtung ihm Wurmser nicht mehr gefährlich schien. Schon am 31. Juli überfiel er Quasdanovich bei Lonato, schlug ihn und nahm Brescia wieder. Wurmser aber zog, ohne einen Feind gesehen zu haben, am 1. August in Mantua ein, in dessen Mauern man so eben das erbeutete Belagerungsgeschütz einschleppte. Aber zu spät erkannte er den Fehler, seine Macht getheilt zu haben. Als er eilends aufbrach, um Quasdanovich zu retten, war dieser trotz abermaligen wüthenden Widerstandes bei Lonato am 3. August gänzlich besiegt worden. Drei zersprengte österreichische Bataillone ergaben sich am folgenden Tage an Bonaparte, der auf sie stieß und obgleich er nur 1500 Mann bei sich hatte, ihnen durch den Schrecken seiner persönlichen Gegenwart die Waffen entriß. Am 5. August wurde

Wurmser, der bisher nur den Nachtrapp Bonapartes erreicht und angegriffen hatte, plötzlich von dessen gesammter Macht bei Castiglione, indem sie Quasdanovichs Verfolgung aufgebend, sich nach ihm umwandte, überfallen und nach hartnäckigem Kampfe besiegt, konnte sich aber noch glücklich nach Tirol zurückziehen. Bonaparte war nicht im Stande, ihm den Weg dahin abzuschneiden, und so standen die Dinge wie vorher, nur daß er alles schwere Geschütz vor Mantua und überdies 4000 Gefangene verloren hatte, die Wurmser mit sich nahm.

Allein der Sieg war doch wieder an die französischen Fahnen geknüpft gewesen, Bonaparte hatte sich abermals als den unüberwindlichen bewährt. Unbegreiflicherweise ließ der greise Wurmser sich von seiner Hitze verleiten, denselben mißlungenen Plan noch einmal und jetzt mit geschwächten Kräften wieder aufzunehmen, indem er abermals in zwei getrennten Massen aus Tirol herausrückte und abermals 20,000 Mann, diesmal unter Davidovich, rechts vorschob, während er selbst mit 30,000 Mann gegen Vicenza drang. Nichts war natürlicher, als daß Bonaparte nun auch ganz dieselben Schläge führte, wie früher. Erst warf er seine ganze Streitmacht auf Davidovich und schlug ihn bei Roveredo am 4. September, dann wandte er sich blitzschnell in Wurmsers Rücken und schlug ihn am 8. bei Bassano gänzlich, ja er schnitt ihm diesmal auch den einzigen Rückzugsweg durchs Thal der Brenta ab und nöthigte ihn, sich hinter die Mauern von Mantua zu flüchten.

Ehe wir neue Verstärkungen aus Oesterreich in Italien ankommen sehen, was erst im November geschah, müssen wir uns an den Kriegsschauplatz am Rhein versetzen. Jourdan eröffnete seinen Feldzug erst am 1. Juni, indem er Kleber nach Düsseldorf voraussandte. Im ersten Gefecht bei Altenkirchen am 4. wichen die Oesterreicher zurück. Jetzt erst kam Erzherzog Karl bei der Armee an, ging zum Angriff über und schlug die vorgeschobenen Corps Jourdans, das erste unter Lefebvre bei Wetzlar am 15., das zweite unter Kleber bei Uckerath, worauf Jourdan sich eilends über den Rhein zurückzog. Um ihm Luft zu machen und den Krieg in das Herz von

Deutschland hinüberzuspielen, ging **Moreau** mit seinem Heere am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, ein schwächeres Corps unter General Ferino that dasselbe bei Basel und suchte über den Bodensee rasch nach Ulm vorzudringen. Durch Wurmsers Entfernung war Schwaben so gut wie entblößt. Ehe Erzherzog Karl herbeikommen konnte, hatte Moreau schon den Schwarzwald überstiegen und alle kleinen Corps, die sich ihm entgegenwarfen, zurückgeschlagen, zuerst die schwäbischen Kreistruppen unter Raglovich, die sich übrigens gut wehrten, bei Kehl, dann ein österreichisches Corps unter Sztarray bei Sasbach und die schwachen württembergischen Posten auf dem hohen Kniebis. In Eilmärschen kam zwar Erzherzog Karl durchs Murgthal herbei und lieferte Moreau eine Schlacht bei Malsch am 9. Juli, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge vertreiben und zog sich über Pforzheim nach Kannstadt zurück, um ihm hier noch einmal den Neckarübergang zu wehren, 18. Juli. Doch nach einer kurzen Kanonade zog er sich auch von hier zurück, um sich mit Wartensleben wieder zu vereinigen, den er zur Abwehr des abermals vordringenden Jourdan zurückgelassen hatte.

Baden, Württemberg und der ganze schwäbische Kreis unterwarf sich Moreau, zog die Kreistruppen von den Oesterreichern zurück (Erzherzog Karl ließ sie ziehen, nahm ihnen aber bei Biberach die Waffen ab), zahlte 25 Millionen Livres Kriegssteuer und lieferte Pferde, Lederwerk, Tuch, Lebensmittel in ungeheurer Menge, wobei nicht mitgerechnet ist, was die Franzosen im Einzelnen überall raubten oder erpreßten. Der alte Herzog Karl von Württemberg war 1793 gestorben, nachdem er noch eine vergebliche Reise nach Paris gemacht hatte, um die ihm gehörige Grafschaft Mömpelgard an die französische Republik zu verkaufen. Man gab ihm zu verstehen, daß man sie umsonst zu behalten hoffe. Ihm folgte in der Regierung sein gleichfalls schon bejahrter Bruder Ludwig Eugen, welcher 1795 starb, und Friedrich Eugen, der jetzt auf Mömpelgard förmlich verzichten mußte. Eine lächerlich kleine Partei von Freiheitsschwärmern, die eine schwäbische Republik zu gründen wünschte, wurde von Regnier, dem Chef des

Generalstabs unter Moreau, mit den Worten abgefertigt, wenn sie durch einen Aufstand das Einrücken der Franzosen erleichtert hätten, würde man sie anerkennen, aber hinter der Armee mache man keine Revolution mehr. Stuttgarter, die mit den französischen Völkererlösern fraternisiren wollten, wurden vorerst ihrer Uhren, guten Röcke und Stiefeln beraubt. In Moreaus Heer fand sich noch viel mehr Jakobinismus als in dem Bonapartes. Die Soldaten begingen in Schwaben große Schändlichkeiten. Ferinos Banden plünderten in den oberschwäbischen Kirchen, besudelten die Altäre, warfen die Hostien ihren Hunden vor, drehten Crucifixe wie Bratspieße im Feuer herum. In einem Nonnenkloster zu Memmingen setzten sie sich nackt zur Tafel und zwangen die Nonnen sie zu bedienen. In Berg bei Weingarten rissen sie die Figur eines Teufels von einer Gruppe ab und stellten sie ins Allerheiligste rc.

Jourdan ging am 28. Juni bei Neuwied abermals über den Rhein, ließ durch Lefebvre die Oesterreicher unter Wartensleben bei Friedberg zurückdrängen (9. Juli) und durch Kleber Frankfurt am Main wegnehmen (13. Juli.) Zum zweitenmal von den Franzosen erobert mußte diese Stadt 6 Millionen zahlen. Wartensleben wich über Würzburg zurück. Wie ein Strom ergoßen sich nun Jourdans plünderungssüchtige Horden über Franken. Auch der fränkische Kreis zahlte 16 Millionen und eine Menge Naturallieferungen. Das Rauben und wüste Schwelgen der französischen Soldaten war hier noch ärger wie in Schwaben und erbitterte das Landvolk aufs höchste. Graf Soden, der die Greuel mit ansah und beschrieben hat, erzählt die größten Abscheulichkeiten von Kirchenschändungen in den Bisthümern Würzburg und Bamberg. Zu hunderten flohen die jungen Mädchen in die Gebirge des Spessart und der Röhn, um sich vor Brutalität zu schützen. In charakteristischer Erinnerung an Robespierre pflegten damals die französischen Soldaten ihre nächtlichen Orgien mit Anzündung einer großen Schüssel voll Branntwein zu beginnen, deren blaue Flamme sie ihr **être suprême** nannten und um welche sie tanzten.

Das damalige Unglück des fränkischen Kreises wurde von

Preußen benützt, welches am 4. Juli Nürnberg, das Bisthum Eichstädt und die Besitzungen der fränkischen Ritterschaft mit seinen Truppen besetzen ließ, nicht um sie gegen Frankreich zu schützen, sondern um sie als künftigen Entschädigungspreis für die preußischen Abtretungen auf dem linken Rheinufer mit Beschlag zu belegen.

Erzherzog Karl befand sich zwischen den beiden feindlichen und siegreich vordringenden Armeen, während ihn nicht nur die schwäbischen, sondern auch die sächsischen Kreistruppen verließen. Allein er zog sich nicht weniger genial aus der Gefahr, wie Bonaparte, indem er seine Feinde einzeln packte, bevor sie sich vereinigen konnten. Am 11. August lieferte er Moreau noch eine unentschiedene Schlacht bei Neresheim, in welcher der tapfere französische General Desaix den linken Flügel der Oesterreicher unter Hotze (einem Schweizer) zurückwarf, Duhesme aber auf dem rechten Flügel vom österreichischen General Riese geschlagen und bis Heidenheim verfolgt wurde, von wo sich der große Armeepark Moreaus in Eile rettete. Erzherzog Karl hatte den General Frelich am Bodensee gegen Ferino aufgestellt, der aber zu schwach war und sich nach unbedeutenden Gefechten zurückzog. Bei ihm befand sich der Prinz Condé mit dem kleinen Rest der Emigrirten, die, von den Oesterreichern verspottet, am 13. August bei Mindelheim einen verzweifelten Angriff auf Ferinos Truppen machten und nach der tapfersten Gegenwehr größtentheils zusammengehauen wurden. Die wenigen, welche gefangen wurden, ließ Moreau heimlich frei. Damals hatte er eine Weisung vom Directorium in Paris erhalten, Bonapartes Armee in Italien zu unterstützen. Er zog demnach seinen rechten Flügel zu weit gegen das Gebirge und trennte sich dadurch von Jourdan, zur großen Genugthuung des Erzherzogs, der nur ein schwaches Corps unter Latour gegen Moreau stehen ließ, um diesen nach Baiern zu locken, während er selbst mit dem Gros seines Heeres am 17. August bei Donauwörth über die Donau ging, um sich auf Jourdan zu werfen.

Am gleichen Tage (17.) war Wartensleben bei Sulzbach von Jourdan ereilt und geschlagen worden, ohne jedoch an der Vereini-

gung seines Heeres mit dem des Erzherzogs gehindert werden zu können. Beide begrüßten sich mit Jubel und schon am 24. brachten sie Jourdan bei Amberg eine schwere Niederlage bei. Die Franzosen flohen durch die Stadt und bildeten jenseits derselben ein großes Quarré, um sich der wüthend einhauenden österreichischen Reiterei unter Wartensleben zu erwehren. Zweimal schlugen sie den Angriff ab, aber der dritte Choc zersprengte sie und 3000 Franzosen wurden niedergehauen. Noch einmal setzte sich Jourdan bei Würzburg am 3. September; aber auch hier erstürmte Wartensleben seine Batterien und er mußte nach einem Verlust von 6000 Todten und vielen Gefangenen weichen. Sein Rückzug durch den Spessart artete in wilde Flucht aus. Die treffliche Reiterei des Erzherzogs Karl war seinen aufgelösten Banden auf den Fersen und überall bewaffnete sich das wuthentbrannte Landvolk, um die Plünderungen zu rächen, und schlug nicht nur einzelne Franzosen, sondern ganze Abtheilungen todt, denn Dr. Röder und der Förster Witt sammelten einen Landsturm, der auch größere Massen angriff. Röder fiel im Kampfe. Die Franzosen schonten auch ihrerseits nichts mehr und verbrannten viele Dörfer. Bei Aschaffenburg erlitt Jourdans Nachhut unter Bernadotte noch eine Niederlage. Jourdan floh über den Rhein. Nur bei Limburg stellte sich der tapfere Marceau, der mittlerweile Mainz vergeblich belagert hatte, noch einmal dem Erzherzog Karl entgegen, am 16. Sept., und noch einmal bei Altenkirchen am 19., unterlag aber und fiel tödtlich verwundet in die Gefangenschaft des Erzherzogs, der den wie Bonaparte erst 27jährigen Jüngling vergebens durch seine besten Wundärzte zu retten suchte und als er dennoch starb, feierlich beerdigen und mit einer allgemeinen Salve ehren ließ. Jourdan legte sein Commando nieder und überließ sein zertrümmertes Heer dem General Beurnonville.

Unterdeß hatte sich Moreaus Heer nach einem kleinen Sieg über Latour bei Friedberg am 24. August über Bayern ergossen. Anstatt sich zu wehren, floh Karl Theodor nach Sachsen und erkaufte den Frieden um 10 Millionen, die gewöhnlichen Armeelieferungen und die 10 besten Gemälde aus der berühmten Münchner

Bildergalerie. Da war Moreau guter Dinge, bis die Schreckensnachrichten von Jourdans Heer eintrafen. Moreau erachtete sich nicht stark genug, weder um auf Wien loszugehen, noch das gefährliche Tirol zu forciren, und bequemte sich daher zum Rückzug auf dem nächsten Wege. Latour suchte ihm zuvorzukommen, war aber zu schwach und wurde bei Ravensburg zurückgedrängt. Moreau wagte den gefährlichen Weg durch das berühmte Höllenthal einzuschlagen, welches mehrere Stunden lang durch eng sich drängende schauerliche Felsen führt. Schon im Allgäu waren die Bauern aufgestanden und hatten eine Menge Franzosen todt geschlagen. Im Schwarzwald war das Volk nicht minder erbittert. Auch hatten sich einige kleine österreichische Streifkorps unter Petrasch und Nauendorf hinter Ferinos Rücken im Schwarzwald eingeschlichen, welche hingereicht haben würden, das Höllenthal unzugänglich zu machen; aber sie waren von Moreaus Rückzugsweg nicht unterrichtet und ließen sich von einzelnen französischen Corps bei Villingen und Rottweil zurückwerfen, indeß Moreaus Hauptheer am 11. unbehindert durch die Hölle kam. Dieses Thal des Flüßchens Treisam mündet bei Freiburg im Breisgau in das weite Rheinthal aus und Moreau hatte bereits einen Theil seines Heeres bei Breisach und Hüningen über den Rhein gesetzt, als der Erzherzog, zu spät eintreffend, noch den Rest angriff und schlug, das Entkommen des Hauptheers über den Rhein aber nicht mehr verhindern konnte. Das Directorium glaubte diesen Rückzug Moreaus rühmen zu müssen als ein **non plus ultra** von Meisterschaft, Bonaparte aber (der an Moreau eine Million aus seiner italienischen Beute geschickt hatte, um ihn durch diese Artigkeit zu demüthigen) sagte spottend: „ein schöner Rückzug, ja, aber ein Rückzug!“

Bonaparte benutzte die kurze Zeit der Ruhe nach Wurmsers Niederlagen, um in Italiens neuer Organisirung vorzuschreiten. Dem Herzog von Modena, der sich nach Venedig zurückgezogen hatte, nahm er unter dem Vorwand, er habe Mantua mit Lebensmitteln unterstützt, sein Land weg (8. Oct.) und vereinigte es mit Reggio und den päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara zu einer cis-

padanischen Republik, unabhängig von der lombardischen, die sich gleichfalls unter seinen Augen bildete. Durch ihre Vereinigung wären sie ihm zu stark gewesen, er wollte über viele kleine herrschen. Der kühne englische Admiral Nelson hatte unter den Mauern von Genua ein französisches Schiff gekapert. Zur Strafe mußte diese Republik nun 2 Millionen zahlen, 2 weitere leihen, den Engländern Krieg erklären, 9. Oct. Auch Corsika entriß Bonaparte den Engländern wieder. Diese hatten durch ihre Gewaltthätigkeiten die Corsen erbittert, und Admiral Elliot fand es gerathener, die Insel zu verlassen, als einen schwierigen Kampf fortzusetzen. Bonaparte ließ die Insel am 20. Oct. durch ein Corps unter Gentili in Besitz nehmen. Während Wurmsers Heranzug hatten der Papst und Neapel sich feindlich gezeigt, nach seiner Niederlage aber baten sie um Frieden. Bonaparte hatte seine Gemahlin aus Paris kommen lassen und hielt mit ihr schon eine Art von Hof in Mailand. Alles huldigte ihm hier. Auch verbannte Polen kamen, als ihr Sprecher Graf Sulkowski. Bonaparte tröstete sie, konnte aber zunächst nichts für sie thun, denn die französische Verfassung duldete nicht, Fremde in Sold zu nehmen. Aber er bildete eine polnische Legion unter dem tapfern Dombrowski im Solde der italienischen Republiken.

Oesterreich säumte nicht, nachdem es am Rhein Sieger geblieben war, ein neues Heer nach Italien zu schicken. Diesmal war es nothwendig, aus den Tiroler und Krainer Alpen hervorzubrechen und in die Ebene der Lombardei hinabzusteigen, weil die Festung Mantua das zahlreiche Heer Wurmsers nicht lange mehr ernähren konnte, also um jeden Preis entsetzt werden mußte. Den Oberbefehl über die Oesterreicher erhielt Alvinzy, der trotz den früheren Erfahrungen wieder den alten Fehler beging, sein Heer in eine größere und kleinere Hälfte zu theilen. Er selbst führte 30,000 Mann aus Friaul herbei, ging am 2. November über die Piave, schlug am 6. die vorgeschobenen Corps von Massena und Augereau an der Brenta und griff am 11. November Bonaparte selber vor Verona an. Nach diesem ersten Gefecht packte ihn Bonaparte am folgenden Tage bei Caldiero

mit seiner ganzen Macht, fand aber so heftigen Widerstand, daß er sich zurückzog und in nicht geringe Sorge kam, weil das zweite österreichische Heer unter Davidovich, 25,000 Mann stark, aus Tirol herauskam und das ihm entgegengeschickte kleine Corps von Vaubois schon in vier Gefechten zurückgeschlagen hatte. Aber Davidovich hielt sich zu lange auf und ließ Bonaparte Zeit, am 15. bei Arcole einen neuen wüthenden Angriff auf Alvinzy zu machen, den er um jeden Preis zurückschlagen wollte, ehe Davidovich ihm in den Rücken käme. Hätte Alvinzy die 25,000 Mann Davidovichs gleich anfangs bei sich gehabt, so würde er, zumal bei der muthigen Stimmung seiner Truppen, unfehlbar über Bonaparte gesiegt haben. Auch ohne sie blieb er an diesem Tage Meister des Schlachtfeldes. Bonaparte machte die verzweifeltsten Anstrengungen, den Damm und die Brücke zu forciren, die hier über den Apone und seine sumpfigen Ufer führten, auf die aber die Oesterreicher ein mörderisches Feuer richteten. Hier war mehr als Lodi. Vergebens trug Augereau, nachher Bonaparte selbst den Seinen die Fahne voraus, sie wichen. Sein Adjutant Muinon fiel neben ihm, Lannes wurde neben ihm verwundet, er selbst von seinen fliehenden Soldaten in den Sumpf hinabgerissen und entkam mit genauer Noth. Am andern Tage umging er aber die Stellung Alvinzys und nöthigte ihn durch seine geschickten Manöuvres, am dritten Tage dieselbe zu verlassen und hinter die Brenta zurückzugehen. In dieser dreitägigen Schlacht verlor jeder Theil etwa 10,000 Mann. Wenn Davidovich schon da gewesen und Wurmser mit seinen beträchtlichen Steitkräften nicht unbegreiflicherweise in Mantua ganz ruhig sitzen geblieben, sondern hervorgebrochen und in Bonapartes Rücken gefallen wäre, so war dieser, wie er selbst wohl wußte, verloren. Jetzt konnte er sich mit überlegener Macht gegen Davidovich umwenden, der nach einem unbedeutenden Gefecht bei Campara am 21. für klüger hielt, zurückzugehen. So war denn trotz der herrlichsten Waffenthaten der österreichischen Regimenter durch die ungeschickte Disposition der Generale wieder alles verloren worden.

Inzwischen brachen neue Empörungen des Volks in der cispa-

danischen Republik aus, in Folge der fortdauernden Plünderungen; Bonaparte ließ sie durch General Rusca dämpfen in Grafignana, Castel Nuovo, Comordia, Carrara. Um keinen festen Punkt des Feindes im Rücken zu lassen, nahm er durch einen listigen Ueberfall die venetianische Stadt Bergamo ein. Aber nur durch Gewalt und Schrecken vermochte er die Italiener niederzuhalten, die aufs tiefste erbittert waren. Er selber klagte über die schamlosen Räubereien der Kriegscommissäre, die er auch verhaften ließ, die aber immer milde Richter fanden. Es war ihm wohl nicht ernst oder sah er durch die Finger, weil seine Generale und Soldaten es nicht besser machten. Das Corps, welches Mantua belagerte, litt den Winter über sehr durch Krankheiten wegen der feuchten Luft dieser Gegend.

Am 7. Januar 1797 unternahm Alvinzy einen neuen Feldzug, aber auch diesmal wieder nach der unverbesserlichen Praxis, sein Heer zu theilen und jede Hälfte einzeln schlagen zu lassen. Der eine Heertheil von 9000 Mann unter Provera kam von der Brenta her, schlug Augereau bei Bevilaqua am 8., bei Legnano am 9. und kam glücklich vor Mantua an. Der andere Heertheil von 26,000 Mann unter Alvinzy selbst kam aus Tirol und drängte das unter Joubert vorgeschobene Corps nach Rivoli, wo es sich am 13. in fester Stellung zwischen hohen Bergen so lange hielt, bis Bonaparte selbst herbeikommen konnte, der am folgenden Tage die steilen Höhen besetzen ließ, die Oesterreicher von mehreren Seiten faßte und gänzlich zerrüttete, so daß er 10—12,000 Gefangene machte. General Lusignan hatte mit 5000 Mann die Franzosen im Rücken fassen sollen, kam aber durch tiefen Schnee gehindert zu spät, wurde jetzt selbst umzingelt und mußte sich gefangen geben. Bonaparte brach aber augenblicklich wieder auf und kam nach einem Gewaltmarsch vor Mantua an, ehe noch Provera im Stande gewesen war, mit Hülfe Wurmsers, der aus der Festung ausfiel, das französische Belagerungscorps unter Miollis, welches am 15. sich aufs heldenmüthigste wehrte, zu überwältigen. Am 16. war Bonaparte schon da, schlug Wurmser zurück und nahm Proveras ganzes Corps gefangen. Noch niemals hatte er so rasche und entscheidende Schläge geführt und niemand machte

ihm mehr den Ruhm des ersten Feldherrn der Welt streitig. Ganz Frankreich brach in Bewunderung aus und das Directorium fand nicht Worte genug, ihn zu preisen, als Bessières mit den eroberten Fahnen in Paris ankam.

Nun konnte sich auch Mantua nicht länger halten. Schlechte Nahrung und die Sumpfluft erzeugten eine Seuche, an der 17,000 Mann von der Besatzung schon gestorben waren und 6000 noch darniederlagen, der Rest von 12,000 Mann hatte bereits die Pferde verzehrt und nichts mehr zu essen. Da mußte der alte Wurmser mit schwerem Herzen das letzte Bollwerk Oesterreichs in Italien übergeben, am 2. Februar. Er selbst, seine Stabsoffiziere, 700 Mann mit 6 Kanonen erhielten freien Abzug, die übrige Besatzung wurde kriegsgefangen. Die eroberten Fahnen brachte Augereau nach Paris. Dieser General, der Sohn einer armen Obsthändlerin aus der Vorstadt St. Marceau, zog jetzt triumphirend in seine Vaterstadt ein.

Gerade in diesem merkwürdigen Zeitpunkt erhielt Bonaparte eine dringende Aufforderung vom Directorium, dem Papstthum in Rom den Garaus zu machen. „Sie sind, lautete das Schreiben, zu sehr gewohnt nachzudenken, als daß Sie nicht eben so gut wie wir einsehen sollten, daß die römisch-katholische Kirche die unversöhnliche Feindin der Republik bleiben wird. Im Innern Frankreichs werden wir sie unschädlich zu machen wissen, aber es ist von hoher Wichtigkeit, auch den Mittelpunkt ihrer Macht in Rom selbst zu zerstören, und es ist an Ihnen, diesen Wunsch zu erfüllen.“ Das war von Seiten nicht nur der alten Jakobiner, sondern auch der gemäßigten Philosophen in der Directorialpartei vollkommener Ernst und Ausdruck des antikirchlichen Fanatismus, der schon vor der Revolution weit verbreitet gewesen war. Man wollte aber zugleich dem General Bonaparte eine Falle legen. Er sollte, indem er das Papstthum ausrottete, das Gegentheil von dem thun, was Karl der Große gethan hatte. Er sollte sich selbst jeden Weg zum Thron versperren, indem er den Altar niederriß, er sollte mit dem Alten so auffallend als immer möglich brechen. Aber das war es, was er nicht wollte.

Er benahm sich sehr klug. Eilends und gleichsam in blindem Eifer, den Befehl des Directoriums zu vollstrecken, kündigte er dem Papst den Krieg an. Der unglückliche Papst war schon lange in Rom durch eine vom französischen Gesandten Cacault geleitete revolutionäre Partei auf alle Art bedrängt und listig inducirt worden, um etwas zu thun, was einen Vorwand lieh, ihn zu stürzen, aber er hatte sich immer vorsichtig benommen. Jetzt wurde man brutal und griff ihn ohne weiteres an. Bonaparte schickte 13,000 Mann unter Victor gegen Rom und begab sich selbst nach Ancona und Loretto. An letzterem weltberühmten Wallfahrtsort fand sich jedoch von dem unermeßlichen Schatz der Mutter Gottes nur noch etwa eine Million an Werth zum plündern vor, das übrige war vorher geborgen worden. Wie eine Heerde Wölfe über ein armes Lamm fielen die Franzosen über den greisen Pius her, dessen schwache Armee sich ergab. Niemand zweifelte, es sey nun aus mit Rom. Aber Bonaparte täuschte die schadenfrohe Welt und schloß mit den bittend zu ihm kommenden Gesandten des Papstes am 19. Februar zu Tolentino einen Frieden, in welchem Rom seine Rechte auf Avignon, Bologna und Ferrara und die Festung Ancona aufopferte und 13 Millionen Kriegskosten zahlte, im übrigen aber unangetastet gelassen wurde. Somit blieb Pius VI. auf dem heiligen Stuhl und behielt den Kirchenstaat, wenn auch geschmälert, eine Schonung, die er ganz allein Bonaparte verdankte und in der sich deutlich ein Hintergedanke dieses Generals verräth. Man darf nicht zweifeln, daß Bonaparte damals schon vorausgesehen hat, der Papst werde ihm einmal mehr von Nutzen seyn, als die irreligiöse Jakobinerpartei. Das Directorium aber ließ sich sein willkürliches Verfahren gefallen, weil es ihn nicht entbehren konnte. Auch Parma wurde von Bonaparte geschont, aus Rücksicht für Spanien, dem man schmeichelte, da es sich an Frankreich anschmiegte.

Erzherzog Karl hatte den Winter über am Rhein noch die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen wegnehmen lassen und beeilte sich im Beginn des Frühjahrs, Bonaparte in Italien anzugreifen. Aber die Oesterreicher rüsteten und marschirten zu langsam. Der

Erzherzog hatte erst 20,000 Mann am Tagliamento und seine Verstärkungen von der Rheinarmee waren noch unterwegs, als Bonaparte schon, beträchtlich verstärkt durch die von Moreaus Heer zu ihm gelangten Corps unter Delmas und Bernadotte, den Feldzug eröffnete und in die Alpenkette selber eindrang, um gegen Wien vorzurücken. Er selbst zog mit 40,000 Mann gegen den Erzherzog, während Joubert mit 20,000 Mann durch Tirol vordringen sollte. Karl war zu schwach und zog sich, Triest preisgebend, nach Villach in Kärnthen zurück. Bonaparte schrieb damals an das Directorium: bisher hatte ich Armeen ohne einen Feldherrn gegen mich, jetzt einen Feldherrn ohne Armee. Als der Erzherzog die Franzosen in dem Gebirgspaß von Tarvis aufhalten wollte, blieben seine Truppen zum Theil im tiefen Schnee stecken, Massena hatte den Paß schon früher besetzt, und alle Anstrengungen, ihn daraus zu vertreiben, mißlangen. Nach dreimaligen verzweifelten Angriffen am 21.—23. März mußte Karl weichen und das von den Franzosen umzingelte Corps unter Bajahlich sich gefangen geben. Bonaparte nannte das „die Schlacht über den Wolken," weil auf den hohen Gebirgen der Nebel unter den Kämpfenden lag. Der Erzherzog brachte nur noch 14,000 Mann nach Klagenfurt, Seckendorf mit 5000 Mann war in Laibach, Kerpen mit 14,000 Mann in Tirol bereits von ihm abgeschnitten. Joubert, der durch Tirol vordringen sollte, um die vom Rhein kommenden österreichischen Verstärkungen abzuschneiden, erreichte seinen Zweck nicht, denn obgleich Kerpen vor ihm bis über den Brenner zurückwich, standen doch die Tiroler Bauern an allen Orten auf und beunruhigten die Franzosen in dem engen Gebirgsterrain von allen Seiten dermaßen, daß er es vorzog, vom Brenner wieder zurückzuweichen und sich einen Weg durchs Pusterthal nach Kärnthen zu bahnen, wo er sich nach einem Verlust von 6—8000 Mann mit Bonaparte vereinigte. Der letztere hatte ihm eine höchst merkwürdige Instruction für Tirol gegeben. Die Franzosen sollten hier die Kirchen ehren, die Priester zu gewinnen trachten, vom Kaiser nur Gutes reden, nichts contribuiren, nichts stehlen, nichts im Bestehenden ändern. Man sieht daraus, wie gut er unterrichtet

war. Aber die braven Tiroler hörten nicht auf Joubert oder antworteten ihm nur mit dem Donner ihrer Stutzen.

Gleichzeitig hatte Bernadotte Triest und Görz besetzt, aber vor Gradiska, das er mit Sturm nehmen mußte, 500 Todte verloren. Er sowohl, als alle Offiziere und Truppen von der Rheinarmee wetteiferten, es den alten Truppen Bonapartes gleich zu thun, und waren nur zu hitzig. Es brauchte einige Zeit, bis diese Heertheile sich mischten. Anfangs geriethen sie unter einander in wüthenden Streit, weil die vom Rhein sich noch citoyens, Bonapartes Soldaten aber schon monsieurs genannt wissen wollten. Uebrigens sucht man unter diesen Truppen vergebens nach Italienern. Bonaparte hatte nur eine 1500 Mann starke lombardische Legion errichten lassen, sey es weil er mißtraute, oder weil das lombardische Landvolk sich nicht dazu hergab. Von Bassano aus hatte dagegen Bonaparte bereits am 10. März eine Proklamation an seine Armee erlassen, worin er ihr die Aufgabe stellte, „der tapfern ungarischen Nation die Freiheit zu bringen.“ Er fand aber keine Sympathien in Ungarn, man rüstete sich dort vielmehr sehr ernstlich gegen ihn.

Der Erzherzog mußte sich auch von Klagenfurt zurückziehen und Bonaparte folgte ihm unaufhaltsam. Als er nach einem unbedeutenden Gefecht in Judenburg eingerückt war und sich nur noch 18 Meilen von Wien befand, ersuchte ihn der Erzherzog um einen Waffenstillstand, der am 7. April zu Leoben abgeschlossen wurde. Die Oesterreicher waren in der That noch nicht gerüstet, Wien zu vertheidigen, ihre Corps waren alle noch zu sehr zerstreut und Bonapartes Schnelligkeit hatte das Zusammenziehen derselben vereitelt. Auf der andern Seite mißkannte Bonaparte selber nicht, daß er in großer Gefahr schwebte. Von allen Seiten waren Verstärkungen und neu ausgehobene Truppen der Oesterreicher gegen ihn im Anmarsch, die Ungarn und Croaten erhoben sich. Die letzteren unter Casimir nahmen Fiume und Triest wieder ein. Venedig erklärte sich endlich gegen die Franzosen, das Volk stand auf in Verona und am Gebirge hin bis nach Bergamo. Ganz Tirol war bewaffnet. Wenn also Bonaparte auch in Wien eingerückt wäre, so

würde es sein Grab geworden seyn, denn er war durch hohe Gebirge, feindliche Heere und Volksaufgebote von seiner Operationsbasis abgeschnitten. Aber Kaiser Franz ließ sich durch seine Gemahlin Maria Theresia, Tochter der Königin Karoline von Neapel, seiner Tante, zum Frieden bewegen, weil Karoline dadurch allein Neapel retten zu können hoffte. Deshalb war es auch der Neapolitaner Marchese de Gallo, dem der deutsche Kaiser die Unterhandlungen mit Bonaparte übertrug. Dieser freute sich über ein solches Entgegenkommen und machte dem Kaiser den Abschluß eines Friedens noch genehmer durch das Versprechen reicher Entschädigungen für die Verluste der Niederlande und der Lombardei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bonaparte die Aussöhnung auch deshalb beschleunigte, weil er allein der Friedensstifter seyn wollte, wie er allein bisher der Sieger gewesen war. In demselben Frühjahr nämlich hatte das Directorium auch die ehemalige Jourdan'sche, jetzt von Hoche befehligte, und die Moreau'sche Armee wieder über den Rhein geschickt; Hoche drängte am 18. April die Oesterreicher unter Werneck bei Neuwied, Moreau am 21. die unter Latour bei Kehl zurück und sie hätten, wenn sie weiter vorgedrungen wären, glückliche Nebenbuhler Bonapartes, vielleicht gar seine Retter aus der Gefahr werden müssen. Solche Hülfe wäre ihm lästig und seinem Ehrgeiz unerträglich gewesen. Wie groß sein Ansehen bereits war, erkennt man daraus, daß Moreau und Hoche, als sie von seinem Waffenstillstand hörten, sogleich auch ihre Waffen ruhen ließen. Das Directorium schien nicht mehr dem General Bonaparte Weisungen zu ertheilen, sondern sie von ihm zu empfangen.

Hoche, jung und feurig wie Bonaparte, hatte weniger Glück. Er war im vorhergegangenen Winter zu einer abenteuerlichen Expedition nach Irland geschickt worden. Je weniger die Engländer an diesem Kriege theilnahmen, um so kühner glaubte das Directorium gegen sie die Offensive ergreifen zu müssen. Durch Bestechung Godoys und Beschmeichelung der Königin von Spanien war es ihm gelungen, Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England zu bringen und die spanische Flotte mit der französischen zu vereinigen, 5. Oct.

1796. Am 31. desselben Monats sperrte das Directorium alle italienischen, wie holländischen und französischen Häfen den englischen Waaren, (der erste Anfang des berüchtigten Continentalsystems). Am 15. Dezember ließ es eine Flotte mit 16,000 Mann Landungstruppen unter Hoche von Brest auslaufen, um Irland zu insurgiren. Die Truppen landeten in Irland, aber Hoches Schiff wurde durch Stürme verschlagen. Vergebens harrten seiner die Truppen und kehrten muthlos am Neujahrstage nach Brest zurück, während Hoche endlich zur irischen Küste gelangte, nun aber seine Soldaten nicht mehr fand und gleichfalls umkehrte. Jetzt ergriff England die Offensive, eine englische Flotte unter Jervis schlug die spanische bei Cap Vincent, 14. Februar 1797, wobei Nelson sich auszeichnete. Am 15. April aber brach auf den englischen Schiffen im Hafen zu Portsmouth ein gefährlicher Aufstand der Matrosen aus, weil sie sich im Sold und in den Prisengeldern verkürzt sahen und, schon angesteckt vom französischen Freiheits- und Bürgergeist, die harte Schiffsdisciplin nicht mehr dulden wollten. Das Parlament bewilligte ihnen soviel, daß sie sich zufrieden gaben. Als nun auch die Flotte bei Plymouth und sogar die in der Themse dicht vor London rebellirte, die letztere unter Anführung des kühnen Matrosen Parker, waren es jene frühern Aufrührer selbst, welche die spätern wieder zur Ruhe brachten. Parker und zwölf andere wurden hingerichtet. Auf Jervis' Flotte, die vor Cadix lag, wurde dem Aufruhr durch blutige Hinrichtungen vorgebeugt. Jervis erwarb sich großes Verdienst um das englische Seewesen durch Disciplin und Gesundheitspflege. Man hatte die Revolution auf den Schiffen „die schwimmende Republik" genannt. Sie erklärt sich aus dem Umstand, daß England damals, wie noch heute, sehr viele Ausländer unter seinen Matrosen zählte, von früher Jugend an mit der See vertraute, aber unbeschäftigte Bewohner der Nord- und Ostseeküsten, Verbannte und Wildfänge aus allen Ländern. Das englische Landvolk war weit entfernt, die französische Revolution nachahmen zu wollen, und der Aufruhr der Matrosen hatte keinen Hinterhalt im Volke. Am 11. October brachte der englische Admiral Duncan der holländischen Flotte unter Dewinter

bei Egmond op Zee eine schwere Niederlage bei und nahm ihr 10 große Kriegsschiffe weg, erlitt jedoch großen Verlust dabei.

Nachdem Bonaparte zu Leoben das Friedenswerk geschickt eingeleitet hatte und vor den Oesterreichern sicher war, eilte er nach Italien zurück. Er schickte Junot voran, der dem Senat von Venedig nur die Wahl ließ zwischen Krieg oder einem schimpflichen Frieden. Das kräftige Bergvolk der Bergamasken hatte bereits zu den Waffen gegriffen mit dem Ruf: „Tod den Franzosen!“ Die Empörung dehnte sich über Brescia und Crema aus. Am zweiten Osterfeiertage, 17. April, stand auch rings um und in **Verona** das Volk auf und mordete alle Franzosen, die sich nicht in die Citadelle retten konnten, etwa 400 Mann. In Venedig selbst hatte man 11,000 tapfere Slavonier kommen lassen und ein französisches Schiff, das im Hafen lag, in den Grund gebohrt. Aber der Waffenstillstand mit Oesterreich machte alle diese Bewegungen stocken. Die französischen Truppen kehrten zurück. Augereau züchtigte Verona, indem er die Häupter des Aufstandes erschießen ließ und die Stadt ganz ausraubte. In kaum minderem Grade wiederholten sich diese Plünderungen auch an andern Orten, z. B. in Vicenza.

Venedig hatte, um die Directoren zu bestechen, 10 Millionen nach Paris gesandt. Allein Bonaparte kümmerte sich darum nicht. Gleichwohl hätte sich Venedig, die rings vom Meer umgebene Stadt, lange gegen Bonaparte halten können, der keine Schiffe hatte, wenn die Regierung der Republik nicht gar zu erbärmlich gewesen wäre. Das gesetzliche Oberhaupt, der Doge, damals der greise Luigi Manini, war unfähig. Der Senat hatte alle Untugenden und Schwächen einer gealterten Aristokratie an sich, Geiz, Feigheit, Arglist. Unfähig, das Volk zu begeistern, schwebten die Nobili nur in Angst, wie sie ihren Privatbesitz retten sollten. Ueberdies trat eine Partei auf, die demokratische Formen wollte. Anstatt mit Hülfe der Slavonier über diese kleine Partei herzufallen, glaubte sich der Senat die Gnade des französischen Directoriums zu erkaufen, indem er seinen Vorrechten entsagte und die aristokratische Verfassung Venedigs in eine demokratische umänderte, am 12. Mai. Allein

die Slavonier litten es nicht, sondern verfolgten die Franzosenfreunde und plünderten ihre Häuser. Die neue Regierung wagte nicht sich zu constituiren, bis französische Truppen zu ihrem Schutz eingerückt seyn würden. Salembeni, ein alter Malteser, stellte sich an die Spitze einer Schaar von Männern, die um jeden Preis die Plünderungen der Slavonier enden wollte und diese wirklich zurücktrieb und zur Einschiffung nach Dalmatien bewog. Darauf öffnete man den Franzosen heimlich die Thore und sie zogen unter Baraguay d'Hilliers in der Nacht des 12. Mai so still ein, daß die Einwohner nichts bemerkten, bis sie am andern Morgen die ganze Stadt von ihnen besetzt fanden. Die Aristokratie verlor ihre Souveränetät, behielt aber ihre Güter. Bonaparte machte nur mäßige Forderungen, eine Contribution von 6 Millionen, 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 20 der besten Gemälde (insbesondere die herrlichsten Titians) und 500 Manuscripte. So ging die uralte, einst höchst ehrwürdige und mächtige Republik Venedig unter, altersschwach und ruhmlos. In Kraft der geheimen Verabredungen mit Oesterreich wurde das zu Venedig gehörige Istrien und Dalmatien von Oesterreichern besetzt, die ionischen Inseln, Corfu rc., aber von einer französischen Flotte unter Brueys in Besitz genommen (28. Juni) und Frankreich als ägeisches Departement einverleibt.

Ein gleiches Schicksal wie Venedig traf auch ihre alte Schwesterrepublik Genua. Hier machte der französische Gesandte Faypoult dem alten Dogen, Giacomo Brignole, und der Aristokratie bange, plünderten die Kohlenträger die Häuser der Franzosenfreunde, forderten die Franzosen dafür Genugthuung und dankte die alte Regierung am 5. Juni ab, um einer demokratischen Platz zu machen. Auch nannte sich die Republik von nun an die ligurische.

Die neuen Wahlen in der cispadanischen Republik waren unter dem Einfluß der Geistlichkeit so päpstlich ausgefallen, daß es Bonaparte doch für gefährlich hielt, diese Republik für sich bestehen zu lassen; sie würde ein Bollwerk für den Papst und Neapel geworden seyn. Er vereinigte sie daher mit der Lombardei und dem bisher venetianischen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona in eine

einzige, die s. g. cisalpinische Republik, die eine der französischen ganz ähnliche Verfassung erhielt. Ihre Directoren waren Bonapartes Creaturen, Serbelloni, Moscati, Alessandri, Paradisi und Contarini. Er weihte die neue Republik, als seine Schöpfung, am 9. Juli auf dem großen Bundesfelde vor Mailand mit höchster Feierlichkeit ein und nahm dabei strenge Rücksicht auf die kirchlichen Gewohnheiten und Meinungen des Volks. Der Erzbischof von Mailand las die Messe, die Feier begann und schloß mit katholischen Ceremonien, zum Aerger vieler alter Jakobiner im Heere. Damals faßte Bonaparte auch den Gedanken, den er später ausführte, Italien mit Frankreich durch die Simplonstraße zu verbinden. Oberitalien, der Schauplatz seines Ruhmes, die Heimath seines schönsten Jugendglücks, lag ihm seitdem immer sehr am Herzen. Als die den Graubündtnern unterthänigen Orte Veltlin, Chiavenna und Bormio mit ihren Alpenthälern in die cisalpinische Republik einverleibt zu werden wünschten, erfüllte er am 22. Oct. ihren Wunsch und die Schweiz wagte nicht, es zu hindern.

Mittlerweile setzte er unabläßig die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich fort, welches sie absichtlich in die Länge zog. Oesterreich nämlich, wie auch England, hofften damals auf eine Contrerevolution in Paris, durch welche die Royalisten zur Herrschaft kommen sollten. Allein die Republikaner siegten (18. Fructidor, 4. Sept.), und seitdem konnte Oesterreich nur noch durch Bonaparte bei den Friedensunterhandlungen etwas zu erreichen hoffen. Die Basis derselben war, daß Oesterreich für die Verluste der Niederlande und der Lombardei reichlich entschädigt werden sollte. Das Directorium in Paris wünschte, diese Entschädigungen sollten lediglich im deutschen Reiche gesucht und Oesterreich ganz von Italien abgeschnitten werden. Bonaparte jedoch war mit Oesterreich einverstanden, daß diesem Venedig zufalle, und er setzte seine Meinung durch. Er ging nämlich davon aus, daß entweder kein Friede möglich, oder daß Oesterreich durch allzu umfangreiche Entschädigungen in Deutschland unmittelbar an der französischen Grenze allzu mächtig werden müßte, wenn man es nicht durch das abge=

legenere Venedig befriedige. Bonaparte benahm sich auch hier wieder als Meister des Terrains und imponirte ebenso seinen Obern im Directorium wie dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobenzl. Als dieser auf der Villa Campo Formio bei Fiume, wo die Unterhandlungen Statt fanden, sehr zähe in seinen Forderungen war, warf Bonaparte eine kostbare Tasse, ein Geschenk, welches Cobenzl von der Kaiserin Katharina II. erhalten hatte, zu Boden in tausend Stücken und rief aus: „so werde ich Oesterreich zerschmettern!“ Cobenzl soll sich durch diese rohe Renommisterei wirklich haben einschüchtern lassen. Entscheidend für Oesterreich war wohl nur der ihm heimlich durch Talleyrand mitgetheilte Vertrag vom 3. August, in welchem Frankreich mit Preußen die Beraubung des deutschen Reichs verabredet hatte. Oesterreich konnte jetzt nicht mehr hoffen, das deutsche Reich zu retten, zog es also vor, mitzutheilen und mitzurauben. Cobenzl schloß demnach rasch mit Bonaparte ab und mußte zufrieden seyn, daß ihm noch so viel bewilligt wurde. Außer Venedig, von dessen Gebiet nur Brescia und Bergamo an die cisalpinische Republik und die ionischen Inseln an Frankreich abfielen, sollte Oesterreich das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Passau, Bayern bis zum Inn und noch viele zu säcularisirende Gebiete in Schwaben erhalten, was jedoch alles erst auf einem nach Rastadt anberaumten Congreß formulirt werden sollte, wo sich das deutsche Reich über die Säcularisationen vereinbaren würde. Das war ein reicher Ersatz für die verlorenen Niederlande und die Lombardei. Oesterreich verlor aber mehr als diese Länder, nämlich den moralischen Nimbus als Oberhaupt des deutschen Reichs. Es gab nicht nur das ganze linke Rheinufer und die Lombardei (die zunächst deutsches Reichslehen und erst in zweiter Linie österreichisches Erbe war) den Franzosen Preis, sondern ließ sich auch durch deutsche Reichsländer entschädigen. Aber auch die Republikaner in Frankreich sahen eine Entweihung ihres Princips in der Auslieferung der Republik Venedig an die absolute Monarchie in Oesterreich und warfen es Bonaparte bitter vor. Er erwiderte nur: ich habe Venedig den Oesterreichern nicht geschenkt, nur geborgt. Er rechnete

also damals schon auf neue Kriege. Ueberdies hatte er Venedig, ehe er es den Oesterreichern abtrat, vollständig ausgesogen, alles Staatseigenthum, das Arsenal, die Flotte ꝛc. und ungeheure Contributionen, endlich als Siegeszeichen die berühmten antiken vier Rosse von Bronze, die mit einem Siegeswagen seit undenklicher Zeit den Marcusplatz geziert hatten, mitgenommen. — Edler war seine Handlungsweise, indem er im Frieden die endliche Auslieferung Lafayettes und seiner Mitgefangenen ausbedung. Endlich sollte der Herzog von Modena mit dem Breisgau entschädigt werden, Preußen aber (wie Frankreich mit Oesterreich in einem geheimen Artikel verabredete) keine neuen Erwerbungen machen dürfen. Unter diesen Bedingungen wurde nun am 17. October der berühmte Friede von Campo Formio abgeschlossen.

Venedig konnte Bonapartes Treulosigkeit kaum begreifen. Am Pfingsttage hatte er noch die demokratische Regierung daselbst einen Freiheitsbaum aufrichten und sich in Jakobinismus berauschen lassen und jetzt ließ er sie zu österreichischen Unterthanen machen. Als sie ihn um Schutz anflehten, sagte er spöttisch: ihr könnt euch ja selber gegen die Oesterreicher wehren, wenn ihr wollt. Die Thoren hatten mit Freude zugesehen, wie er die Symbole der alten Aristokratie vernichtete, wie er den ehrwürdigen Bucentauro, das Staatsschiff des Dogen, das Palladium der alten Republik zertrümmern ließ. Je am Himmelfahrtstage pflegte seit uralter Zeit der Doge auf diesem Schiff in See zu stechen und einen goldenen Ring ins Wasser zu werfen, zum Zeichen daß er sich mit dem Meere gleichsam vermähle und daß das Meer ihm unterthan seyn sollte, wie das Weib dem Manne. Aber Venedig, einst die Königin der Meere, hatte seine Seeherrschaft längst an die Spanier, Holländer und Engländer verloren. Auch das uralte s. g. goldene Buch Venedigs, worin die Namen aller Nobili eingetragen waren, wurde von den Franzosen verbrannt und die venetianischen Demokraten hatten darüber in ihren rothen Mützen gelacht. Jetzt mußten sie lernen, weiße Hosen tragen. Nur ein Venetianer bewahrte den alten Stolz der Republik, nur in einem Herzen drängte sich aller Schmerz zusammen. Als die Oesterreicher

eingerückt waren und der letzte Doge Manini vortreten sollte, um den neuen Unterthaneneid zu leisten, überwältigte ihn das Gefühl der Schmach, er sank um und war todt.

Am 15. November nahm Bonaparte von seiner Armee Abschied, um nach Frankreich heimzukehren. Er hielt seinen Tapfern hier noch einmal alle ihre Siege und Erfolge im Spiegel vor, wobei er hohe Worte nicht sparte. Seinen Weg aber nahm er über die Schweiz, um hier mit den Franzosenfreunden, insbesondere Ochs in Basel, unheilvolle Verabredungen für die Zukunft zu treffen, und über Rastadt, um den unglückseligen Congreß, Deutschlands tiefste Schmach und Erniedrigung, einzuweihen. Doch blieb er nur wenige Tage dort und kehrte nach Paris zurück, wo ihn Volk und Soldaten mit Bewunderung und lautem Jubel, die Parteien aber nur mit heuchlerischen Phrasen und verhaltenem Mißtrauen begrüßten.

Die Männer und Ereignisse in Paris, während Bonaparte in Italien kämpfte, waren matt und erbärmlich im Vergleich mit ihm und seinen wundervollen Thaten.

Das Directorium, in jeder Beziehung mittelmäßig, behauptete seine mittlere Stellung zwischen den extremen Parteien. In Federhüten und Mänteln daherprunkend glichen die Directoren mehr Comödianten als Staatsmännern, die republikanischen Formen selbst aber wurden immer mehr eine Comödie. Bei allen Festen sah man noch immer antike Götterbilder und allegorische Figuren, welche die Tugenden und Macht der Republik ausdrücken sollten. Der Sonnenwagen des Phöbus durchzog den hölzernen Thierkreis, um den siegreichen Zug der Tricolore durch die Nachbarländer und die dadurch bewirkte Erleuchtung der vorher verfinsterten Völker zu bezeichnen. Zwar sah man keine nackte Vernunftgöttinnen mehr, aber Vestalinnen, die auf einem Altar das h. Feuer hüteten, obgleich man sie aus den Lusthäusern nahm. All dieser heidnische Pomp wurde nur noch belacht und fand keinen Glauben mehr. Eben so wenig aber befriedigte der Versuch, die Loge an die Stelle der Kirche zu setzen. Der Director Larevellière-Lepaux vereinigte unter dem Namen der Theophilanthropen alle die, welche im Sinne Robespierres

ein höchstes Wesen verehren wollten, ohne zur alten Kirche zurückzukehren, und schuf ein Mittelding zwischen dieser und dem Cultus der Vernunft in einem neuen Gottesdienst, der mit Reden und Gesängen in den theophilanthropischen Tempeln gefeiert wurde. Das Bekenntniß war: „Wir glauben, daß ein Gott existirt und die Seele unsterblich ist. Unsere Gebote sind: Bete Gott an, liebe Deinesgleichen, diene dem Vaterlande, widme dich dem Guten, das dir nützt und dich veredelt; meide das Böse, das dir schadet und dich erniedrigt; ehre die Eltern ꝛc." Die Tempellieder dieser Sekte glichen den Freimaurerliedern. Aber die Gemeinden waren dünn, die Einen wollten gar keinen Gottesdienst, die Andern lieber den alten. Nur einige Gebildete betheiligten sich dabei, dem gemeinen Volk blieb die Sache fremd. Wie gut sie gemeint war, es fehlte dem neuen Priesterthum die Weihe des alten. Die affectirte Ernsthaftigkeit und Würde entbehrte der altkirchlichen Attribute und wurde bald lächerlich gemacht. — Indem die revolutionäre Wuth erlosch, fehlte es nicht an Reclamationen der Altkirchlichen. Insbesondere verlangten die Belgier Schonung der eidweigernden Priester, und ein junger Lyoner, Camille Jordan, wollte das unsinnige Verbot der Glocken aufgehoben wissen und drang darauf, daß die weite Luft von Frankreich wieder von diesen heiligen Tönen erzittere (am 17. Juni). Das hieß so viel als die Kirche herstellen und erregte einen Sturm von Widerspruch in ganz Frankreich. Man nannte den Antragsteller spöttisch den Glockenjordan und überhäufte ihn mit Schmach. Sein Antrag drang nicht durch, allein man nahm wenigstens die strengsten Maaßregeln gegen die Priester zurück. Die politische Reaction ließ man sich eher gefallen, aber gegen die religiöse waffnete sich der giftigste Haß und glühendste Fanatismus der eingebildeten Philosophen, der Geisteskinder Voltaires.

In politischer Beziehung standen sich noch immer die zum Royalismus geneigten Thermidoristen und die an der Republik festhaltenden, wenn auch gemäßigter gewordenen Terroristen gegenüber und hetzten sich in unfruchtbaren Umtrieben ab, deren Kleinlichkeit der Thatengröße Bonapartes zur Folie diente. Die ersteren hatten

ihren Mittelpunkt im Club von Clichy in der Straße gleiches Namens und zu Häuptern den Abbé Brottier, insgeheim auch den General Pichegru. Aber nur der erstere und seine Freunde wurden durch ihre royalistischen Wühlereien comprommittirt und verhaftet, im Januar 1797, der letztere kam mit bloßem Verdacht davon. Ein zu weit gehender Verdacht fiel damals auch auf Carnot, an dem jeder Zoll ein Republikaner war, der aber aus Staatsgründen die Schonung Oesterreichs empfahl und Bonapartes Ansichten darüber gutließ. Beim gesetzlichen Austritt eines der fünf Directoren (Letourneur) setzte der Club Clichy die Wahl Barthelemys durch, der den Basler Frieden abgeschlossen hatte, sowie die Wahl Pichegrus zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert und Barbé Marbois' zum Präsidenten des Raths der Alten. Als die Franzosen Venedig besetzten, nahmen sie dort den Grafen d'Entraignes gefangen und faßten bei ihm eine Menge Papiere ab, welche die Verbindung der Pariser Royalisten mit den exilirten Bourbons bewiesen. Die Besorgniß vor den Royalisten wuchs immer mehr, und sie selbst glaubten sich schon stark genug. Von beiden Seiten sann man auf einen Staatsstreich. Im Directorium zählten die Royalisten nur auf Barthelemy, dem sich aber auch Carnot anschloß, weil ihn die andere Partei ausstieß. Dagegen hielten Barras und Rewbel zur streng republikanischen Partei und nicht minder Larevellière-Lepaux, dem vor nichts bänger war, als vor einer Wiederherstellung der Kirche, wenn die Republik unterläge. Die Präsidenten der Räthe waren royalistisch, und die Mehrheit in diesen Staatskörpern neigte ihnen zu, so lange die andere Partei nicht entschiedener auftrat. Die Bevölkerung von Paris hatte zu lange unter dem Terrorismus gelitten, um nicht gleichfalls in ihrer Mehrheit royalistisch zu seyn. Dagegen war die ehemalige Armee Jourdans, die Hoche jetzt auf Barras' eigenmächtigen Befehl in die Nähe von Paris bringen mußte, noch sehr jakobinisch, und auch Bonaparte ließ durch sehr energische republikanische Adressen seiner italienischen Armee Barras unterstützen. Pichegru schlug eine neue Organisirung der Nationalgarde vor, die ihm eine royalistische Stadtarmee verschafft haben würde. Aber

Barras ließ es nicht so weit kommen, sondern bediente sich Hoches und auch Augereaus, der die Fahnen von Mantua nach Paris gebracht hatte, zur Ausführung eines Staatsstreichs. Am 18. Fructidor (4. September) erklärten die drei republikanischen Directoren die Absetzung und Verhaftung ihrer beiden Collegen Carnot und Barthelemy und sprengte Augereau mit brutaler Soldatengewalt den Rath der Fünfhundert. Die Clichypartei ergab sich feig, viele flohen, das Volk blieb ruhig. Hinrichtungen gab es nicht mehr, aber zur Deportation wurden verurtheilt außer den beiden Directoren vom Rathe der Alten Barbé Marbois mit 12 Mitgliedern, vom Rath der Fünfhundert Pichegru, Boissy d'Anglas, Bourdon von der Oise, Camille Jordan, Aubry mit 36 anderen, dazu noch die Generale Miranda und Morgan, der frühere Minister Cochon ꝛc. Carnot, Pichegru, Boissy d'Anglas, Jordan und Miranda entkamen; ebenso Aubry (den jedoch später Bonaparte aus altem Haß nie wieder zurückkehren ließ, während er andern diese Gnade erwies). Auch gegen die Emigranten und Priester wurden die früheren strengen Decrete erneuert. In die erledigten Stellen im Directorium traten Merlin von Douai und François von Neufchatel ein.

Moreau gab zu spät die Papiere ein, die Pichegrus Schuld bewiesen, kam dadurch selbst in Verdacht und wurde von der Armee entfernt. Hoche starb plötzlich*), ehe er die zweite Landung in Irland, die ihm zugedacht war, unternehmen konnte. Das Unglück oder die Depopularisirung aller dieser Generale war ein Vortheil für Bonaparte, dem kein Nebenbuhler mehr im Heere die Waage hielt. Als er im Dezember nach Paris zurückkam, hatte er es nur noch mit der Eifersucht und dem Mißtrauen der Directoren und Räthe und der fanatischen Republikaner zu thun. Aber weit entfernt, im Vertrauen auf die Soldaten und auf seinen Ruhm Stolz blicken zu lassen, trug er die bürgerlichste Bescheidenheit zur Schau. Die ihm bereiteten

*) Barras und Rewbel wurden beschuldigt, ihn durch Gift auf die Seite geschafft zu haben, weil sie ihn mißbraucht hatten und er aus Zorn sie beschimpft hatte.

Feste nahm er nur mit rücksichtsvoller Demuth vor dem Directorium an und entwaffnete jeden Verdacht durch den echt republikanischen Trinkspruch, den er der Völkerfreiheit ausbrachte. Die eitle Frau von Staël suchte ihn in ihren Club zu ziehen. Er hatte in der Schweiz zu Coppet bei Genf ihren Vater, Necker, auf seinem schönen Landsitz besucht, aber zu dessen Wunsch, wieder die Finanzen Frankreichs leiten zu dürfen, geschwiegen. Die Tochter hoffte ihm durch ihren Geist zu imponiren und frug ihn, welche unter den Frauen er für die größte halte? Er antwortete martialisch: „die welche die meisten Söhne gebiert." Alle Parteien bemühten sich um ihn, er gab sich aber keiner hin. Mancher rieth ihm damals schon, von seiner unermeßlichen Popularität und von seinem Genie Gebrauch zu machen und die höchste Gewalt zu usurpiren. Allein er wies sie mit den Worten ab: „die Birne ist noch nicht reif." Die republikanische Civilpartei war noch zu mächtig, die Soldaten in Paris waren nicht die, welche er in Italien befehligt, sondern ihm fremd und noch stark jakobinisch.

Während dieser Vorgänge in Europa kam die junge französische Republik auch in Streit mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese benutzten nämlich den Seekrieg, um unter ihrer neutralen Flagge englische Waaren zu verführen. Nun nahmen die Franzosen alle englischen Waaren auch auf nordamerikanischen Schiffen weg, verboten am 15. Dezember sogar allen Verkehr mit Nordamerika und verlangten zur Sühne eine Anleihe von 32 Millionen nebst einem Geschenk für Barras und Talleyrand von 1,200,000 Franken. Die Nordamerikaner wiesen diese freche Zumuthung zurück und nur um England keine Schadenfreude zu bereiten, enthielten sie sich, Frankreich den Krieg zu erklären.

England hatte, nachdem Oesterreich vom Kampf abgelassen, auch seinerseits Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die sich aber aus demselben Grunde zerschlugen wie früher. Minister Pitt gab der Opposition, welche Frieden wollte, nur zum Scheine nach, und übrigens sorgte der Siegesübermuth des französischen Directoriums, insbesondere der Engländerhaß Rewbels dafür, daß die Aussöhnung nicht zu Stande kam. Der Plan einer Landung wurde

wieder aufgenommen. Diesmal sollte Bonaparte eine französische Armee nach England führen, was pomphaft angekündigt wurde. Aber er hatte schon von Italien aus an das Directorium geschrieben: „England muß in Aegypten angegriffen werden.“ Hauptsächlich aus diesem Grunde hatte er die ionischen Inseln besetzen lassen, die in der Nähe Aegyptens der französischen Flotte einen sichern Anhaltspunkt darboten. Auch hatte er nicht verfehlt, eine geheime Verschwörung auf der Insel Malta anzuzetteln, um den dort herrschenden Ritterorden der Malteser zu stürzen und die Insel, die wichtigste Station im Mittelmeer, Frankreich zu überliefern, was jedoch noch nicht gleich ausgeführt wurde. Nicht minder hatte Bonaparte mit Ali Pascha von Janina geheime Verbindungen angeknüpft, um eine Revolution in der Türkei anzuregen und die Griechen zu emancipiren. Sein Hauptgedanke aber war, Aegypten (unter der Aristokratie der Mameluken von der Türkei unabhängig) zu erobern und von hier aus den englischen Handel in der Levante und überhaupt im Mittelmeer zu vernichten. Das schien ausführbarer, als eine Landung in England. Das Directorium adoptirte diese Ansicht, und während Bonaparte mit Ostentation die Nordseeküsten bereiste und alles die Expedition nach Norden erwartete, diente sie nur dazu, diejenige zu maskiren, die man nach Süden vorbereitete. Bonaparte fand es seiner Politik angemessen, sich noch einmal aus Frankreich und aus dem Getriebe der Parteien zu entfernen, um neue wunderbare Thaten zu vollbringen, die seinen schon so großen Ruhm noch strahlender machen sollten. Er zweifelte wohl kaum, daß Frankreich unter dem schwachen Directorium bald in neue Zerrüttung gerathen würde und daß man dann nach seiner Rückkehr, als nach der des einzigen Retters, sich sehnen würde. Wo nicht, so scheint es sein Plan gewesen zu seyn, in Aegypten zu bleiben und sich zum selbständigen Herrscher und Eroberer im Orient aufzuwerfen. Das Directorium aber war nicht minder zufrieden, ihn gehen zu sehen, weil es ihn fürchtete. Alle Vorbereitungen wurden insgeheim getroffen und im Frühjahr 1798 vollendet. Ehe wir aber Bonaparte nach Aegypten folgen, wollen wir die unheilvolle Saat aufgehen sehen, die er in Rastadt gesäet hatte.

Achtes Buch.

Rastadter Raubcongreß. Plünderung der Schweiz.

Schon im November 1797 sammelten sich in dem mit seinem röthlichen Gestein weit durchs Rheinthal sichtbaren Schlosse zu Rastadt die Bevollmächtigten zum Congreß, der aber erst am 9. Dezember förmlich eröffnet wurde. Von Bonaparte war die erste Idee zu diesem Congreß ausgegangen, so wie er ihn auch bei seiner Durchreise aus Italien nach Paris persönlich eingeweiht hatte. Das Directorium wünschte, er möchte Frankreichs Stimme beim Congreß führen, allein er lehnte es ab, weil er bei langen und häßlichen Unterhandlungen seinen Ruhm abgenutzt haben würde. Das Theilungsgeschäft war unter seiner Würde. Nachdem er wie ein Löwe das deutsche Reich wie einen Stier gepackt und sich weggerissen hatte, was er wollte, überließ er den Rest verächtlich den Raben, die sich darum streiten mochten. Statt seiner leitete der schlaue Talleyrand, welcher jüngst wieder aus Amerika zurückgekehrt und durch Vermittlung der Frau von Staël von der Emigrantenliste gestrichen war, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Namen Frankreichs den Congreß durch die bevollmächtigten Ge-

sandten Treilhart, Bonnier, später Roberjot und Jean de Bry, welche mit ihrer republikanischen Unverschämtheit Talleyrands Feinheit überall unterstützen mußten, wo es galt, Furchtsame einzuschüchtern oder Zudringliche zurückzustoßen. Obgleich die Entschädigungen diesseits des Rheins lediglich die Genossen des deutschen Reichs angingen und unter ihnen allein hätten abgemacht werden sollen, so nahm dennoch Frankreich nicht blos am Congresse Theil, sondern bemächtigte sich auch der eigentlichen Leitung desselben. Das duldeten Oesterreich und Preußen, weil beide sich der Franzosen bedienen wollten, um einander im Schach zu halten, und die kleinen Reichsstände sahen in der Angst, in der sie waren, von Oesterreich oder Preußen verschlungen zu werden, in Frankreich sogar ihre einzige Hülfe. Talleyrand benützte diese Umstände sehr geschickt, um die beiden deutschen Großmächte gegen einander und die kleineren gegen beide zu hetzen und nebenbei sich die französische Vermittlung aufs theuerste bezahlen zu lassen.

Man hat noch die geheime Instruction, welche Talleyrand den französischen Gesandten in Rastadt am 12. Brumaire im Jahr VI der Republik ausstellte (am 2. November 1798) und worin er denselben einschärfte, Oesterreich etwas mehr zu begünstigen als Preußen, weil Oesterreich schon besiegt und demüthig, Preußen aber noch intakt und etwas übermüthig sey. Preußen könne leicht falsches Spiel mit England und Rußland spielen, wenigstens mit ihnen kokettiren, während Oesterreich geneigt seyn würde, mit Frankreich in dem guten Vernehmen zu bleiben, welches zu Campo Formio eingeleitet worden sey, wenn man ihm nicht zu vieles Mißtrauen einflöße. Doch empfahl Talleyrand den Gesandten, Oesterreich nicht zu weit entgegenzukommen und stets zwischen ihm und Preußen geschickt zu balanciren und bald durch den einen, bald durch den andern Staat mittelbar beim Congreß durchzusetzen, was Frankreich nicht unmittelbar verlangen könne. Ferner machte Talleyrand die Gesandten auf diejenigen kleinen Fürsten aufmerksam, die bisher die meiste Ergebenheit gegen Frankreich gezeigt hätten, deren man sich daher am sichersten im französischen Interesse bedienen könne (die von Baden, Württemberg und Darm-

stadt). Alle Vortheile der Stellung zwischen den drei deutschen Faktoren (Oesterreich, Preußen, Reich) erwägend, erinnerte er die Gesandten an einen Ausspruch Bonapartes: le corps germanique, s'il n'existait pas, il faudrait l'inventer. Man bemerkte übrigens, daß außer den Genannten auch noch Nassau, die Wetterau'schen Reichsgrafen und der Herzog Max Joseph von Zweibrücken (Erbe Bayerns) die eifrigsten Anhänger Frankreichs waren.

Oesterreich hatte auf dem Congreß den schlimmsten Stand. Besiegt von Frankreich, verhöhnt von Preußen sollte es wie aller Pflichten, so aller Ehre der deutschen Kaiserwürde entsagen und selber den unglücklichen Reichsländern ankündigen, es gebe sie auf, es überlasse sie den Franzosen zum Raube, ja es eigne sich selber einen Theil des Raubes zu. Der österreichische Bevollmächtigte beim Congreß im Namen des deutschen Reichs war Graf Metternich (Vater des später berühmten Staatskanzlers und Fürsten), damals schon alt, weshalb ihm der jüngere Cobenzl nachgeschickt wurde, und neben ihm noch als Gesandter im Namen der k. k. Erbstaaten Graf Lehrbach. Der alte Metternich wetteiferte mit seinem Sohn in öffentlicher Lüderlichkeit (ein Skandal, den Kotzebue in den „beiden Klingsbergen“ auf die Bühne brachte), und Cobenzl ließ sich in Rastadt durch eine französische Maitresse seinen kostbaren Staatswagen stehlen. Lehrbach war mehr boshaft als frivol. Der deutsche Kaiser hatte nie unwürdigere Vertreter. Ohne sich viel um die Klagen der Schwachen zu kümmern, richteten diese Männer ihr Hauptaugenmerk auf Bayern. Der bayrische Kurfürst Karl Theodor war alt und kinderlos und hatte schon früher an Kaiser Joseph II. Bayern gegen die Niederlande abtreten wollen. Im Frieden von Campo Formio hatte Bonaparte eine Abtretung Bayerns an Oesterreich vom Inn an zugestanden. Die Niederlande konnte Oesterreich jetzt nicht mehr anbieten, dagegen suchte es in Schwaben und Franken so viel als immer möglich säcularisirte Reichsgüter an sich zu reißen, um Karl Theodor damit entschädigen zu können. Der nächste Erbe des kinderlosen Kurfürsten war der Herzog Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der seine kleine überrheinische Besitzung bereits

verloren hatte und in Straßburg als Privatmann lebte. Es galt nun Oesterreich, mit Karl Theodor zum Abschluß zu kommen, ehe sein Todesfall jenen Pfälzer Erben nach Bayern führte. Um aber mit Karl Theodor abschließen zu können, mußten die Entschädigungen ermittelt seyn. Und das erforderte Zeit.

Preußen ließ sich in Rastadt durch den Grafen Görtz vertreten und zeigte Oesterreich gegenüber viel Schadenfreude und ein allzu voreiliges Vertrauen zu Frankreich. Die übrigen Glieder des deutschen Reichs befanden sich in einer außerordentlichen Angst. Einige Protegirte oder Kecke griffen zwar auch zu, thaten es den Größern gleich und packten gleichsam zwischen den Beinen der Größeren ihren kleinen Beutetheil auch, z. B. Hessen-Cassel; die Mehrheit indessen konnte nur verlieren und machte verzweifelte Anstrengungen, sich zu retten, wenn nicht, die Welt mit ihrem Klagegeschrei zu erfüllen. Das Geheimniß des Basler- und des Campo-Formiofriedens mußte endlich aufgedeckt werden. Sowohl Oesterreich als Preußen hatten das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Man öffnete Mainz den Franzosen am 15. Januar 1798. Die kleinen Fürsten mußten auf alles verzichten, was sie jenseits des Rheins besessen hatten, und dessen war viel. Jeder suchte eine Entschädigung auf dem rechten Rheinufer. Allein hier griffen Oesterreich und Preußen vor und mancher, der für einen schon erlittenen Verlust entschädigt werden wollte, erwartete nicht, daß ihm bald auch das noch weggenommen werden sollte, was er noch sein nannte. Welche Verwirrung der Rechtsbegriffe, welche Anmaßung sich geltend machte, davon ist das sprechendste Zeugniß die Forderung des Erbstatthalters Wilhelm, für den Verlust des (nicht zum Reich gehörigen) Holland im Reich entschädigt zu werden.

Da sich Oesterreich und Preußen überall entgegenhandelten, blieben zuletzt immer die Franzosen die Schiedsrichter. Zu ihnen kamen alle, ihnen schmeichelten, bei ihnen bettelten alle. Das machte sie denn auch so unverschämt, daß sie nicht blos den respectvollen und schmeichelhaften Schreiben der deutschen Reichsgenossen die gröbsten und infamsten Antworten gaben, sondern auch im ganzen

Verlauf des Jahres 1798 an allen Grenzen des Reichs räuberisch zugriffen, ohne von Oesterreich und Preußen im mindesten daran gehindert zu werden. Diese duldeten alles, Frankreich erlaubte sich alles.

Man fühlt sich gedrungen, die Frage aufzuwerfen, wie sich denn das deutsche Volk zu dieser Misere von Rastadt verhielt? Warum es die französische Unverschämtheit so geduldig litt? Warum nicht einmal die öffentliche Meinung sich entrüstet dagegen erhob? Der junge König von Schweden, Gustav IV. Adolph, der die Regierung eben angetreten hatte, machte sogleich sein Recht als deutsches Reichsglied (wegen Schwedisch-Pommern) geltend und protestirte mit großer Energie, die freilich durch keine Waffenmacht unterstützt war, gegen die Einmischung Frankreichs in die deutschen Reichsangelegenheiten. Man lachte aber nur über ihn, selbst in Deutschland, und Bonaparte nannte ihn den nordischen Don Quichote. Die deutschen Fürsten sahen nur noch auf ihr Sonderinteresse, sey es, daß sie mehr haben oder weniger verlieren wollten, und in der Angst und Hast des Erhaltungstriebes hofften sie vom Reichsfeinde, der doch den Einzelnen gegen die andern begünstigen konnte, mehr als von den Reichsgenossen selbst, die alle nur als Nebenbuhler erschienen.

Die deutsche Nationalkraft wie der deutsche Nationalstolz fand sich nur noch in den unverdorbenen, körperstarken und frommen Bauern, aber hier unbewußt und schlummernd, bis sie erst durch die unerträglichen Frevel der Franzosen geweckt wurde. Das geschah aber damals nur erst aus Anlaß einzelner Feldzüge in einzelnen Gegenden, welche bei Durchmärschen und Plünderungen besonders litten, wie im Spessart, Schwarzwald und Tirol. An eine Benützung dieser herrlichen Kräfte und dieses trutzigen Nationalgeistes dachte niemand.

Eines der größten Uebel war, zumal im Beginn und Verfolge so großer Nationalkriege die gänzliche Verkommenheit des kriegerischen Geistes und der Waffenübung beim Bürger- wie beim Bauernstande. Das Recht, Waffen zu tragen, besaß der Adel allein, dessen feiner Galanteriedegen aber nur noch die Karikatur des alten Ritterschwertes

war, und der Soldat. Ueberall aber waren die Soldaten (mit einziger Ausnahme der Ungarn und Croaten im österreichischen Heere) keine ächten Nationaltruppen mehr, sondern aus aller Herren Ländern für Geld geworben und meist lockere Gesellen, häufig schlechte Subjecte, die man unter die Soldaten steckte, weil sie sonst zu nichts taugten, oder aus andern Ländern entsprungene Verbrecher. Sie mußten hart gehalten werden, um gehorchen zu lernen, und Desertionen waren unter ihnen äußerst häufig, sey es, weil sie sich einer Strafe entziehen oder im nächsten Lande wieder anwerben und ein neues Handgeld verdienen wollten. Die Vielstaaterei erleichterte das Ueberspringen der Grenzen. Diese Soldtruppen bildeten nun ausschließlich die bewaffnete Macht, und unbedeutende Schützengilden in den Städten ausgenommen, die nur mehr zu Paraden dienten, gab es kein bewaffnetes Volk. Um Wilddieberei zu verhüten, war Schießgewehr dem Bauern und Bürger bei strenger Strafe verboten. Somit waren männerreiche Gegenden auf künstliche Weise wehrlos gemacht worden, und die Gewohnheit hatte wenigstens bei den wohlhabenderen Bürgern allmälig eine gewisse Weichlichkeit erzeugt, die sonst nicht in deutscher Art lag.

Die Schule erzog die Jugend in den Erinnerungen des griechischen und römischen Alterthums, pflanzte ihr dessen Vorstellungsweisen ein und machte ihr die deutsche Vorzeit verächtlich. Die gesammte deutsche Bildung jener Zeit war darin einverstanden, gerade die Periode der politischen Größe und Macht Deutschlands unter dem Namen des finstern Mittelalters zu ignoriren oder zu verunglimpfen und die neuere Zeit der politischen Schwäche und Schmach als eine Periode des glänzendsten Fortschrittes zu bezeichnen. Weit entfernt, das Unglück der deutschen Nation in tiefster Seele zu empfinden und aus diesem Gefühle die Kraft des Widerstandes zu schöpfen, waren die Gebildeten damals noch eitel auf ihre Schulbildung und Aufklärung, auf ihre klassische Literatur. Sie hatten sich mit Vorliebe in die Welt der Phantasie versenkt, lasen außerordentlich viel und erfreuten sich insbesondere an den Werken der Dichter und am Schauspiel, für welches gerade damals eine wahre

Leidenschaft in Deutschland verwaltete. Aber diese poetische Welt war dem nationalen Boden, dem volksthümlichen Sinn entfremdet und ganz angefüllt mit Vorstellungen, die einem fremden Boden und fremder Gesinnung entstammten. Sie waren vorherrschend frivol oder sentimental, verdarben die Sitten und verweichlichten das Herz.

Die so entsittlichte und erschlaffte Poesie rettete das männliche und ritterliche Princip nur in Darstellungen von Helden, in denen mehr oder weniger die Energie der französischen Freiheitsmänner abgespiegelt wurde. Selbst Schiller war ein wenig in dieser Großsprecherei der Girondins befangen und sein berühmter Marquis Posa kam direkt aus dem Cirkel der Madame Roland.

Wenn man nun diese geistigen Zustände im damaligen Deutschland in billige Erwägung zieht, darf man sich nicht mehr über die Gleichgültigkeit wundern, mit welcher die geopferte Nation den Dingen in Rastadt zusah. Eine Nation, deren gebildete Stände so tief in eitle Täuschungen versunken waren, vermochte dem feurigen Geist der Franzosen den moralischen Widerstand nicht zu leisten, der den physischen der Armeen hätte unterstützen müssen. Ihre Rettung konnte zuletzt nur aus den ungebildeten Classen, aus dem eigentlichen Volk hervorgehen, durch eine allgemeine Erhebung in tiefster nationaler Entrüstung. Aber, um mit Bonaparte zu reden, die Birne war noch nicht reif. — Jedenfalls kann eine unparteiische Geschichtschreibung die Schuld so großen Unglücks und so tiefer Schmach deutscher Nation nicht allein auf die damaligen Regierungen wälzen. Der ganze Bildungszustand, die Geistesrichtung, die Schule und Presse, der Geschmack theilte diese Schuld. Dem alten Glauben, der alten Sitte, dem alten Nationalgefühl entfremdet, war das gebildete Deutschland verweichlicht und feig, verblendet und verführt vom französischen Geiste und daher auch nichts besseres werth, als von der Geißel Gottes in Bonapartes Hand gezüchtigt zu werden.

Mitten im Frieden setzten die Franzosen ihr Raubsystem fort. Schon am 8. Februar 1798 nahmen sie die Rheinschanze bei Mannheim auf dem rechten Ufer weg und belagerten das ganze

Jahr hindurch die Festung Ehrenbreitstein, gegenüber von Coblenz, gleichfalls auf dem rechten Rheinufer. Der kurtrierische Commandant Faber vertheidigte sich auf die ruhmwürdigste Weise, ohne unterstützt zu werden, bis Hunger ihn am 24. Januar 1799 zur Uebergabe zwang. In Schwaben wurden von französischen Emissären Umtriebe gemacht, das frühere Project einer alemannischen Republik wieder aufzunehmen. Doch der gesunde Sinn des schwäbischen Volksstammes widerstrebte und man hatte die Plünderungen von 1796 hier noch nicht vergessen. Auch kam der neue Herzog Friedrich von Württemberg, der protestantisch erzogene Sohn und Nachfolger seines 1797 verstorbenen katholischen Vaters Friedrich Eugen, den Landständen wohlwollend entgegen. Dieser Prinz war preußischer General gewesen und hatte sich zuletzt in Petersburg bei seiner Schwester Marie, Gemahlin des Großfürsten Thronfolger, nachherigen Kaiser Paul I. aufgehalten, aber vor der alten Kaiserin Katharina II. flüchten müssen, weil er im Verdacht war, für die Thronbesteigung Pauls noch bei ihren Lebzeiten agitirt zu haben. — Eine der gröbsten Beeinträchtigungen des deutschen Reichs war der Tribut von 18 Millionen, welche die Hansestädte Hamburg und Bremen den drohenden Franzosen zahlen mußten. Nur Lübeck weigerte sich der gleichen Zumuthung. Auf französischen Befehl mußte Herzog Ferdinand von Braunschweig Ludwig XVIII. aus Blankenburg ausweisen, und dieser arme Prätendent fand nur noch in Rußland Schutz, wo man ihm Mietau zum Aufenthalt anwies. In Holland erlaubten sich die Franzosen wiederholt die größte Willkür. Alle Frankreich Mißfällige wurden aus dem Directorium und aus der Volksvertretung ausgeschlossen, so von Langen, Vreede und Fynje, wobei sich der General Daendels als der Scherge Frankreichs benahm, 12. Juni.

In dem schon seit Jahren systematisch ausgeplünderten Belgien wurde das Volk hauptsächlich über die Truppenaushebungen wüthend, weil es seine frommen und gutgearteten Söhne nicht durch die Gemeinschaft mit den atheistischen und lüderlichen Soldaten des Directoriums vermischen und zu Räubern an andern Völkern werden

lassen wollte. Die ausgehobene Mannschaft ergriff die Waffen, um ihre Unterdrücker selbst zu bekämpfen. Die Festung Luxemburg mußte in Belagerungszustand erklärt werden. Viele Tausende stunden auf und erlitten zwar mehrere Niederlagen, unter denen die am 23. Nov. die blutigste war, behaupteten sich aber an den Küsten und wurden zum Theil von englischen Schiffen unterstützt und gerettet. — Das linke Rheinufer nahm in diesem Jahre eine andere Gestalt an. Die alten geistlichen Kurfürstenthümer, Cleve, die Rheinpfalz ꝛc., wurden in vier französische Departements verwandelt: Roer mit der Hauptstadt Aachen, Saar mit Trier, Rhein und Mosel mit Coblenz, Donnersberg mit Mainz. In allen diesen Gebieten waren schon bei der Besitznahme der Adel vertrieben, die Kirchen geplündert worden. Jetzt wurden sämmtliche Gesetze der französischen Republik auf sie angewandt und alles alte Recht vernichtet. Die Nationalfranzosen, die als Beamte eingesetzt wurden, verkauften Staats- und Gemeindegüter, Waldungen ꝛc. und füllten schamlos ihre Beutel. „Das Directorium hatte die vier Departements in eben so viele Paschaliks verwandelt und seinen Janitscharen Preis gegeben," sagte Joseph Görres in der merkwürdigen Flugschrift, in der er sich von allen französischen Sympathien abwandte und Deutschlands Nationalität ritterlich am alten Rhein zu verfechten begann, nachdem er anfangs, ein erst 18jähriger Jüngling, für die Republik geschwärmt hatte und von Coblenz als Deputirter nach Paris geschickt worden war. Als Helfershelfer der französischen Räuber machten sich damals überall am Rhein die Juden übel berüchtigt, indem sie ihnen zu Spürhunden dienten und ungeheure Werthe in Gütern, Kirchenschätzen ꝛc. als ihre Mäkler zu Gelde machten und mit ihnen theilten.

Den großartigsten Raubzug aber unternahm das französische Directorium in die Schweiz. Die Eidgenossenschaft hatte sich bisher immer vorsichtig in Acht genommen, ihre übermüthigen französischen Nachbarn nur im geringsten zu beleidigen. Gehorsam hatte sie die Emigranten ausgewiesen. Den Mord ihrer Söhne am 10. August in Paris hatte sie verschmerzt und keine Klage laut

werden lassen. Da die Jakobiner so viel mit Guillaume Tell kokettirten und seine Heldenthat auf Pariser Theatern aufgeführt wurde, schmeichelten sich die Schweizer, sie würden geschont werden. Aber im Staatsschatz der aristokratischen Cantone der Schweiz waren viele Millionen baar aufgehäuft, in den katholischen Cantonen viel Kirchengut, überhaupt auch in der Bevölkerung viel Wohlstand; eine solche Beute konnten sich die Pariser Regenten unmöglich entgehen lassen. Zudem hatte Bonaparte darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es für Frankreich sey, die Schweiz zu besetzen, damit es alle Gebirgspässe, die aus Frankreich und vom Rhein her nach Italien führen, in seine Gewalt bekäme.

Schon hatte das Directorium befohlen, kein Schweizer Offizier dürfe auch innerhalb der Eidgenossenschaft mehr ein Ludwigskreuz tragen, und man hatte gehorcht. Schon hatte Basel einen gewissen Serizy, welcher der Deportation entflohen war, an Frankreich demüthig ausgeliefert. Schon war das Veltlin durch Bonaparte von Graubündten abgerissen. Am 15. Dez. 1797 besetzten die Franzosen auch das romantische Münsterthal, als zu dem früher schon von ihnen in Besitz genommenen Basler Bisthum gehörig, das aber nicht minder in politischem Verbande mit dem Canton Bern stand. Dadurch gewannen sie die Jurapässe und konnten durch dieses offene Thor in die innere Schweiz einbrechen. Bern wagte keinen Widerstand. Sie brauchten nun nichts mehr als innere Parteiung in der Schweiz anzufachen, sich rufen zu lassen und einzurücken.

Zum Vorwand ihres Angriffes auf die Schweiz nahmen die Franzosen die Unerträglichkeit des aristokratischen Joches in den Cantonen Bern, Zürich rc. und die moralische Verpflichtung, die sie nöthige, den Unterdrückten zu helfen. An einige wenige, welche wirklich unter der Aristokratie gelitten hatten, schlossen sich viele Ehrgeizige und Glücksritter an, welche bei einem Umsturz der alten Verfassungen in der Schweiz im Trüben zu fischen hofften und sich dem französischen Directorium zu Werkzeugen anboten. Diese Partei gab sich den täuschenden Namen der Patrioten, während sie das Vaterland an fremde Räuber verrieth. Die Vorgänge in Belgien,

Holland und Venedig konnten jeden im Voraus überzeugen, daß die Herrschaft der Franzosen im Lande noch viel härter und unerträglicher seyn würde, als die der alten Patrizier. Die Entrüstung über die Frevel der Aristokratie wurde damals absichtlich übertrieben. Es ist richtig, daß die Souverainetät von ein paar hundert, zum Theil in kleinlicher Pedanterie erstarrter, zum Theil verdorbener Familien in ein und derselben Stadt den übrigen, ihnen unterthänigen Familien, in denen ein freierer Geist sich regte, äußerst zuwider werden mußte. Allein es ist unrichtig, daß jene erschlaffte Aristokratie eine grausame und unerträgliche Tyrannei geübt hätte. Gerade in dem Canton, über den am meisten geschrien wurde, im Bernischen, befand sich das Landvolk in einem Wohlstand, wie er damals im ganzen übrigen Europa nicht zu finden war. Die Opposition ging auch nirgends von den Bauern, sondern überall von städtischen Agitatoren aus, die mit ungeheurer Uebertreibung die Aristokratie denuncirten und mit der Rache der Franzosen drohten. Es war begreiflich, daß die Aristokratie darüber sehr erbittert wurde, aber nur in Zürich verfügte sie im Jahre 1795 gegen die Aufrührer von Stäfa ein paar Verhaftungen; anderwärts in der ganzen Schweiz benahm sie sich aus Furcht vor Frankreich ungemein ängstlich und ließ den Verräthern nur allzufreien Spielraum.

Der eitle Laharpe, früher Erzieher am Petersburger Hofe, wollte als Befreier des Waadtlandes, seines speziellen Vaterlandes, glänzen. Dieses Ländchen war einst durch die Berner dem Herzog von Savoyen abgenommen worden und befand sich im blühendsten Wohlstande unter dem milden Regiment der Berner Geschlechter. Aber die Waadtländer sprachen französisch und wollten von den Deutschen unabhängig seyn. Man suchte daher alte Urkunden auf, in denen das Recht Savoyens auf das Ländchen nachgewiesen war, und forderte Frankreich, dem jetzt Savoyen zugehörte, dringend auf, das Waadtland von Bern zu reclamiren. Das Directorium ging sogleich darauf ein (4. Jan. 1798) und schickte 15,000 Mann unter Menard an die Grenze. Die Berner brachten 20,000 Mann unter Weiß auf, wagten aber nichts und zogen sich zurück. Am 10. Jan.

nahmen die Waadtländer Insurgenten das feste Schloß Chillon ohne Schwertstreich weg. Am 18. sammelte Ochs, der schon längst eine Verschwörung zum Vortheil der Franzosen betrieben hatte, das Basler Landvolk, zerstörte die Schlösser der Landvögte, zog in das erschrockene Basel ohne Widerstand ein und demokratisirte die Verfassung. Am 25. hielten die Schweizer ihre letzte Tagsatzung in Aarau, ließen sich aber von dem französischen Gesandten Mengaud so einschüchtern, daß sie die schon beschlossene Rüstung nicht ausführten. Am 31. war Bern selber so schwach, die aristokratische Verfassung aufzugeben und allgemeine Wahlen zu verfügen. Diesem Beispiel folgten auch die Patriziate von Solothurn, Freiburg, Luzern, Schaffhausen, endlich auch Zürich, um sich des Sturmes vom Lande her zu erwehren. Die neuen demokratischen Regierungen waren nun alle entweder unfähig oder von vorn herein den Franzosen verkauft. Aber noch stand das kräftige und gegen die Franzosen wüthende Berner Heer (Landmiliz, Landvolk) zum Schutz seiner Aristokratie in den Waffen unter General Erlach, dem Weiß hatte weichen müssen, und dessen Hauptquartier sich in Murten befand. Brune, der unterdeß an Menards Stelle getreten war (früher ein Buchdruckergeselle), besetzte zwar am 8. Februar Biel, das Murten am See gegenüber liegt, wagte aber noch nicht anzugreifen, sondern wartete ein zweites französisches Heer von 12,000 Mann unter Schauenburg ab, das rheinaufwärts kam, und hoffte überdies durch die Zögerung die nicht gerne lange unter Waffen bleibenden Berner Bauern zu ermüden und die Verwirrung in den Regierungen zu vergrößern. Auch sollte es sich zunächst nur um Bern handeln. Rewbel hatte gesagt, die Schweiz ist eine Schüssel voll kleiner Pasteten, man muß eine nach der andern essen. Zürich bildete sich damals ein, verschont bleiben zu können, und that nichts, um Bern zu unterstützen.

Der Krieg begann, sobald Schauenburg angelangt war. Am 1. März überfiel derselbe einen vorgeschobenen Posten der Berner bei Dornach, am 2. bei Langnau, schlug beide zurück und drang in Solothurn ein. Im Hauptheer der Berner herrschte die wildeste Verwirrung. Das brave Landvolk konnte sich in die neue Regierung nicht finden,

schrie mit Recht über Verrath, vergriff sich aber in seinem Zorn und ermordete nicht die wahren Verräther, sondern einige unschuldige Obersten, Ryhiner, Stettler ꝛc. Der Regierung zum Trotz beschloß dieses muthige Landvolk, sich auf Leben und Tod zu wehren, warf sich unter Grafenried an der Brücke von Neueneck dem Heer Brunes entgegen, schlug es zurück und nahm ihm 18 Kanonen ab. Aber eine andere Schaar unter dem bisherigen Haupt der Berner Republik, dem alten ehrenhaften Schultheiß Steiger, erlitt im grauen Holz nach furchtbarer Gegenwehr eine Niederlage durch Schauenburg, und ehe noch die Berner Oberländer, die in Masse aufgestanden waren, herbeikamen, öffnete Verrath die Thore von Bern den Franzosen. Erlach eilte den Oberländern entgegen, um sich mit den noch unbesiegten Schaaren Grafenrieds zu vereinigen, aber er selber wurde, weil er ein paar Worte französisch sprach, von den Bauern für einen Franzosen gehalten und erschlagen. Da nun auch Bern schon gefallen war, lief das Landvolk auseinander, am 5. März. Den Bernern hatten nur 200 Urner in altväterischer Rüstung und einige Männer aus Freiburg, Glarus und St. Gallen beigestanden. Freiburg selbst war am 2ten nach blutiger Gegenwehr von den Franzosen erstürmt worden. Das berühmte Beinhaus zu Murten, in dem die Gebeine der im fünfzehnten Jahrhundert hier erschlagenen Burgunder aufbewahrt wurden, fiel zufällig einem französischen Regiment aus der Côte d'Or (dem ehemaligen Burgund) in die Hände und wurde in später Rache gänzlich zerstört und ein Freiheitsbaum an seine Stelle gesetzt.

Rewbel, der Haupturheber dieses französischen Raubzugs, hatte seinen Zweck erreicht und ließ durch seinen Schwager Rapinat vor allen Dingen den seit Jahrhunderten angehäuften Berner Staatsschatz und alles öffentliche Eigenthum ausrauben, dazu dem Berner Volk Contributionen, den Patriziern eine Vermögenssteuer von 6 p. c. auflegen *). Das gleiche Loos widerfuhr Freiburg und Solothurn,

*) Schon die Namen Rewbel und Rapinat waren von übler Bedeutung, nicht minder die Namen der Gehülfen, deren sich Rapinat bediente, Forfait (Frevel) und Grugeon (Nager).

bald auch Luzern, Zürich und jedem Canton. Alles Staats- und Kirchengut wurde von den Franzosen gestohlen und der wohlhabende Theil der Bevölkerung schamlos besteuert. Aus Bern allein schleppten sie 60 Millionen fort, 7—8 Millionen an baarem Geld und an sonstigen Werthen, wovon Bonaparte einen Theil bekam, so daß man noch viele Jahre nachher in Aegypten Berner Geld im Umlauf fand. Als Brune zu Bern den ersten Freiheitsbaum pflanzen ließ, hielt der bisherige Seckelmeister (Finanzminister) der Stadt und Republik Bern, Frisching, die Festrede und schloß sie, indem er den Baum anredete: so mögest du wachsen und gute Früchte tragen, Amen! Der Staatsschatz des Canton Zürich war nicht ganz so reich wie der Berner, doch sehr beträchtlich, und die Beute wurde durch Gelder, die man allen Reichen abgepreßt, hier wie in Bern und in der ganzen Schweiz verdoppelt. Uebrigens ließ Rapinat sich billig finden, und wenn die Schweizer ein altes Denkmal, eine heilige Reliquie behalten wollten, so ließ er sie ihnen um schwere Bestechungssummen.

Die welschen Schweizer wollten eine s. g. rhodanische Republik für sich stiften, Brune befahl ihnen aber, sich mit den deutschen zu vereinigen, und gründete zu Aarau am 27. April die einige und untheilbare helvetische Republik mit einer ganz der französischen nachgeahmten Verfassung und fünf Directoren an der Spitze. Damit hörte alle Souverainetät der Cantone auf und sollten Unterschiede, die so alt und unübersteiglich sind wie die Alpen, auf einmal nivellirt werden. Viele Cantone unterwarfen sich aus Furcht vor Plünderungen, denen sie doch nicht entgingen; andere sträubten sich, wurden aber sogleich von den Franzosen angegriffen und überwältigt. Am 30. April rückte Schauenburg in Zürich ein und raubte hier aus, wie in Bern. Zwei kleine Republiken, die bisher der Schweiz zugewandt waren, wurden nicht der helvetischen einverleibt, sondern unmittelbar mit Frankreich vereinigt, Mühlhausen im Suntgau*) und Genf (15. April).

---

*) Die guten deutschen Reichsstädter hier faßten am 4. Jan. einen

Nur die Altschweizer, einfache Bauern, behaupteten noch so viel Nationalgefühl, daß ihnen das Franzosenjoch absolut unleidlich war. Der kleine Canton Schwyz wagte unter der Leitung des edeln Aloys Reding der weltüberwindenden Macht von ganz Frankreich zu trotzen. Unbekümmert um die Möglichkeit eines Erfolges, wahrte er die Ehre, die in jener kläglichen Zeit so wenige zu wahren wußten. Als die katholischen Bauern der freien Aemter (Baden, Bremgarten) vom Widerstande der Schwyzer hörten, griffen auch sie zu den Waffen und wagten sogar einen kühnen Handstreich gegen Aarau, angeführt von einem Priester, der die Fahne trug, unterlagen aber in einem blutigen Gefecht bei Häcklingen den Truppen Schauenburgs, der sich sodann gegen Schwyz selbst wandte. Bei Richterschwyl wurde den ganzen Tag hindurch mit äußerster Hartnäckigkeit gefochten. Endlich mußten die Schwyzer weichen, hielten aber nochmals Stand bei Schindeleggy, noch einmal auf dem Berg Etzel und zum drittenmal am rothen Thurm, nahe dem alten Schlachtfeld von Morgarten. Hier ließen sie sich nicht mehr überwinden und Schauenburg mußte mit großem Verlust abziehen. Ebenso ein anderes französisches Corps, das bei Arth unter dem berühmten Berge Rigi einen Angriff versuchte. Diese ruhmwürdigen Kämpfe geschahen vom 1.—3. Mai. Am 4. aber zählten die Schwyzer ihre dünn gewordene Schaar und erkannten, sie seyen nicht mehr stark genug. Als Sieger boten sie nun ihre Unterwerfung unter die helvetische Regierung an und der Friede wurde geschlossen; aber die Franzosen ließen es sich doch nicht nehmen, das reiche Kloster Einsiedeln zu plündern und zu verbrennen. — Auch die deutschen Bauern im obern Wallis trotzten, während die welschen im untern Wallis sich schon mit den Waadtländern vereinigt hatten. Auch hier rückten die Franzosen an, die nach blutigen Gefechten am

---

heroischen Entschluß, theilten ihr öffentliches Vermögen unter sich, trugen ihre alten Wappen und Fahnen feierlich zu Grabe, erboten sich freiwillig zur Vereinigung mit Frankreich und ließen durch ein junges Mädchen in alter Schweizertracht den französischen Commissären die Schlüssel ihrer Stadt überreichen. Gewiß ein origineller politischer Selbstmord.

8. Mai bis Sitten vordrangen und diese unglückliche Stadt trotz der von den Bürgern ausgesteckten weißen Fahne plünderten. Doch hielten sich die Oberwalliser noch wochenlang an den Abgründen der Dala und schossen noch eine Menge Franzosen nieder. Diese Gebirgskriege waren mörderisch, weil alle Schweizer Bauern gute Schützen waren *).

Als einige unter den Directoren der helvetischen Republik das Wohl des Landes zu wahren wagten und gegen die Wegschleppung eidgenössischen Eigenthums nach Frankreich protestirten, jagte sie Rapinat einfach weg und setzte eigenmächtig zwei seiner Creaturen an ihre Stelle, Ochs und Dolder. Wegen dieses Sieges der guten Sache mußte Aarau illuminiren, 19. Juni.

Unterwalden hatte sich beim Mißlingen des Kampfes in Schwyz gefügt; als die Bauern aber hier der elenden helvetischen Regierung den Huldigungseid leisten sollten, ließ es ihr Gewissen nicht zu, mit dem Heiligsten so frevelnd Spott zu treiben. Sie verweigerten den Eid und griffen zu den Waffen, geführt vom Pfarrer Lüssi. Zwei französische Colonnen brachen unter Schauenburg auf, sie zu Paaren zu treiben; die eine zog durchs Haßlithal, stieg über den Berg Brünig und fiel von oben her ins Land; die andere landete am Vierwaldstättersee und kam von unten. Die erstere brach zwar den trotzigen Widerstand der Bauern am Kernwald, erlitt aber ungeheuren Verlust, indem von allen Seiten aus den nahen Felsen und

---

*) Hier muß die Geschichte das Andenken eines merkwürdigen Mannes bewahren, des Züricher Landvogt Landolt. Er zuerst hatte das Schweizerische Schützenwesen in ein System gebracht und die militärische Welt auf den Werth dieser Specialwaffe in dem Grade aufmerksam gemacht, daß Friedrich der Große ihn nach Berlin berief, um auch in der preußischen Armee Schützencorps zu errichten. Landolt beschäftigte sich, nachdem er sein Amt niedergelegt, in stiller Zurückgezogenheit im Canton Zürich mit Malerei und malte nichts als Schlachtgemälde, in denen er die Franzosen immer als besiegt darstellte. Man fand das lächerlich, aber er blieb fest überzeugt, die Geschichte werde seine Malerei wahr machen.

Wäldern auf sie geschossen wurde. Ein Schütze, dem Weib und Kind unablässig die Stutzen luden, tödtete allein über 100 Mann. Im Ganzen fielen 2—3000 Franzosen. Unterdeß war auch die zweite Colonne unter beständigen Gefechten heraufgerückt und traf mit der ersten in Stanz, dem Hauptort des Cantons, zusammen. Hier wehrten sich Weiber wie die Männer mit dem Muth der Verzweiflung, bis sie unter den Kugeln und im Brande der Häuser ihr Leben aushauchten. Diese blutigen Kämpfe dauerten drei Tage, vom 7. bis 9. September. Man zählte 102 Frauen und Mädchen, die mit den Waffen in der Hand fielen. Bei Winkelried schlugen 18 Mädchen wüthend mit ihren Sensen unter die Franzosen, bis alle erschossen waren. Dem Morden folgte wie gewöhnlich Sengen, Brennen, Plündern und Schänden. Damals sammelte der menschenfreundliche Pestalozzi von Zürich die herumirrenden Kinder der erschlagenen Unterwaldner und eröffnete mit ihnen seine unsterblich gewordene Erziehungsanstalt.

Das Frickthal gehörte noch zu den vorderösterreichischen Besitzungen im Reich, und Graubündten war eine unabhängige Republik, der Eidgenossenschaft von lange befreundet, aber nicht einverleibt. Auf beide machte Frankreich Anspruch, aber Oesterreich gab das Frickthal nicht heraus und besetzte Graubündten.

Wie sehr das Directorium in Paris nur noch dem gemeinsten Interesse oblag, beweist sein Verfahren nicht nur gegen die freiheitliebenden Schweizer, sondern auch gegen die Nordamerikaner. In leichtsinnigster Verachtung der republikanischen Sympathien gab das französische Directorium Caperbriefe aus, um reiche amerikanische Schiffe zu rauben. Der amerikanische Gesandte in Paris, Gerry, empfing deshalb am 23. März 1798 strenge Instructionen und legte solche actenmäßige Beweise der schändlichsten Habgier und Bestechung vor, die sich die Directoren Frankreichs hatten zu Schulden kommen lassen, daß die Engländer, die dahinter kamen, sie sogleich unter dem Titel French corruption abdrucken und verbreiten ließen. Auch von Portugal hatte sich Frankreich im Jahre 1797 den Frieden abkaufen lassen. — Am 26. Mai decretirte der nordamerikanische

Congreß die Wegnahme aller französischen Schiffe, die den Handel ferner beunruhigen würden.

Die Herausforderung der Vereinigten Staaten war um so unvernünftiger, als Frankreich immer neue Verluste durch die überlegene englische Marine erlitt. Die Engländer bombardirten von der See her Ostende und setzten Truppen unter Coote ans Land, 19. Mai, die aber schon am folgenden Tag umringt und gefangen wurden. Bald darauf indeß bombardirten die englischen Schiffe schon wieder Havre. Die Franzosen suchten sich durch eine Landung in Irland zu rächen. Dieses Land befand sich in einer beklagenswerthen Lage. Seit Jahrhunderten war es von den Engländern als eroberte Provinz mit unbarmherziger Härte behandelt. Die Iren waren katholisch geblieben, während die Engländer die Reformation in der Form der bischöflichen Kirche angenommen hatten. Der ganze Boden von Irland gehörte den Eroberern, die Eingebornen blieben nur die armen, gedrückten Pächter der englischen Grundbesitzer. Irland hatte damals noch ein eigenes, vom englischen unabhängiges Parlament in Dublin, aber es war nur von den englischen Grundherrn beschickt. Eine geheime Partei in Irland hoffte, ihr unglückliches Land einmal ebenso von England unabhängig zu machen, wie es die Vereinigten Staaten geworden waren. Inzwischen blieb sie sich ihrer Schwäche bewußt und hielt es für rathsamer, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. Sie bildete daher eine s. g. irische Union zu dem Zweck, eine Reform des Parlaments und eine Emancipation der Katholiken durchzusetzen. Das Haupt dieser Partei war damals Wolf Tone, ein kaum dreißigjähriger junger Mann voll Feuer und Geist, sein eifrigster Parteigänger aber Napper Tandy. Als die französische Revolution siegreiche Fortschritte machte und auch die Engländer unter York zurückschlug, hielten sie eine Hülfe von Frankreich her für möglich und hatten schon 1796 in Paris geheime Unterhandlungen gepflogen. Die Folge davon war Hoches mißlungene Landung. Der Plan war aber nicht aufgegeben. Das Directorium in Paris forderte nur, die Irländer selbst sollten sich erheben, damit französische Trup-

pen, wenn sie in Irland landeten, einen Anhaltspunkt fänden. Die Härte des Lord Camden, der damals Irland regierte, erleichterte das Unternehmen, indem er das Volk grenzenlos erbitterte. Eine große Verschwörung war eingeleitet und brach am 23. März 1798 auf allen Punkten aus. Die englischen Truppen wurden, wo sie in Garnison standen, überfallen, vertrieben, verfolgt. Aber sie wehrten sich tapfer gegen die rohen Volkshaufen. General Lake sammelte eine gehörige Anzahl Truppen und griff das verschanzte Lager der Irländer auf dem Vinegar-Hügel an. Drei Tage lang (vom 19.—21. Juni) wurde aufs grimmigste gekämpft, bis die englischen Truppen endlich doch siegten. Der Rest der Aufwiegler wurde am Boynefluß zusammengehauen oder in die dortigen Sümpfe gejagt.

Jetzt erst, als es zu spät war, kam die Hülfe aus Frankreich und noch dazu in unzureichender Stärke. Nur 1100 Mann unter General Humbert landeten in der Bucht von Killala, 21. August, erfochten einen kleinen Sieg über Lake, wurden aber bald übermannt und mußten sich gefangen geben, 8. Sept. Ein anderes kleines Landungsheer, das ihn unter General Rey hatte unterstützen sollen, kam zu spät und kehrte um. Die Franzosen rüsteten in Brest eine neue Flotte mit Landungstruppen unter General Hardy, bei denen sich auch Wolf Tone befand; aber der englische Commodore Warren fing sie unterwegs auf, 12. Oct. Wolf Tone entging der Hinrichtung nur durch Selbstmord. Napper Tandy wurde auf englische Requisition zu Hamburg verhaftet (25. Nov.), was großen Lärmen in Frankreich erregte.

Mittlerweile schleppte der Rastadter Congreß sein trauriges Daseyn fort, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Frankreich liebkoste Preußen und schickte den berühmten Siéyes nach Berlin, der die mancherlei Eitelkeiten dort sehr schlau zu gewinnen verstand. Ein unangenehmer Vorfall in Wien hätte bald das gute Einvernehmen von Campo Formio gestört. Bernadotte, der als französischer Gesandter nach Wien geschickt worden war, pflanzte vor seinem Hotel und zwar gerade an dem Jahrestage, an dem die Wiener den

Auszug ihrer Freiwilligen zum italienischen Kriege feierten, die dreifarbige Fahne auf, deren Anblick das Wiener Volk so ärgerte, daß es sie in einem Tumult herunterriß, 13. April 1798. Die Regierung beschwor ihn zwar, allein er reiste brennenden Kopfes ab. Um die Genugthuung eclatant zu machen, wurde der alte Thugut (aber nur zum Schein), vom Ministerium entfernt und Cobenzl an seine Stelle gesetzt. Dieser pflegte eine besondere Unterhandlung mit Frankreich, das zu diesem Zwecke François von Neufchatel abschickte, zu Sulz in der Nähe von Rastadt. Aber man konnte sich nicht einigen. Frankreich wollte Bayern nicht an Oesterreich fallen lassen, was Cobenzl als Preis des Friedens forderte.

Neue Kriegsgewitter stiegen am Himmel auf, die Wolken zogen sich von mehreren Seiten her über Rastadt zusammen. Kaiser Paul I., der nach dem Tode seiner Mutter Katharina II. am 17. Nov. 1796 den russischen Thron bestiegen hatte, wollte gut machen, was seine arglistige Mutter gesündigt hatte. Wie großmüthig er seyn konnte, beweist sein Verfahren gegen Kosciuszko. Er selbst ging, seine kaiserlichen Prinzen Alexander und Constantin an der Hand führend, in den Kerker des polnischen Feldherrn und kündigte ihm persönlich die Freiheit an. Er gab dadurch zu erkennen, daß er die Theilung Polens als ein Unrecht mißbillige, das Geschehene aber durch Sorge für die polnische Nation wieder gut machen wolle, eine Politik, die später sein Sohn Alexander fortsetzte. Noch mehr aber empörte den Kaiser der vom französischen Directorium geübte, jedes göttliche und menschliche Recht mit Füßen tretende Uebermuth. Er knüpfte daher bald Unterhandlungen mit England und der Türkei an, welche letztere durch Bonapartes Einfall in Aegypten von Frankreich verletzt war, und gab sich große Mühe, auch Oesterreich und Preußen in die Coalition zu ziehen. Preußen blieb zu seinem Unglück der bisher eingehaltenen Neutralität treu. Es trat zwar plötzlich kühner gegen Frankreich auf, behauptete sein altes Recht auf Cleve, wies auch die französischen Ansprüche auf die Brückenköpfe am rechten Rheinufer (Kehl, Castel, Ehrenbreitstein) zurück, schloß

sich aber doch der Coalition nicht an und machte es keinem recht *). Oesterreich aber erkannte, es sey unmöglich, die Franzosen mit Vernunft von etwas abzubringen, nur Gewalt allein vermöge etwas über sie. Es hatte in dieser Beziehung die schlimmste Erfahrung gemacht. Alle Vorstellungen wegen Ehrenbreitstein und wegen der Schweiz waren von den Franzosen unberücksichtigt geblieben, bis es sich entschloß, Graubündten mit Gewalt gegen die Bedränger zu vertheidigen. Dieses obere Rheinthal war für Oesterreich der Nähe von Tirol wegen von höchster Wichtigkeit. Kaiser Franz hatte die Franzosen alle Schweizer Bergpässe nehmen lassen, jetzt sagte er: bis hieher und nicht weiter! Er schloß mit Graubündten einen Vertrag (17. October 1798) und schickte Truppen unter General Auffenberg nach Chur.

Oesterreich hatte noch einen zweiten Grund, der ihm einen neuen Krieg in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich wünschenswerth machte. Am 16. Februar 1799 starb der bayrische Kurfürst Karl Theodor plötzlich am Schlag, während er am Spieltisch saß. Er hatte aber die Abtretung Bayerns an Oesterreich noch nicht ratificirt. Der junge Pfälzer Erbe, Max Joseph, eilte nach München und machte mit seinen blühenden Kindern den günstigsten Eindruck auf das Volk. Dadurch wurden alle Pläne Oesterreichs vereitelt. Max Joseph stand im engsten Vertrauen mit Talleyrand und den französischen Gesandten in Rastadt und hatte sich ihrer Unterstützung gegen Oesterreich versichert. Nur der Vertrag von Campo Formio stand im Wege, aber wenn Oesterreich selber wieder Krieg anfing, so war jener Vertrag gebrochen und Frankreich konnte alles für Bayern thun. Oesterreichs Verlegenheit in dieser Sache wurde noch gesteigert durch das überaus vorsichtige Benehmen Max Josephs. Denn weit entfernt, den Franzosenfreund zur Schau zu tragen,

*) Sièyes schrieb damals aus Berlin: „Der König von Preußen faßte den schlechtesten Entschluß, nämlich gar keinen. Preußen isolirt sich, das ist bequem für uns, denn während dieser preußischen Betäubung werden wir mit den anderen fertig.“

hielt er sich streng in den Grenzen der Pflichten eines deutschen Kurfürsten und zauderte nicht, als Oesterreich rüstete, das bayrische Contingent unter die Fahnen des Kaisers zu stellen. Graf Lehrbach in Rastadt, der Hauptintrigant in der bayrischen Angelegenheit, hätte viel lieber gesehen, Max Joseph würde sich offen an Frankreich angeschlossen haben, damit man ihn dann als Reichsverräther hätte verjagen können. Lehrbach wußte inzwischen zu gut, in welchen Verbindungen Max Joseph gestanden hatte, und hoffte, wenn er die actenmäßigen Beweise dafür, so wie für die Betheiligung Preußens in die Hände bekäme, den jungen Kurfürsten doch noch in die Reichsacht bringen und Oesterreich die lang ersehnte Erwerbung Bayerns sichern zu können. Dazu lieh ihm der Tumult des hereinbrechenden Krieges den Vorwand.

Russische Truppen bewegten sich schon gegen Westen und erhielten freien Durchzug durch die österreichischen Staaten. Frankreich erhob Beschwerde dagegen und ließ schon am 1. März 1799 ein beträchtliches Heer unter Jourdan bei Straßburg über den Rhein gehen, während der Congreß von Rastadt noch fort unterhandelte. Am 3. März wurden die ionischen Inseln durch eine russisch-türkische Flotte den Franzosen entrissen. Am 5. erließ Erzherzog Karl, der im Stillen ein großes Heer bei Augsburg zusammengezogen hatte, eine Proklamation, worin er der Wahrheit gemäß den Franzosen ihr treuloses Benehmen, ihre eigenmächtigen Störungen des Friedens, ihre Mißhandlung der Neutralen und ihre maaßlosen Contributionen und Requisitionen vorwarf, ein Benehmen, „welches bis zur Entehrung des deutschen Namens“ gehe und dem man daher endlich Schranken setzen müsse. — Der erste Kampf entbrannte in der Schweiz. Ein französisches Heer unter Massena drang in Graubündten ein und nahm den Paß bei Luciensteig mit Sturm, nachdem er von den Oesterreichen aufs tapferste vertheidigt worden war, 6. März. An demselben Tage wurde jedoch der französische General Loison, als er gegen Kloster Dissentis vordrang, von den wüthenden Bauern zurückgeschlagen. Am 7. mußte sich Auffenberg in Chur mit 3000 Mann ergeben, weil er versäumt hatte, in der Nacht über

die Berge zu entfliehen. Von hier aus drang der kühne Lecourbe mit einem französischen Corps ins Engadin, wurde am 15. bei Martinsbrück durch die Oesterreicher unter Laudon abgeschlagen, verstärkte sich aber durch ein neues französisches Corps unter Desolles und schlug die Oesterreicher in ihren Gebirgspositionen bei Taufers und Nauders, vermochte jedoch nicht durch den von Bellegarde und den Tirolern tapfer vertheidigten Paß Finstermünz in Tirol einzudringen, weil unterdeß in seinem Rücken den Franzosen Gefahr drohte, was ihn zur Umkehr bewog. Massena selbst, von dem er nur detachirt war, erlitt am 23. bei Feldkirch eine Niederlage durch die Oesterreicher, die der Croate Jellachich führte.

Am Mittelrhein war große Bewegung. Der kurmainzische Abgeordnete am Rastadter Congreß, Albini, hatte schon lange den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung gehegt. Aber die engherzige Politik Thuguts in Wien litt nicht, daß die Nation als solche in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nur die Odenwälder standen auf und schlugen sich tapfer mit den Vorposten der Franzosen herum, erlitten aber am 20. April eine Niederlage bei Weinheim.

Unterdeß hatte sich Erzherzog Karl mit der Hauptarmee nicht gegen Straßburg, sondern gegen den Bodensee gewendet, um Tirol und der Schweiz zu Hülfe zu kommen und die Verbindung mit Italien offen zu halten. Da zog Jourdan nach derselben Richtung, wurde aber zuerst in einem Vorpostengefecht bei Ostrach am 21. April, dann in einer Hauptschlacht bei Stockach am 24. zurückgeschlagen. Wenn der Erzherzog von seiner überlegenen Reiterei bessern Gebrauch gemacht hätte, würde er den Feind haben vernichten können, der sich ungehindert durch den Schwarzwald über den Rhein zurückzog. Der Erzherzog hätte sich nun wenigstens rasch gegen den ganz blosgestellten Massena wenden können und würde ihn durch seine Uebermacht erdrückt und die ganze Schweiz befreit haben; aber er rückte nur mit äußerster Langsamkeit vor und blieb dann stehen, wodurch Massena Zeit bekam, sich zu verstärken und eine feste Position einzunehmen. Da hier Zaudern nicht im politi-

schen Plane Oesterreichs liegen konnte, scheint die Schuld allerdings auf den Erzherzog zu fallen, der damals krank war. Nur Bellegarde ging energisch aus dem Passe von Finstermünz heraus und schlug Desolles und Lecourbe aus dem Münsterthal, dem Engadin und Veltlin hinaus. Dagegen vermochte Hotze den von den Franzosen unter Menard aufs tapferste vertheidigten Paß von Luciensteig nicht zu nehmen, 1. Mai.

Der Erzherzog erließ am 30. April, indem er die Schweizer Grenze betrat, eine schöne Proklamation, worin er den Schweizern ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit zusicherte, sie aber aufforderte, mit ihm gegen den gemeinsamen Feind zu fechten. Auch der greise Schultheiß Steiger von Bern erließ einen Aufruf an das Volk, worin er erinnerte, wie glücklich, wohlhabend und von allen Mächten Europas geachtet die Schweizer bisher gewesen und wie sie erst durch ihre schändliche Hingebung an die Franzosen ausgeplündert, entehrt, in Verachtung gefallen seyen. „Fallt über die Räuber her, die euch alles genommen haben und noch so unverschämt sind, euch zu Hülfe zu rufen.“ Drei Bataillone Schweizer hatten sich bereits unter österreichischen Fahnen gebildet. An demselben Tage, an dem Hotze (auch ein Schweizer) alle Kräfte anstrengte, den Paß von Luciensteig wiederzugewinnen, waren auch die Bauern rings umher aufgestanden, da er aber zurückweichen mußte, fiel Menard über die Bauern her und trieb sie nach hartnäckigem Kampfe bei Dissentis auseinander, welches schöne Kloster bei diesem Anlaß verbrannt wurde. Doch fiel Luciensteig am 14. bei einem neuen Angriff in die Gewalt Hotzes. Auch in den vier Waldstätten hinter Massenas Rücken stand das Volk auf. Die helvetische Regierung wollte 18,000 Rekruten ausheben, die für Frankreich fechten sollten. Diese Zumuthung erweckte Zorn, und die Nähe des Erzherzogs machte den Schwyzern Muth, wieder zu den Waffen zu greifen. Massena schickte ein Corps unter Soult ab, dem es gelang, sie friedlich auseinander zu bringen, 8. Mai. Als er über den Vierwaldstätter See fuhr, wehrten ihm Urner, wurden aber von ihm zurückgeschlagen und von Lecourbe (dem kühnsten Berggeneral) von oben her umgangen und zersprengt.

Am glücklichsten und hartnäckigsten war der Aufstand im obern Wallis, den der junge Graf Courten leitete. Es gelang den Franzosen erst im Spätsommer, hier ihre Herrschaft herzustellen, nachdem sie 1200 Mann verloren und fast alle Dörfer verbrannt hatten. Heinrich Zschokke, ein schlechter Comödienschreiber aus Magdeburg, seit kurzem in der Schweiz angesiedelt und eifriger Anhänger der Revolution, damals helvetischer Regierungscommissär, ahmte Baudot nach, der die Entvölkerung des Elsaßes verlangt hatte, und schlug öffentlich vor, man solle aus den katholischen Urkantonen der Schweiz ihre bisherigen Einwohner als unverbesserliche Reactionäre entfernen und „Colonien der Eroberer," also Franzosen hineinversetzen, datirt vom 23. Juni. In derselben Druckschrift warf Zschokke den Altschweizern ihre „Kaisersucht" vor, und alle Zeugnisse und Aussagen aus jener Zeit bestätigen, daß die weit überwiegende Mehrheit der Schweizer im Erzherzog einen längst ersehnten Befreier sah. Haller schrieb: „Das Volk haßte die Franzosen als ungerechte Feinde, als fremde Soldaten, als Umstürzer des Vaterlandes, als Plünderer seines Eigenthums, als Zerstörer seines Wohlstandes, als Schänder und Vergifter seiner Weiber und Töchter."

Aber der Erzherzog Karl wurde durch Befehle von Wien zurückgehalten. Thugut wollte so wenig die alte Eidgenossenschaft als das Königreich Sardinien wieder hergestellt wissen und mißbilligte Karls und Steigers Vorgehn. Das lähmte die Begeisterung. Nachdem Karl Hotzes Durchdringen am Luciensteig abgewartet, ging er über den Rhein und vereinigte sich mit Hotze, am 23. und 24. Mai. Massena bot ihm die Stirne vor Zürich am 4. Juni, brach aber die unentschiedene Schlacht freiwillig ab, und zog sich zurück, weil er die Uebermacht der Oesterreicher erkannte. Der Erzherzog besetzte Zürich, Massena aber die im Süden dieser Stadt sich ausbreitende Höhe des Albis und Uetliberges, und in dieser Gegenüberstellung verharrten sie nunmehr den ganzen Sommer über. Der kecke Lecourbe hatte mittlerweile (Ende Mai und Anfang Juni) die Oesterreicher unter Haddik von der Höhe des St. Gotthardt heruntergeworfen und diesen wichtigen Gebirgspaß, der die Straße aus der Schweiz nach

Italien beherrscht, besetzt. Nichts spricht so sehr zu Gunsten der damaligen Tüchtigkeit französischer Truppen, als die Art und Weise, wie sie unter Lecourbe so rasch in den ungeheuren Alpen sich zu orientiren und zu siegen wußten.

Immer noch hatte der Congreß in Rastadt getagt, als erst am 28. April der österreichische Oberst Barbaczy von den Szekler Husaren die Entfernung der französischen Botschafter von dort verlangte. Es waren nach Treilharts Abgang, der in Paris Director geworden war, Bonnier, Roberjot und Jean de Bry. Sie trauten nicht recht, übergaben ihre wichtigsten Papiere dem preußischen Gesandten Grafen Görtz und reisten noch in der Nacht ab, wurden aber vor den Thoren der Stadt in einem Wäldchen von Szekler Husaren überfallen und ermordet. Nur Jean de Bry entkam, indem er aus mehreren Wunden blutend sich todt stellte und in einem Graben liegen gelassen wurde. Der österreichische Archivar Freiherr von Hormayr, ein Zeitgenosse und der damaligen Dinge wohl kundig, gibt den Grafen Lehrbach als Urheber dieser Gewaltthat an und als Zweck derselben das Interesse, welches Lehrbach hatte, sich der Papiere zu bemächtigen, durch welche Max Joseph und die preußische Gesandtschaft compromittirt werden konnten. Aber dieselben Papiere befanden sich in derselben Nacht, in der sie so gierig gesucht wurden, unter Verschluß des Grafen Görtz*). Jean de Bry schleppte sich nach Rastadt

*) Nach Hormayrs Aussage hat sich später der berüchtigte Spion Schumacher gerühmt, er habe sich damals von Frankreich und Oesterreich zugleich bezahlen lassen und beiden zugleich gedient, den Gesandtenmord eingeleitet, aber vorher den französischen Gesandten gerathen, ihre Papiere zu verbergen. Hormayr gedenkt auch der sehr merkwürdigen Aeußerung Hardenbergs während des Friedensschlusses zu Basel. Als hier nämlich das Verfahren Preußens getadelt und die ritterliche Fortsetzung des Kampfes gegen die Revolution von Seiten Oesterreichs gerühmt wurde, habe Hardenberg gesagt: wenn Frankreich den Oesterreichern Bayern hätte geben wollen, so würde Oesterreich früher mit der Republik Frieden geschlossen haben, als Preußen. Endlich macht auch Hormayr noch darauf aufmerksam, daß Kaiser Paul in Max Joseph nur einen Jakobiner ge-

zurück, wohin auch die Damen und Kinder der Gemordeten umgekehrt waren. Hier widmete man ihnen die größte Sorgfalt und geleitete sie dann sicher über den Rhein. Die sämmtlichen Congreßgesandten verlangten noch, bevor auch sie abreisten, Untersuchung; der Kaiser versprach sie feierlich unter Ausdrücken voll Entrüstung über das begangene Verbrechen. Inzwischen kam nichts heraus und das Geheimniß blieb noch vierzig Jahre lang bewahrt.

Die französische Regierung, die wohl den Zusammenhang wußte, durfte ihn nicht enthüllen und beutete den Gesandtenmord lediglich aus, um die Franzosen zu fanatisiren mit Trauerfesten und ungeheuer schwülstigen Proklamationen. Der Platz im Rathe der Alten, auf dem Bonnier gesessen hatte, wurde leer gelassen, aber ein vollständiger Deputirtenornat darauf gelegt und die Inschrift beigefügt: „ermordet auf Befehl des Kaisers.“ Auch sollte bei jedem Namensaufruf Bonnier mit genannt werden und der Präsident bei seinem Namen ausrufen: „das Blut der zu Rastadt gemordeten französischen Gesandten komme über das Haus Oesterreich!“ Wie barbarisch auch dieser Gesandtenmord war, so war doch Frankreich kaum befugt, so feierlich dabei das heilige Völkerrecht anzurufen, welches es selbst so vielfach und roh verletzt hatte.

Wir haben den wiederbegonnenen Krieg in Deutschland bis zu dem Momente verfolgt, in welchem die Ereignisse in Italien auf ihn Einfluß zu üben anfingen, und müssen daher die Betrachtung nunmehr dorthin lenken, wohin auch der Urheber dieser neuen Coalition, der Kaiser von Rußland, seine Streitkräfte entsendet hatte.

Kaiser Paul hatte den berühmten Türken- und Polenbezwinger, Grafen Suwarow, zum Oberfeldherrn der nach Italien bestimmten

---

sehen und demgemäß den russischen Generalen sehr mißliebige Instructionen gegeben habe, was nur durch Wiener Insinuationen erklärt werden könne. — In neuerer Zeit hat man auch vermuthet, Lehrbach habe sich solcher Papiere bemächtigen wollen, durch die Oesterreich selbst compromittirt war. Aber Papiere dieser Art mußten sich längst in Paris befinden und konnten wohl kaum erst in Rastadt gesucht werden.

russischen Truppen berufen und dieser kurz geantwortet: „ich werde Ew. Majestät zu Füßen fallen und die Franzosen schlagen.“ Suwarow war ein Mann von kleiner, aber derber Gestalt, gar männlichen und runzlichen aber nicht selten zur Grimasse verzerrten Zügen und in seinem Benehmen voller Sonderbarkeiten. Als echter Russe, wenn er in voller Generalsuniform mit vielen Orden behangen bei hohen Personen aufwartete, pflegte er sich unendlich tief zu bücken; daheim aber und im Lager genirte er sich nicht, im Hemde herumzugehen und Possen zu treiben wie ein junger Student. Seine größte Eigenheit war, daß er keine Spiegel leiden konnte, die daher überall verhangen werden mußten, wo er hinkam. Geschah es nicht, so zerschlug er den Spiegel augenblicklich. Man hat ihm vieles als Absicht und Koketterie ausgelegt, was doch einfach aus dem slavischen Naturell zu erklären ist. Dem Slaven ist viel Humor eigen, in dem die Extreme der Civilisation und Barbarei rasch wechseln. Er war sehr schnellkräftig. Blitz und Schlag, das war seine ganze Kriegskunst. Ein Widerstand existirte für ihn nicht. Nur das lange Warten konnte er nicht leiden. Als er daher in Wien mit dem alten Thugut und den „Hofkriegsrathsperücken“ über den bevorstehenden Feldzug unterhandelte, ärgerte ihn die herkömmliche Bedächtigkeit der Oesterreicher, daß er sich kaum halten konnte. Er sah in Thugut den bösen Dämon der österreichischen Monarchie, vor dem er sich mitten unter Bücklingen und Höflichkeiten bekreuzigte, während Thugut ihn seinerseits nicht minder widerwärtig fand und von seinem gewaltthätigen Zufahren viele Störungen der österreichischen Pläne besorgte. Als Suwarow Wien verlassen hatte, um seiner vorausmarschirten Armee nachzueilen, fand er dieselbe am 5. April noch in Villach, bis wohin sie den kurzen Weg von Wien nach österreichischen Instructionen 26 Tage gebraucht hatte. Da zog er zornig seinen Kantschu und peitschte die Säumigen in zehn Tagen über das Gebirge bis Verona.

An demselben Tage, an dem er dort anlangte (15. April) erließ er eine Proklamation an die Völker Italiens, worin er ganz als frommer Russe sprach: „Vereinigt euch unter die Fahnen, die für

Gott und für den Glauben streiten! Die Armee unseres erhabenen Kaisers wird ihr Blut vergießen zur Vertheidigung unserer allerheiligsten Religion und um euch wieder zu euren Gütern zu verhelfen, die euch die Franzosen geraubt haben. Sie haben euch in namenloses Elend gestürzt, aber tröstet euch, denn Gott lebt noch, der euch schützt. Seht uns an, dieses frische tapfere Heer der Russen, und fürchtet nichts!" Diese Sprache, schön und edel, war zugleich natürlicher, wie die in den übel berüchtigten Manifesten Braunschweigs und Coburgs.

Uebrigens war die Erscheinung der Russen in der Lombardei auch insofern verhängnißvoll, als nie zuvor der Moskowiter so weit von seiner Heimath hinweggekommen, so tief in die Händel des Abendlandes verwickelt worden war.

Neuntes Buch.

Suwarow in Italien.

„Italien, o Italien, dem das Schicksal die unglückselige Gabe der Schönheit verlieh, durch welche Barbaren gelockt werden, es zu erobern, und dem es die Stärke versagte, sich ihrer zu erwehren.“ Diese berühmten Worte Filicajas erfüllten sich schrecklicher als jemals seit der Völkerwanderung in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer, Polen und Türken um die schönen Glieder des zerrissenen Italien ringen sollten.

Unter den Directoren der französischen Republik war es hauptsächlich Larvellière-Lepaux, der als theophilanthropischer Schwärmer und systematischer Feind der Kirche nicht eher ruhen zu können glaubte, als bis er das Papstthum vernichtet hätte. Nur mit verbissenem Aerger hatte er sich den Frieden von Tolentino gefallen lassen, weil er nicht den Muth besaß, dem mächtigen Bonaparte durch den Sinn zu fahren; nach der Entfernung dieses großen Generals nahm er aber den alten Plan alsbald wieder auf und fand volle Zustimmung bei den andern Directoren, die eine Eroberung von

Mittel- und Unteritalien nur für die folgerechte Fortsetzung des von Bonaparte begonnenen und zu früh abgebrochenen Werkes hielten.

Nicht ohne Schlauheit schickten sie, um die weiteren Umgriffe immer noch an Bonapartes Namen zu knüpfen, dessen Bruder Joseph als Gesandten nach Rom, gaben dieser weichherzigen und unfähigen Persönlichkeit aber Stützen an den energischen Generalen Duphot und Sherlok, die schon bei der Demokratisirung Genuas die entsprechende Unverschämtheit an den Tag gelegt hatten.

Mit offener Verhöhnung der päpstlichen Regierung sammelten diese Menschen eine Anzahl römischer Jakobiner um sich, predigten das Evangelium der Freiheit und Gleichheit auf der Straße, ließen ihre Partei die dreifarbige Kokarde aufstecken und antworteten der Obrigkeit, die sie zum Auseinandergehen aufforderte, mit lautem Lachen. Die verspotteten Papalini (Schlüsselsoldaten, die päpstliche Miliz) brauchten Gewalt, die Jakobiner, von Duphot angefeuert, widerstanden, es gab ein kleines Handgemenge und Verwundungen. Da pflanzte Duphot auf der Villa Medici die dreifarbige Fahne auf und rief alle Demokraten unter die Waffen. Als päpstliche Dragoner die wilde Versammlung auseinandertreiben wollten, zog Duphot den Degen und war eben im Begriff, einen Angriff auf sie machen zu lassen, als ihn eine Kugel todt niederstreckte, 28. Dezember 1797. Nichts konnte den Franzosen erwünschter kommen. Mit größter Ostentation reiste die Gesandtschaft ab und das Directorium in Paris dictirte dem Kirchenstaat den Untergang zur Strafe wegen des an der Person des Generals Duphot verletzten Völkerrechts. Wäre Duphot nicht gefallen, hätten die Römer sich seiner Unverschämtheit unterworfen, so wäre der Erfolg ganz der nämliche gewesen.

Der vielgeprüfte Pius wusch seine Hände in Unschuld, ergab sich in den göttlichen Willen und befahl, den Franzosen keinen Widerstand zu leisten, da er doch vergebens seyn würde. Berthier, der damals in Oberitalien die Franzosen commandirte, erhielt von Paris aus Befehl, Rom zu erobern, und nahm die polnische Legion unter Dombrowski mit. Am 11. Februar 1798 rückten sie, ohne auf einen Feind gestoßen zu seyn, in Rom ein, sammelten aber hier sogleich

den jakobinischen Anhang und pflanzten am 15. Februar, dem 23sten Krönungstage des Papstes, auf dem Capitol den Freiheitsbaum. Berthier hielt die Festrede: „Manen des Cato, des Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius! empfanget die Huldigung der freien Franken auf dem Capitol. Die Enkel der Gallier kommen heute, den Oelzweig des Friedens in der Hand, auf diese heilige Stätte, um hier den Altar der Freiheit wieder aufzurichten, den die Hand des ersten Brutus weihte.“ Berthier verlangte vom Papst, er solle freiwillig abdanken. Pius VI. aber erwiederte: „ich bin gewählter Papst und werde als Papst sterben; ich bin auf jede Mißhandlung gefaßt; einem drei und achtzigjährigen Greise könnt ihr schweres, aber nicht langes Leiden zufügen; ich bin in eurer Gewalt, aber ihr habt den Leib allein und nicht den Geist.“ Berthier wurde bald darauf durch Massena ersetzt und dieser ließ den Papst mit Gewalt aller seiner Macht entkleiden, seine Schweizer aus dem Palast entfernen, ihn selbst verhaften und aus dem Kirchenstaat wegführen. Ein Kloster in Siena nahm ihn auf, aber neue Schrecken erwarteten ihn hier. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte das Kloster, aus dem er mit Noth das Leben rettete. Nie hat das Schifflein Petri in dunkleren Stürmen geschwankt.

Nach der Entfernung des Papstes wurden auch alle Cardinäle verhaftet, verbannt, ihr Eigenthum geplündert, der Cardinal Borgia sogar auf die Galeeren geschickt. Massena raubte die Stadt Rom systematisch aus. Nicht nur wurde alles Eigenthum des Staats und der Kirche weggenommen, sondern auch das der großen römischen Familien. Die kostbarste Beute war das vom kunstliebenden Papst mit großer Sorgfalt zusammengebrachte und nach ihm benannte weltberühmte Museo Pio-Clementino im Vatican, mit den herrlichsten Statuen des classischen Alterthums, Gemälden der mittleren und neuen Zeit und unschätzbaren Handschriften*). In langen schweren

*) Darunter befanden sich auch die im dreißigjährigen Kriege durch den bayrischen Kurfürsten Max aus Heidelberg geraubten und dem Papst damals zum Geschenk gemachten altdeutschen Handschriften (der größte

Wagenzügen wurden diese Schätze nach Paris gebracht. Die zahlreichen Kirchen Roms wurden ihrer heiligen Reliquien, Bilder, Gefäße und Ornate beraubt. Als der französische General St. Cyr eine von der Familie Doria gestiftete, mit Brillanten bedeckte und vom Volk eben so heilig verehrte als kostbare Monstranz rettete und den Eigenthümern zurückgab, bezeigte ihm das Directorium seine Unzufriedenheit und berief ihn zurück. Als Duphots Leiche mit großem Pomp bestattet wurde, stahlen die französischen Soldaten die dabei gebrauchten Kirchengeräthe. Nicht minder wurden die Paläste und Villen des römischen Adels ihrer Zierden beraubt. In der berühmten Villa Albani verkaufte man sogar die Pflanzen aus dem Garten. Die römischen Juden, bisher in ein besonderes Quartier verwiesen, kauften alles zusammen, weil die Soldaten Geld brauchten und die werthvollsten Dinge um Spottpreise hergaben. Das Geschlecht Israel sah hier, wie am Rhein und überall, im Umsturz der christlichen Kirche eine Rache für die lange Verachtung des Judenthums und fiel mit mehr als Geldgier über die Kirchenbeute her. Massena forderte zu den 6 Millionen, die schon von Berthier eincassirt waren, noch 30 Millionen baare Kriegssteuer und außerdem noch besondere Contributionen, die er den reichen Familien auflegte. So mußte das Haus Chigi 200,000 Scudi (½ Million Gulden) zahlen, der reiche Kupferstecher Volpati 12,000. Das alles aber steckte Massena, so weit er es nicht den Directoren nach Paris schicken mußte, in seinen Sack und ließ die Soldaten ohne Sold und Kleider, so daß sie sich selber durch Plünderungen helfen mußten. Das letztere reichte bei dem Leichtsinn der Soldaten, die das Geraubte schnell wieder vergeudeten, nicht aus und der Geiz Massenas führte zum offenen Aufstande, dem sich auch sämmtliche Offiziere und Untergenerale anschlossen. Massena trotzte anfangs im Vertrauen auf das Directorium, das seine Unterschleife begünstigte, mußte aber der Standhaftigkeit

Schatz dieser Art, der existirt). Auch sie wanderten jetzt nach Paris, von wo sie im Jahre 1815 durch die siegreichen Deutschen glücklich wieder abgeholt und nach Heidelberg zurückgebracht wurden.

der Offiziere weichen und am 25. Febr. das Commando niederlegen, das St. Cyr übernahm. Ein Theil dieser Truppen wurde mit Bonaparte nach Aegypten geschickt. Die übrigen befehligte sodann der edle Championnet.

Bei alledem blieb ein Rest vom Papstthum in Rom, trotz Larevellière-Lepaux' eifrigem Wunsch, es ganz auszurotten. Der spanische Gesandte Azara stellte nämlich vor, es könnte beim spanischen Volk übel empfunden werden, wenn die päpstliche Canzlei (dataria) nicht mehr existire, mit der man in Abwesenheit des Papstes ganz bequem fortfahren könne, die geistlichen Geldopfer wenigstens aus Spanien zu beziehen. Sowohl die französischen Generale, als auch die neue republikanische Behörde wollten dieses Geld nicht fahren lassen, duldeten also den Fortbestand der Dataria, die im Namen des Papstes die herkömmlichen Confirmationen und Bullen ausfertigte und dafür das Geld einnahm. Außer Spanien aber, das mit Frankreich eng alliirt war, sistirten alle übrigen katholischen Staaten ihren Verkehr mit Rom bis zur Freiwerdung des h. Vaters.

Gehorsam dem Befehle des Papstes hatte das Volk sich bisher ruhig verhalten, aber die schamlosen Plünderungen der Franzosen versetzten es endlich in Wuth. In Rom benutzten die Trasteveriner, der kräftigste Theil der Stadtbevölkerung, die Unzufriedenheit der Truppen mit Massena, um einen Aufstand zu wagen, der aber niedergeschlagen wurde. Auch rings um Rom entbrannte der Aufruhr, den indeß Murat unterdrückte, 27. Februar. Dann herrschte wieder Ruhe und am 20. März feierte man vor der Peterskirche das große Bundesfest der römischen Republik, deren Verfassung fertig geworden war. Eine Comödie, worin die italienischen Sklaven der Franzosen die Rollen von „alten Römern, Brutusen und Catos" spielten. Der feigste Auswurf Roms, der sich zu den Stellen gedrängt hatte, nahm den martialischen Schnurrbart und Schleppsäbel der Franzosen an und brutalisirte die Bürger in den Provinzen. Das führte im Mai abermals zu einem blutigen Aufstand der Spoletaner.

In der cisalpinischen Republik erregte die maaßlose Willkür, mit welcher der französische Gesandte Trouvé gleich einem Pascha

allein regierte, eben so große Unzufriedenheit, und damals zuerst bildete sich eine Partei, die in geheimer Seele die Befreiung ganz Italiens von jedem fremden Joche als ihre letzte Hoffnung trug.

Daß auch das Königreich Sardinien jetzt dem allgemeinen Raubsystem werde zum Opfer fallen müssen, ließ sich voraussehen. Der französische Gesandte in Turin, Ginguené, wurde vom Directorium beauftragt, den König ebenso zu behandeln, wie man den Papst behandelt hatte, d. h. ihn auf alle Art zu peinigen und zu ängstigen und zugleich in Turin eine Jakobinerpartei zu organisiren, damit er aus Furcht oder gezwungen abdanke. Aber König Karl Emanuel IV. beschämte den Gesandten, der mit einer fürchterlichen Rede und einem noch fürchterlicheren Schleppsäbel vor ihn hintrat, durch die edle Einfachheit seines Benehmens. Der König war mit Maria Adolphine, einer Schwester König Ludwigs XVI. vermählt, die kinderlos und ganz so fromm und still war, wie ihre hingerichtete Schwester Elisabeth. Der Charakter des Königs entsprach dem ihrigen. Beide lebten wie ein Paar Täubchen in unzertrennlicher Liebe und Einigkeit und im frommsten Gottvertrauen, daher auch mitten unter dem scheußlichsten Revolutionslärm und Kriegesdonner stets heiter, klar, ruhig. Der König besaß dabei viel Verstand und wich, während er seinerseits die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen aufs genaueste einhielt, auch nicht um ein Haar von dem ihm zustehenden Rechte. Ginguené war durch den Anblick dieses wunderbaren Königspaares gerührt worden und that ihm nur ungerne länger wehe, war aber durch das Directorium dazu gezwungen. Man fing des Königs Couriere und Briefe auf, man zettelte Aufruhr an, den aber seine Truppen unterdrückten, man suchte alles auf, ihm heimlich beizukommen. Da gab er die schöne Erklärung: „Wenn Frankreich wolle, daß Sardinien aus der Reihe der Staaten verschwinde, so bäte er, die mächtige Republik möge das Urtheil offen und selbst vollstrecken und sich nicht heimlichen Aufruhrs piemontesischer Unterthanen dazu bedienen.“ Aber man antwortete mit Schmähungen. Dem armen Ginguené wurde vorgeworfen, weil er einem Gastmahl in Turin angewohnt, „aus dem Becher des Tyrannen getrunken zu haben, wäh-

rend das Blut der Feinde der Freiheit in Strömen fließe.“ Ein neuer von den Franzosen angezettelter Aufruhr wurde nochmals von den dem König sehr ergebenen Truppen besiegt, aber aus Rücksicht auf Frankreich erhielten die Gefangenen Amnestie. Diese Festigkeit und Güte zugleich ärgerte das französische Directorium endlich in dem Grade, daß es jede Schonung ablegte, am 3. Juli das Castell von Turin besetzen ließ und nur den Erfolg eines neuen bewaffneten Aufruhrs in Tortona abwartete, um des Königs Absetzung als Volkswillen zu erklären. Aber auch dieser von General Brune unterstützte jakobinische Aufruhr wurde von den treuen sardinischen Truppen unterdrückt, am 5. Seitdem begnügte sich die französische Besatzung im Castell von Turin, den König auf jede Weise zu ärgern. Dennoch gelang es ihr nicht, die Bevölkerung vom König abwendig zu machen. Am 16. September zogen die Franzosen in Masken durch die Stadt und verhöhnten den Hof, dessen Personal ihre Verkleidungen nachahmten. Es kam dabei zu einer blutigen Schlägerei mit den sardinischen Soldaten. Im November forderte Frankreich 10,000 Mann vom König, er stellte sie. Da man ihm nun auf keine Weise beikommen konnte, meinte man, ihn auch „ohne Vorwand“ absetzen zu können. General Joubert entehrte sich durch die Vollziehung. Man traut seinen Augen nicht, wenn man dessen Proklamation vom 5. Dezember liest: „das Maaß des Turiner Hofes ist voll. Seit langer Zeit hat er große Verbrechen verübt. Republikanisches Blut ist von diesem treulosen Hofe in Menge vergossen worden &c.“ Der König antwortete in einem würdevollen Manifest, worin er die Opfer aufzählte, die er Frankreich gebracht habe, legte die Reinheit seiner Politik vor aller Welt dar, und erklärte zugleich, da die Verträge von Frankreich gebrochen seyen und Widerstand nichts nützen könne, sey nunmehr die Zeit für ihn gekommen, in der er freiwillig abdanken müsse. Das that er am 9. November, und reiste nach der Insel Sardinien ab, indem er alle seine Schätze im Schloß den Franzosen zurückließ. Uebrigens muß man den Truppen und der Mehrheit des Volks in Piemont nachrühmen, daß sie in dieser trostlosen Lage sich

eben so muthig und besonnen benahmen, wie ihr König, und in seltener Treue an ihm hingen.

Die besonnene und großherzige Handlungsweise des Königs von Sardinien fand ein trauriges Gegenbild in der Unbesonnenheit des Königs von Neapel. Eine verhängnißvolle Zukunft war den ohnehin von Natur schreckhaften Neapolitanern am 15. und 16. Juni 1794 vorherbedeutet worden durch einen der furchtbarsten Feuerausbrüche des Vesuvs, der jemals stattgefunden. Die Erde bebte, der Tag hüllte sich in Nacht, die große Stadt Neapel wurde mit Asche, die kleine Stadt Torre del Greco von glühender Lava bedeckt, und der Vesuv selbst, vorher noch höher als der gegenüberliegende Somma, sank in sich zusammen, verlor seinen stolzen Gipfel und öffnete einen ungeheuren Krater, wie er noch jetzt vorhanden ist. König Ferdinand IV., ein roher und geistloser Monarch, liebte nur Fische und Vögel zu fangen und überließ das Regieren der Königin Karoline, die als Schwester der hingerichteten Marie Antoinette Todfeindin der Franzosen geworden war, und dem allvermögenden Minister Acton, der ihre Gesinnung theilte. Die Königin besaß viel Feuer, aber die kleine Macht ihres Staates entsprach ihrem großen Muthe nicht. Sie mußte schon 1796 zittern, Franzosen in Neapel zu sehen, was auch unfehlbar geschehen wäre, wenn Bonaparte nicht in den Alpen mit Oesterreich zu thun gehabt hätte, wodurch er bewogen wurde, Rom und Neapel in seinem Rücken Frieden zu gönnen. Als 1798 die Franzosen Rom besetzten, kam auch Neapel wieder in die äußerste Gefahr. Schon bei der ersten Besitznahme Roms durch die Franzosen machte Berthier eine unerhörte Zumuthung an Neapel. Bisher nämlich pflegte nach uralter Sitte der König von Neapel jährlich dem Papst einen weißen Zelter mit 7000 Goldstücken zu schicken, eine Huldigungsceremonie, die unter dem Einfluß Josephs II. (des Bruders der Königin Karoline) seit 1788 unterblieben war. Nun machte Berthier, obgleich er den Papst abgesetzt hatte, für Frankreich Anspruch auf jenes Huldigungsopfer und verlangte die rückständigen Summen. Nichts bezeichnet besser die erstaunliche Frechheit der damaligen französischen Politik. Neapel weigerte sich, daher schon im

Anfang des November Championnet drohte: „bald wird der rächende Blitz Neapels wankenden Thron in den Staub stürzen."

Aber Championnet hatte in Rom nur 17,000 Mann, und Neapel konnte über 70,000 verfügen. Eine englische Flotte war in der Nähe. Oesterreich und Rußland rüsteten zum Kriege, Frankreich mußte alle seine Streitkräfte gegen sie verwenden. Es war also nicht zu kühn, daß Neapel, anstatt Championnet zu erwarten, ihn vielmehr zuerst angriff. Die neapolitanische Armee hatte sich indessen nie eines großen kriegerischen Rufes erfreut. Der Schweizer Burckhardt organisirte und dressirte sie. Man glaubte, der im österreichischen Generalstab alles geltende Mack, der nicht eben glücklich in den Niederlanden debutirt hatte, werde in Neapel viel mehr ausrichten, und ließ ihn eigens kommen, um die große Diversion zu leiten, die man den Franzosen von Süden her machen wollte. Dieser Mack besaß die Gabe, durch sein kriegsgelehrtes Geschwätz hohe Personen einzunehmen, aber durchaus keinen praktischen Blick und keine Thatkraft. Er rechnete auf einen leichten Sieg und der König Ferdinand selbst begleitete das neapolitanische Heer, als es am 23. November 1798 gegen Rom aufbrach. Championnet sah sich zu schwach und zog alle Franzosen aus Rom heraus, mit Ausnahme einer kleinen Besatzung in der Engelsburg. Die Neapolitaner rückten am 29. ein und übten Rache an den Anhängern der Republik, deren Häuser geplündert wurden. Auch die Juden erhielten bei dieser Gelegenheit eine nicht unverdiente Züchtigung, mehrere von ihnen wurden in den Tiber geworfen. Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung, indem die Neapolitaner nach dem unsinnigen Mack'schen Plane ihre Macht theilten, in fünf Colonnen auf fünf ganz verschiedenen Wegen vorrückten, um Championnet einzuschließen und zu fangen, und gerade dadurch den weit schwächeren Franzosen erwünschte Gelegenheit gaben, sie einzeln zu schlagen. Das geschah in den Gefechten von Calvi, Monte-Buono, Otricoli und Regnano, wobei die Neapolitaner eine so ausgezeichnete Feigheit bewiesen, daß die Franzosen von nun an jede Scheu vor ihrer Ueberzahl verloren und Mack selbst es für gerathen hielt, in aller Eile den Rückzug anzutreten, 13. Dez. Cham-

pionnet zog ihm nach und jagte ihn schmählich vor sich her. Auch die auf einem felsigen Vorgebirge liegende fast uneinnehmbare Festung Gaëta, desgleichen Pescara ergaben sich den Franzosen beim ersten Anlauf, und nur in den Abruzzen fanden die letzteren tapfern Widerstand, nicht von Seite der neapolitanischen Truppen, sondern der schlecht bewaffneten, aber kühnen Gebirgsbewohner.

Damals lag der geniale Admiral Nelson mit einer englischen Flotte vor Neapel. Die schöne Lady Hamilton, die aus einer sehr tiefen Region der Gesellschaft sich durch ihre Reize zur Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, Lord Hamilton, emporgeschwungen hatte,*) stand damals in höchster Gunst bei der Königin Karoline und schloß sich eng an Nelson an, dem sie bald darauf sogar als erklärte Maitresse auf sein Admiralschiff folgte. Dieses phantastische Paar dachte aber patriotisch genug, in den Troubeln des mittelländischen Meeres einzig Englands Interesse wahrzunehmen, und bewog die königliche Familie in Neapel, mit allen ihren Schätzen über Meer nach Sicilien zu entfliehen und denjenigen Theil der neapolitanischen Flotte, der nicht schnell genug in See geführt werden könnte, zu verbrennen. Wir sahen oben bereits, mit welcher Consequenz England

*) Emma Lyson, aus Wales gebürtig, Tochter einer armen Mutter, fiel dem berüchtigten Dr. Graham durch ihren körperlichen Liebreiz auf und wurde von ihm gedungen, in dem „himmlischen Bette" (zu dem er für schweres Geld alle vornehmen Wollüstlinge Londons lockte und in welchem man den Himmel auf Erden genießen sollte) die nur mit Flor bedeckte Göttin der Gesundheit (Hygieia) zu spielen. Aus den Händen dieses Charlatans kam sie in die des Maler Rommy, der sie für Geld in den Costumen und Stellungen antiker Göttinnen und Heroinen, Nymphen und Bachantinnen sehen ließ, als Venus, Leda, Phryne, auch als büßende Magdalena ꝛc., in welchen Rollen sie auch gemalt und in Kupfer gestochen wurde. In einer solchen Situation erweckte sie die heiße Liebe eines vornehmen Jünglings, als sie aber dessen alten Onkel, Lord Hamilton, um die Heirathserlaubniß anging, verliebte sich dieser selbst in sie und heirathete sie dem Neffen vor der Nase weg. Mit ihm kam sie nach Neapel. Die Mißachtung, die sie hier in den edleren Kreisen der Gesellschaft erfuhr, trug nicht wenig zu den grausamen Rathschlägen bei, die sie Nelson gab.

auf die Zerstörung der Flotten aller andern Seemächte ausging, wie es nach und nach außer der französischen auch die spanische und holländische weggeführt oder verbrannt hatte. In dieses System paßte nun auch die Verbrennung der neapolitanischen, obgleich befreundeten Flotte. England wollte, daß nur seine eigenen Flotten die See beherrschten. Wir werden sehen, wie es nicht lange nachher auch die dänische vernichtete. Wirklich ging die königliche Familie von Neapel in der Neujahrsnacht zu Schiffe und nahm mit sich 20 Millionen und die werthvollsten Kunstschätze. Nelson aber ließ im Angesicht des staunenden Volkes eine Menge neapolitanischer Schiffe, darunter ein großes Linienschiff von 75 Kanonen und viele Kanonenboote verbrennen, angeblich um sie nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Dasselbe Schicksal traf die reichen Magazine des Arsenals. So gingen die Freunde mit Neapel um, was konnte man von den Feinden erwarten? Die nächtliche Abreise des Königs hatte etwas Schauerliches. Eben war einer seiner jungen Söhne gestorben und die Mutter in tiefer Trauer. Ein Sturm peitschte das Meer, man mußte ganze Kisten voll Kostbarkeiten, namentlich Kunstwerke, in die Wellen werfen, um die Schiffe zu erleichtern. Ein Schiff ging mit einer unschätzbaren Vasensammlung des Lord Hamilton zu Grunde.

Der König hatte den Prinzen Pignatelli als seinen Statthalter mit Mack zurückgelassen, um die Ordnung zu erhalten und Neapel zu retten. Diese beiden Männer erkannten, bei der Entmuthigung der Truppen sey an bewaffneten Widerstand gegen Championnet nicht zu denken, dagegen die Wildheit des Pöbels zu fürchten, der die Stadt plündern würde, wenn die Franzosen sie nicht schnell genug besetzten. Sie schlossen daher am 12. Jan. 1799 mit Championnet einen Vertrag ab, der ihm die Uebergabe der Stadt und eine Contribution von 2½ Mill. Dukaten sicherte. Championnet traute nicht und wollte erst das Geld haben. Als aber seine Commissäre dasselbe am 14. erheben sollten, brachte ihre Erscheinung die ganze Stadt in Aufruhr.

Neapel hatte 400,000 Einwohner, von denen ein sehr großer

Theil s. g. Lazaroni waren, so benannt nach dem armen Lazarus*), dem sie glichen, indem sie fast nichts als das nackte Leben besaßen, ein Proletariat, wie es in jeder großen Stadt vorkommt, hier aber die Vortheile des mildesten Climas genoß und sich daher viel weiter als in irgend einer andern Hauptstadt ausgedehnt hatte. Der Lazarone geht halbnackt und schläft, wenn er kein Obdach findet, unter freiem Himmel, lebt von wenig Obst oder Fischen, verdient gelegentlich ein paar Gran und verzehrt sie, ohne an Sparen zu denken, denn er ist äußerst genügsam und immer fröhlich, liebt die Arbeit weniger als in der Mittagshitze den Schlaf und am Abend das Märchenerzählen und Improvisiren. Dabei ist er überaus fromm, der Geistlichkeit ergeben und abergläubig, ein echtes Kind des Südens. Es fehlt ihm, wenn seine Leidenschaft aufgeregt wird, nicht an Energie und an der Tapferkeit, die bei den regelmäßigen Truppen fast immer vermißt wurde. Diese Lazaroni waren es, die damals in wilde Empörung ausbrachen, das Zeughaus stürmten, sich bewaffneten, die festen Castelle, von denen die Stadt umringt ist, besetzten und die Soldaten verjagten, unter dem tausendstimmigen Rufe: Tod den Verräthern! und Hochrufen auf die Religion und den heiligen Januarius, den Schutzpatron Neapels. Ihre Wuth aber richtete sich gegen alle Männer der höheren Classen und Fremde, die sie für heimliche Franzosenfreunde hielten, und der Herzog de la Torre und sein Bruder, ein englischer Marineoffizier und viele andere wurden ermordet, viele Häuser gestürmt und geplündert. Pignatelli floh nach Sicilien und der arme Mack rettete sein Leben ins Lager der Franzosen, die er hatte bekämpfen sollen.

Dieselbe Volkswuth flammte in den Abruzzen auf und verbreitete sich überall hin, wo die Franzosen sich näherten. General Rey, der die Empörung dämpfen sollte, wurde von den Bergbewohnern in blutigen Gefechten zurückgeschlagen. Die gefangenen Franzosen litten unter den Händen der Sieger den grausamsten Tod.

---

*) Im Mittelalter hießen auch anderwärts die Bettler Lazarusbrüder. Das Wort Lazareth hat denselben Ursprung.

Gleichwohl drang Championnet bis Capua und Caserta vor, wo Mack zu ihm flüchtete. Die Lazaroni zogen in dichten Schaaren gegen ihn, und auf der Straße zwischen Aversa und Capua kam es zu einem mörderischen Kampfe, der drei Tage lang ununterbrochen fortdauerte, bis die bessere Taktik und die Kanonen der Franzosen endlich der Lazaroni Meister wurden, die nach der mäßigsten Angabe 4000, nach der höchsten 20,000 Todte verloren, 21.—23. Jan. Doch wehrten sie sich auch noch in Neapel. Als die Franzosen hier ankamen, wurden sie zurückgeschlagen und ihr General Mounier fiel; allein am 24. drang Championnet in Neapel ein, indem ihm die Castelle durch Moliterni, den die Lazaroni nebst Roccaromana zu ihren Führern gewählt hatten, freiwillig in die Hände gespielt worden waren, um unnützes Blutvergießen zu verhüten. Zwar wurde immer noch gekämpft, als aber Championnet dem Lazarone Michele, der bei den Seinen in großem Ansehen stand, heilig versicherte, die Franzosen seyen Christen, und eine Ehrenwache vor das Heiligthum des h. Januarius stellte, versöhnte er endlich die wilde Menge. Das in einem Fläschchen aufbewahrte Blut des Heiligen dient den Neapolitanern seit ältester Zeit als Orakel. Wenn es flüssig wird, zeigt es das Wohlgefallen des Schutzpatrons an. Championnet verfehlte nicht, dieses Wunder herbeizuwünschen, um das Volk vollends zu überzeugen, daß die Ankuuft der Franzosen für Neapel ein Glück sey. Man glaubte damals allgemein, er habe den Erzbischof durch Bedrohung seines Lebens gezwungen, das Blut des Heiligen flüssig zu machen.

So spielte man mit dem armen Volke. Championnet erklärte nach Vorschrift des Directoriums auch hier, wie in Rom, die alte Regierung für abgeschafft, proklamirte Freiheit und Gleichheit und ließ durch einige Franzosenfreunde, die sich unter den gebildeten Neapolitanern wie überall befanden, den neuen Staat bilden, welcher den Namen der parthenopeischen Republik erhielt, so benannt von der Sirene Parthenope, die sich einst hier ins Meer gestürzt haben soll aus Verzweiflung, weil Odysseus ihren Lockungen

kein Gehör gab. Dieser von den Gelehrten aufbewahrten mythologischen Notiz sollte nun auf einmal der ganze geschichtliche Bestand Neapels aufgeopfert werden und das in demselben Augenblick, in dem man das Volk nur durch ein frommes Gaukelspiel eingestandenermaßen aus der dicksten Finsterniß des christlichen Mittelalters hatte beruhigen können. Wenn irgend ein Volk nicht reif war für die Republik und für das moderne Heidenthum der Franzosen, so war es das neapolitanische.

Championnet brachte die Freiheit nicht umsonst. Die Stadt Neapel mußte 10, das Land 65 Millionen zahlen. Außerdem wurden die noch vorhandenen Kunstwerke und Alterthümer für Paris eingepackt und wurde von den Commissären des Directoriums in so frecher Weise in allen Richtungen gestohlen, daß Championnet aus Ehrenhaftigkeit und zugleich aus Politik Einhalt that, um die Neapolitaner nicht zur Verzweiflung zu bringen und den Aufruhr herauszufordern. Aber das habgierige Directorium in Paris war mit seiner Mäßigung sehr unzufrieden, schickte den in allen Niederträchtigkeiten längst erprobten Faipoult nach Neapel und ließ Championnet verhaften. So triumphirte das Diebssystem, und die Plünderungen mehrten sich in Neapel aufs schamloseste, während die Gebildeten in ihren Clubs sich in Freiheitsreden berauschten. Den Befehl über die Truppen erhielt Macdonald.

Alle Provinzen waren und blieben in Aufruhr, die volksthümliche Bewegung gegen die von Fremden tyrannisirte Hauptstadt gewann aber allmälig festen Zusammenhang. In den Abruzzen hatte sich das wildempörte Volk unter verschiedene verwegene Anführer geordnet, Pronio, Sciarpa, den berüchtigten Räuber Pegga, genannt Fra Diavolo (der später Held von Romanen und Opern wurde) und den Müller Mammone. Sie allein erwarben den Ruhm, mit der größten Tapferkeit ihr Land vertheidigt zu haben, während die Truppen Neapels davongelaufen waren; aber sie befleckten ihren Ruhm durch die furchtbarste Grausamkeit. Beleidigter Nationalstolz und religiöser Fanatismus steigerten und rechtfertigten gleichsam

die Blutgier, die ursprünglich doch nur ein tiefer Racenzug war *). Die Franzosen, die dem empörten Volke lebendig in die Hände fielen, wurden unter den gräßlichsten Martern bald hingerichtet, bald absichtlich nur verstümmelt. Die erste größere Anhäufung von 12,000 Insurgenten zeigte sich in und um San Severo. Sofort schickte Macdonald ein französisches Corps unter General Duhesme nicht ohne Bischöfe und Geistliche aus, die in der Hauptstadt zur republikanischen Partei hielten und das Volk auf dem Lande sollten beruhigen helfen. Aber die Severiner wehrten sich aufs tapferste und wichen erst (wie rohe Volksheere immer) den Kanonen, nachdem sie 3000 Todte verloren hatten. Duhesme wollte die blühende Stadt in Brand stecken, ließ sich aber durch die Frauen und Kinder versöhnen, die in schwarzen Trauerkleidern herauskamen und ihn um Gnade baten. Schlimmer erging es der Stadt Andria, die von Broussier durch die Ueberlegenheit der Kanonen eingenommen wurde, nachdem 6000 Andriaten gefallen waren. Broussier ließ alle männlichen Einwohner ermorden und die Stadt verbrennen. Nicht besser verfuhr er mit der unglücklichen Stadt Trani. Dagegen wurde ein drittes französisches Corps, welches unter Schipani in Calabrien vordringen sollte, von den Insurgenten bei Castelluccio mit großem Verlust geschlagen, Alles im Verlauf des März. Im Beginn des April erschien eine englisch-russische Flotte im Golfe von Neapel und nahm die der Stadt gegenüber liegenden Inseln Ischia und Procida weg. Auch das schöne Sorrento erhob sich gegen die Franzosen, wurde aber in Asche gelegt und seine Orangengärten mit Blut bespritzt und von Rauch geschwärzt. Ueberhaupt litt die

*) Je heißer das Blut im Süden kocht, um so mehr lechzt es gleichsam nach sich selbst. Blut sehen wollen, ist der Höhepunkt der Leidenschaft. Glaubwürdige Zeugen sagen von Mammone aus, bei ihm sey die Blutgier zur Idiosynkrasie geworden, er habe Blut unter sein Getränk gemischt, selbst bei einem Aderlaß sein eigenes Blut getrunken und mit eigener Hand 400 Franzosen und franzosenfreundliche Neapolitaner abgeschlachtet. Nach Pietro Colletta, der Vicenzo Cocco als Gewährsmann anführt.

paradiesische Gegend am Golf von Neapel mehr durch die Franzosen, als durch den Vesuv.

Bereits im Februar war Cardinal Ruffo, aus Sicilien kommend, in Calabrien gelandet, hatte die bisher vereinzelten Schaaren gesammelt und rückte mit einem großen Glaubensheer gegen Neapel. Er war zu dieser Rolle wie geschaffen. In seinem rothen Kleide, den Degen zur Seite, saß er stolz auf dem Roß und feuerte den Muth der Seinigen an. Jeden Morgen hielt er im Felde Messe und verfehlte nie, den Gefallenen ein feierliches Todtenopfer zu bringen. Die Einwohner von Altamura wehrten ihm den Eintritt in ihre Stadt, sey es aus Furcht vor der Rache der Franzosen, oder weil hier eine jakobinische Partei die Mehrheit erlangt hatte. Aber nach dreitägigem Kampfe nahm der Cardinal die Stadt ein und ließ die Einwohner ermorden, die in der Stadt Gravina, die sich ihm ebenfalls widersetzt, jedoch nur ausplündern. Sein Herannahen erhöhte den Muth des Volks, der Aufruhr ging ihm voran bis dicht vor Neapel. Aber Macdonald zog den Empörern entgegen und schlug sie hinter dem Vesuv bei Sarno, 28. April, während General Vatrin die insurgirte Stadt Castellamare, gegenüber von Neapel, grausam züchtigte.

Das alles aber hielt den langsamen und sichern Marsch des großen Glaubensheeres unter dem Cardinal nicht auf, und gleichzeitig hatten die Oesterreicher und Russen so bedeutende Vortheile in Oberitalien errungen, daß Macdonalds Stellung in Neapel unhaltbar wurde. Er hatte in der letzten Zeit ein Lager bei Caserta bezogen, am 7. Mai verließ er dasselbe und nahm seinen Rückzug nach Rom, indem er nur 1000 Mann in Neapel ließ.

Da platzte die parthenopeische Republik wie eine Saifenblase. Diese unnatürliche Schöpfung schwebte auf der Spitze des französischen Degens und hatte keine Wurzel im neapolitanischen Boden. Vergebens ließen die „Gebildeten“ die geistlichen Puppen agiren, die pflichtvergessen, eitel und einfältig genug waren, sich zu einer solchen Rolle mißbrauchen zu lassen. Der Erzbischof, der schon in der Angelegenheit des heiligen Blutes sich schwach bewiesen, Zurlo Capace,

erließ republikanische Hirtenbriefe und der Franziskanermönch Benoni predigte von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die zuerst Christus, dann der h. Franciscus eingeführt hätten. Sie waren geleitet vom Club der Akademie der Nobili, der zugleich die republikanischen Tragödien Alfieris auf den Theatern aufführen und die langweiligen Verse Sebetos deklamiren ließ, eines Dichters, der unermüdlich war, die Fata Morgana der parthenopeischen Republik als das goldene Weltalter zu preisen, das jetzt gekommen sey und von nun an dauern werde. Eleonora Fonseca schrieb einen neapolitanischen Moniteur und arbeitete für Volksaufklärung. Ein „philanthropischer Verein," der die Jugend für die neuen Ideen erziehen wollte, bewies den Einfluß des Director Larevellière-Lepaux, der sich überhaupt der italienischen Entchristlichung am feurigsten annahm. Alle diese Spielereien der „Gebildeten" vermochten aber an der Thatsache nichts zu ändern, daß das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit dem guten alten Glauben anhing. Die Franzosen waren mit dem Raube, den sie an diesem unglücklichen Lande begangen hatten, auf und davon gegangen, dagegen rückte der fürchterliche Cardinal täglich näher heran. Roccaromana, der ihm mit einem republikanischen Heere entgegenrücken sollte, that es zwar, ging aber zu ihm über.

Am 13. Juli entfaltete der Cardinal seine Fahnen auf den Höhen von Aversa, die Neapel beherrschen, 30,000 Mann stark, denen er 500 von den Schiffen entnommene Russen voranmarschiren ließ. Die Republikaner in Neapel hatten ihm nur einige hundert muthige Calabresen entgegenzustellen, die nach kurzem Kampf vor den Thoren unterlagen, und deren Rest sich mit dem Castell Viviena heldenmüthig in die Luft sprengte. Sofort wälzte sich das Glaubensheer in die Stadt, freudig begrüßt von den Lazaroni, die gemeine Sache mit ihm machten und nun die schrecklichste Rache nahmen an allen Anhängern der mißgebornen Republik. Michele wurde als Franzosenfreund ermordet. Die Verfolgung traf jedoch vornehmlich die höheren und gebildeten Classen, deren Häuser gestürmt wurden. Glücklich wer in der ersten Wuth erschlagen wurde. Die

man gefangen nahm, wurden unter gräßlichen Martern gehenkt oder halb und ganz am Feuer gebraten. Ein Fleischer schlachtete Menschen wie Vieh in seiner Werkstatt ab, wohin man sie ihm brachte. Das Gerücht war verbreitet, alle Republikaner trügen ein Symbol der Freiheit tättowirt an ihrem Körper. Solche Zeichen wurden nun gesucht, dabei die gefangenen Frauen entblößt und in diesem Zustand unter dem Hohne und den Schlägen des Pöbels durch die Straßen geschleppt. Endlich legte sich die Wuth des Volks, und der Cardinal bewilligte den Franzosen unter Mejean und den Republikanern, die noch die Castelle der Stadt besetzt hatten, eine Capitulation, hauptsächlich aus Furcht vor einer französischen Flotte, deren Ankunft man jeden Augenblick erwartete. Kaum aber waren die Franzosen und Republikaner, denen freier Abzug bewilligt worden war, im Hafen eingeschifft, als plötzlich Nelson mit einer englischen Flotte erschien, auf der er die königliche Familie aus Sicilien zurückbrachte, am Johannistage. Dieser Festtag wurde den Republikanern verderblich, denn Nelson erklärte sogleich die Capitulation für ungültig und bewog den König, zu seinem grausamen Vorhaben zuzustimmen. Die 84 compromittirtesten Anhänger der Republik, die sich aus den Castellen auf die Schiffe gerettet hatten, wurden ergriffen und theils auf ein englisches Schiff gebracht, auf welchem Nelson, theils in die Stadt, in welcher der König sie henken ließ. Der greise Admiral, Fürst Caraccioli, wurde in Nelsons und der Lady Hamilton Gegenwart an einer Segelstange aufgeknüpft *), viele andere, darunter auch die Eleonora Fonseca auf dem Marktplatz von Neapel. Selbst den Bischof von Capri schützte seine Würde nicht vor schimpflicher Hinrichtung, der Erzbischof von Neapel aber wurde nur in ein Kloster verbannt. Auch Cimarosa, der liebenswürdige Componist, sollte sterben, wurde aber von den russischen

*) Seine Leiche wurde ins Meer geworfen, schwamm aber nach einigen Tagen in aufrechter Stellung von Tauwerk getragen, in das sie sich verwickelt hatte, ans Ufer, als gerade der König an demselben spazieren ging, und schien ihn anklagen zu wollen.

Offizieren, die sein Genie ehren wollten, persönlich aus dem Gefängniß geholt und gerettet. Die Russen bewiesen überhaupt bei diesen Greuelscenen ungleich mehr Menschlichkeit und Edelmuth, wie die Engländer.

In der römischen Republik, wohin Macdonald entwichen war, sah es eben so elend aus, wie in der weiland parthenopeischen. In fast allen Provinzen war das Volk in Gährung, die mehrmals zum heftigsten Aufruhr entbrannte, namentlich in Terni und Civita vecchia, noch aber durch die Franzosen erstickt wurde. Indem die Gefahr eines Kriegs mit Oesterreich näher rückte, wurde General Serrurier in die bisher geschonte kleine Republik Lucca geschickt, um auch sie zu unterwerfen und ihr 2 Millionen abzupressen. Noch weniger konnte der Großherzog Ferdinand von Toscana jetzt der lange aufgesparten Entthronung ausweichen. Der für Italien neuernannte Obergeneral Scherer erklärte ihm im Namen des französischen Directoriums, er habe abzudanken, und besetzte sein ganzes Land. Ferdinand befahl allen seinen Unterthanen, sich ohne Widerstand zu fügen, und erhielt dafür freien Abzug nach Wien, am 25. März 1799. Der greise Papst, der von Siena in die Karthause von Florenz gebracht worden war, hatte nun auch hier keine Ruhe mehr. Die Franzosen schleppten ihn nach Parma, dann nach Turin.

Alles hing von der Entscheidung in Oberitalien ab. Die Franzosen glaubten zunächst genug gethan zu haben, wenn sie nur Mittelitalien fest hielten, um erst dann, wenn sie den Sturm der Oesterreicher und Russen, der ihnen von den Alpen her drohte, abgeschlagen haben würden, auch Unteritalien aufs neue zu unterwerfen. Scherer, ein gemeiner Säufer und Räuber aus dem Anhange Rewbels, hatte 116,000 Mann unter sich, die aber vertheilt waren, so daß etwa nur 46,000 zur Offensive übrig blieben. Die Oesterreicher hatten von Venedig (das ihnen gehörte) bis Verona, wo die Etsch aus dem Gebirge tritt, diesen Fluß stark besetzt und zählten im Ganzen 84,000 Mann, wovon 52,000 die Offensive ergriffen. Sie waren von Kray befehligt, einem unternehmenden General, der vor Begierde brannte, den Feldzug zu eröffnen und

Siege zu erfechten, ehe Suwarow ankam. Der Kampf begann am 26. März bei Pastrengo, wo ein österreichisches Corps unter Elsnitz von einem französischen unter Serrurier zurückgeworfen wurde. Allein gerade dadurch wurde Kray's Plan begünstigt, der mit dem Gros seiner Armee den zu weit vorgeschobenen Franzosen in die rechte Flanke fallen wollte. Nach einer Reihe kleiner Gefechte bei Verona und Legnano führte er den Hauptschlag bei Magnano aus, am 5. April. Moreau, der sich herabgelassen hatte, unter Scherer zu dienen, um das Vertrauen des Directoriums wieder zu gewinnen, siegte auf dem linken Flügel, aber Kray zerschmetterte den rechten unter Victor und Grenier und zwang auch Moreau zum Rückzug, dem übrigens Scherer den nicht mehr beneidenswerthen Oberbefehl abtrat. Die Franzosen verloren 8000 Todte und Verwundete, 4500 Gefangene und 23 Kanonen. Dieser glänzende Sieg der Oesterreicher kurz nach dem Siege bei Stockach erweckte die freudigsten Hoffnungen bei allen Fürsten und Völkern, die unter dem Joch der Franzosen seufzten. Den letzteren war der Zauber der Unbezwinglichkeit genommen. Namentlich im italienischen Kriege merkte Freund und Feind, daß Bonaparte nicht mehr da war. Der Schrecken war damals schon von der Nation auf Einen Mann übergegangen. Wo dieser Mann nicht mehr war, hörte die Furcht auf.

Kray beging den Fehler, den zerrütteten Feind nicht auf der Stelle zu verfolgen. Er wartete die kleine Verstärkung ab, die Melas am 11. aus Oesterreich brachte, und die Russen unter Suwarow, die am 14. anlangten, aber nur 17,000 Mann stark waren, indem ein Theil unterwegs zurückgeblieben war, andere beträchtlichere Streitmassen der Russen aber in Deutschland operiren sollten. Die Oesterreicher hatten viel mehr Truppen als die Russen und bereits Siege erfochten, waren daher nicht sehr geneigt, sich von Suwarow commandiren zu lassen. Dieser wurde dadurch gereizt, und so war von Anfang an keine Einigkeit im Lager der Verbündeten. Suwarow wollte gleich losschlagen, ohne alles System, die Oesterreicher aber methodisch und mithin langsam verfahren, denn Kray's Muth war schon neutralisirt durch den ihm vor-

gesetzten Melas. Oesterreich gab Suwarow den Marquis Chasteler als Generalquartiermeister bei, einen Mann, den er aus den Türkenkriegen her kannte und schätzte. Sobald sie sich wiedersahen, krähte Suwarow wie ein Hahn, schlug die Arme hin und her wie Flügel und warf sich an Chastelers Brust. Dann dictirte er ihm folgenden Armeebefehl: „Man muß angreifen! blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! Keinen Augenblick verlieren, alles zu Boden werfen, alles gefangen nehmen, auf den Fersen verfolgen, bis auf den letzten Mann ganz alles zu Grunde richten. Schäferstunde, Angriff! Was auf dem Platz steht, muß zu Boden. Fort mit der Pedanterei, nur nichts Kleinliches!“ Aber die Pedanterei war unüberwindlich. Als Chasteler selbst ihm eine Recognoscirung des Feindes vorschlug, erwiderte Suwarow mit verbissenem Grimm: „Recognosciren gehört für furchtsame Leute und dient blos dem Feind zu verrathen, daß man da sey. Angreifen und Schlagen, das verstehe ich, nicht recognosciren.“ Als Regenwetter eintrat und man unter den Oesterreichern Klagen hörte, schrieb Suwarow: „Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem Petit-maître, einem Faullenzer gehören trockene Tage. Der Großsprecher wider den hohen Dienst, als ein Egoist, wird hinfüro das Commando verlieren. Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden.“ Man erkennt daraus, wie wenig Suwarow die Oestereicher in seiner Gewalt hatte.

Dennoch trieb Suwarow in dem Gefecht bei Lecco am 20. und in der Schlacht bei Cassano am 28. Moreaus Heer über die Adda zurück und nahm Serrurier mit seinem abgeschnittene Heertheil gefangen. Schon am 29. hielt Suwarow als Sieger seinen Einzug in Mailand, ohne allen Pomp, auf einem kleinen Kosakenpferde reitend in bloßem Hemd mit offener Brust, eine Lederkappe auf dem Kopf und den Kantschu in der Hand. Das Landvolk strömte in die Stadt, bezeugte seine große Freude, plünderte den Palast des Fürsten Serbelloni und verfolgte andere Franzosenfreunde, aber Suwarow gebot Ruhe. In den ersten Tagen des Mai ergab sich Peschiera und wurde Tortona mit Hülfe der empörten Einwohner genommen.

Moreau konnte den Po nicht halten und zog sich nach einem Gefecht bei Marengo am 16. Mai in die Apeninnen zurück, um sich mit Macdonald, der von Mittelitalien zu Hülfe eilte, zu vereinigen. Das war aber schwierig, weil das Volk überall aufstand und grausame Rache an den Franzosen nahm, die ihrerseits, wohin sie kamen, mit der furchtbarsten Strenge verfuhren. Zu Asti, das sich dicht in Moreaus Nähe empört hatte, ließ erst General Mousnier 100 Aufrührer erschießen und bald darauf Moreau selber noch einmal 100. Noch wilder wütheten die französischen Soldaten in der Stadt Mondovi, wo besonders ihre Brutalität in den Nonnenklöstern ein böses Andenken hinterließ. Um den alten Papst nicht den Oesterreichern zurückzulassen, befahl Moreau seine Entfernung erst aus Parma, dann aus Turin nach Briancon, später nach Valence in Frankreich. Oesterreichische Husaren hörten davon und eilten hinter Parma seinem Wagen nach, aber vergeblich.

Macdonald hatte sich schon bei seinem Rückzug von Neapel nach Rom durch Volksaufstände durchschlagen müssen, wobei Isola in Asche gelegt wurde. Am 16. Mai kam er nach Rom, eilte aber schnell weiter nach Oberitalien. Da verlegte ihm das ringsum aufgestandene Volk in Arezzo und Cortona den Weg, war aber nicht stark genug, ihn aufzuhalten. Macdonald stieß bei Modena auf ein österreichisches Corps unter dem Fürsten von Hohenzollern und schlug es zurück, 12. Juni, aber Suwarow war ihm, um seine Verbindung mit Moreau zu hindern, durch einen Marsch nach Piacenza entgegengeeilt und faßte ihn an der Trebbia. Die Schlacht währte drei Tage vom 17.—19. Juni und endete mit der Flucht Macdonalds, der noch 17,000 Mann nach Genua rettete. Unterdeß wollte ihm Moreau Luft machen und schlug die Oesterreicher unter Bellegarde an der Scrivia, 20. Juni, allein es war zu spät und er mußte nach Genua umkehren.

Noch im Laufe des Juni ergab sich die Citadelle von Turin, im Juli Alessandria und selbst Mantua, was viel besser hätte von den Franzosen vertheidigt werden können (30. Juli). Auch in Mittelitalien hatte die französische Herrschaft ein Ende; das Volksheer von

Arezzo rückte jubelnd in Florenz ein und ein österreichisches Corps unter Klenau, das unterwegs auch Bologna besetzte, folgte bald nach, während die Franzosen in Ancona sich noch tapfer gegen eine davor liegende russische Flotte vertheidigten.

Moreau verlor nach so vielem Unglück das Commando in Italien und Joubert trat an seine Stelle. Als dieser aber mit 35,000 Mann gegen die 44,000, welche Suwarow commandirte, bei Novi eine Schlacht wagte, erlitt er eine Niederlage und fand selbst dabei den Tod, 15. August. Die Franzosen verloren 9—10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen mit 37 Kanonen. Auf russischer Seite zeichneten sich in dieser Schlacht Miloradowitsch und Fürst Bagration aus. Von französischer Seite wurde General Grouchy gefangen und Colli, der Piemontese, der jetzt Frankreich diente. Moreau übernahm wieder den Befehl und führte die Franzosen nach Genua zurück. Somit hatte Suwarow sein Wort: „ich werde die Franzosen schlagen," aufs glänzendste erfüllt.

Ganz Italien begrüßte ihn als Retter und Befreier. Er war nur durch die Alpen von einem beträchtlichen russischen Heere getrennt, das unter Korsakow zum Erzherzog Karl gestoßen war. Die Oesterreicher waren noch zahlreicher. Beide waren im vollen Zuge des Sieges. Wenn sie einig geblieben wären, Russen und Oesterreicher, so hätte nichts sie hindern können, in Frankreich einzubrechen und die Herausgabe des linken Rheinufers zu ertrotzen. Aber diese Einigkeit fehlte. Das Mißtrauen zwischen Suwarow und den Oesterreichern wurde unversöhnlich, als die österreichischen Generale gegen Suwarows ausdrücklichen Willen und Befehl das piemontesische Gebiet für gute Beute erklärten und dem rechtmäßigen König von Sardinien nicht zurückgaben. Oesterreich war 1796 von Sardinien im Stich gelassen worden, glaubte ihm daher keine Schonung schuldig zu seyn und wollte Piemont als ein Entschädigungsobject behalten, das ihm beim künftigen Frieden von Nutzen seyn mußte. Suwarow aber hatte den ganzen Krieg nur laut Befehl seines Kaisers im Namen der göttlichen Gerechtigkeit gegen die französischen Länderräuber geführt und wollte, daß jedem das Seine zurückerstattet

werde. Indeß spürte Oesterreich hinter des Czaaren Großmuth doch eigennützige Gelüste, denn Paul I. wollte Malta, nachher Corfu haben und als Protector von Neapel und Piemont Italien unter russischen Einfluß bringen. Daher Thuguts eifriges Bemühen, die Russen, nachdem sie so viel genutzt hatten, alsbald wieder aus Italien zu entfernen. Unter Vermittlung Englands ließ sich Paul I. auch wirklich dahin bringen, seinem Suwarow zu befehlen, er solle in die Schweiz gehen und sich mit den eben angekommenen Russen unter Korsakow vereinigen, um von hier aus ins Herz von Frankreich einzufallen, während Erzherzog Karl gleichzeitig am Niederrhein operiren und ein englisch-russisches Heer in Holland landen sollte.

Wir haben den Erzherzog Karl in seiner unbeweglichen Stellung bei Zürich verlassen. Obgleich er Sieger und stark genug war, Massena aus der Schweiz hinauszuwerfen, glaubte er doch die Ankunft der 30,000 Russen abwarten zu müssen, die unter Korsakow kommen sollten. Außer Massena stand ihm auch noch Bernadotte mit 35,000 Mann im Elsaß gegenüber, wurde jedoch schon am 18. Juni als Kriegsminister nach Paris berufen, worauf Massena den Oberbefehl auch über diese Truppen erhielt. Endlich kam Korsakow an und der Erzherzog beschloß bei Dettingen über die Aare zu gehen, um Massena mit Uebermacht anzugreifen; als aber das Feuer der Franzosen am 17. August seinen Brückenbau verhinderte, stand er von dem ganzen Unternehmen wieder ab, und zog sogar mit 30,000 Mann auf und davon, um Mannheim wiederzunehmen und Philippsburg zu entsetzen, was eine ganz unnöthige Nebenbeschäftigung war, weil die Hauptentscheidung nicht hier, sondern in der Schweiz lag. Er selbst hat sich vor der Nachwelt mit „Verhaltungsbefehlen des Hofes" entschuldigt, die „im Widerspruch mit seinem Wunsch" gewesen seyen. Vorher hatte der Erzherzog nichts unternehmen sollen, weil Korsakow noch nicht da war, jetzt wieder nicht, weil er da war.

Während Korsakow in Zürich stand und Hotze mit 20,000 Mann einen Angriff auf die Franzosen im Kanton Schwyz machte, um Suwarow, der über die Alpen kommen sollte, den Weg zu öffnen, ersah Massena die Gelegenheit, die so günstig nicht wiederkehrte, nach-

dem der Erzherzog schon fort und bevor Suwarow da war, über den jetzt auch wieder von Hotze getrennten Korsakow herzufallen, der noch dazu die Unvorsichtigkeit begangen hatte, seinen ganzen Artilleriepark innerhalb der Stadt Zürich gleichsam einzusperren. Der Hauptangriff erfolgte am 25. Sept. bei Dietikon, während Korsakow sich durch einen Scheinangriff auf eine andere Seite locken ließ. Dieser Irrthum und das Terrain, aus dem er sich schwer herauswickeln konnte, waren Schuld, daß er eine totale Niederlage erlitt, seine ganze Artillerie (100 Kanonen) im Stich lassen mußte und mit nur 10,000 Mann entkam, wobei ihm die wegkundigen Züricher gute Dienste leisteten*). Massena beschwerte sich beim helvetischen Directorium über die Züricher, die viel mehr für die verwundeten und gefangenen Russen und Oesterreicher sorgten, als für die Franzosen, und strafte die Stadt, indem er ihr alle ihre Kriegsvorräthe nahm. Am gleichen Tage (25. Sept.) wurde auch Hotze von Soult am Ufer der Linth geschlagen und fiel in der Vertheidigung des Dorfes Schännis. Somit waren die Franzosen Herren auf der Nordseite der Alpen, und Suwarow fand keine Freunde und Landsleute, mit denen er sich vereinigen wollte, sondern aus allen Thälern starrten ihm die Kanonen und Bajonette des Feindes entgegen. Allein es war zu spät für ihn nach Italien zurückzukehren. Als er die Nachricht von Korsakows und Hotzes Niederlage erhielt, hatte er schon die Höhen des St. Gotthard überschritten.

Suwarows wundervoller Zug über die Alpen gehört zu den merkwürdigsten Dingen jener überhaupt so thatenreichen Zeit. Er verließ Italien noch mit 20,000 Russen und schlug von Bellinzona aus am 21. Sept. die Straße nach dem St. Gotthard ein. Da er nicht sicher war, ob Hotze oder Korsakow ihm den Vierwaldstättersee offen hielten, hätte er klüger gethan, weiter rechts auf der

*) Besonders Escher von Berg und der alte Landvogt Landolt. Als die Franzosen in die Stadt drangen, begingen sie manchen Frevel und schossen unter andern auf den berühmten Geistlichen und Gelehrten Lavater, der an der tödtlichen Wunde langsam dahinsiechte.

sichern Straße über den Splügen zu gehn. Sobald seine Russen sich zwischen den himmelhohen Bergen befanden, begannen die abgehärteten Krieger zaghaft zu werden, wie Kinder. Die schauerliche Erhabenheit der Natur erfüllte ihre Seele mit unbekannten Schrecken. Sie wollten nicht weiter und gewöhnliche Mittel halfen nicht. Da befahl Suwarow seinen Grenadieren, mitten auf dem Wege ein Grab zu graben, und legte sich, als es fertig war, hinein, indem er ihnen befahl, es wieder mit Erde zu füllen und daheim in Rußland zu erzählen, wo sie ihren General gelassen hätten. Nun knieten sie um ihn her und flehten ihn an, wieder aufzustehen, aber er that es nicht, bis sie endlich Gewalt brauchten und ihn herausrissen. Von nun an folgten sie ihm mit unerschütterlicher Treue in wahrlich entsetzliche Gefahren. Lecourbe, der die Berge besetzt hielt, wurde überall von ihnen zurückgeschlagen, bei Airolo und am obern Alpsee, am 24., hauptsächlich durch eine geschickt von General Schweikowski ausgeführte Umgehung. An diesem Tage wurde Suwarow Herr der Höhen. Als aber seine Russen am folgenden Tage das lange Reußthal hinabzogen ins Urner Land, stellte ihnen die französische Brigade Loison an der berühmten Teufelsbrücke ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegen. Vom St. Gotthard herab führt die einzige Straße durch einen finstern Tunnel, das s. g. Urner Loch, unmittelbar zu der kühn über die Abgründe der Reuß gewölbten Brücke. Diese aber hatte Loison sprengen lassen und stand mit seiner Brigade lauernd auf der andern Seite. Die Russen, die seltsamerweise nicht gewarnt waren und arglos durch den Tunnel marschirten, kamen kaum ans Licht, als sie entweder in den Abgrund stürzten oder von den französischen Kugeln niedergestreckt wurden. Weil aber die hintersten nicht wußten, was vorn vorging, so war kein Halten oder Zurückgehen möglich. Alles drängte durch den Tunnel; aber die Russen faßten sich schneller, als Loison geglaubt hatte, kletterten die Abgründe hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf, so rasch und so zahlreich, daß die Franzosen fliehen mußten. Von nun an fand Suwarow den Weg frei, vereinigte sich mit 5000 Oesterreichern unter Auffenberg, die aus Graubündten kamen, und gelangte bis nach Altorf am

See. Hier aber hatte Lecourbe auch den letzten Kahn fortbringen lassen und den Russen blieb nichts übrig, als sich rechts zu wenden und auf den engsten Hirtenpfaden durchs Schächenthal einen Ausweg in das Schwyzer Muottathal zu suchen. Zum Unglück fiel strömender Regen und schwellte die Gebirgsbäche an; aber unaufhaltsam führte Suwarow die Seinen über die Berge, wobei ihnen ihre slavische Gewandtheit nicht geringe Dienste leistete; denn obgleich mancher Mann und manches Roß in die Abgründe stürzte, so brachte er dennoch Geschütz und Reiterei hinüber. Am 27. Abends kamen die ersten Kosaken nach Muotta und überfielen dort ein Paar Compagnien Franzosen, hörten aber auch, daß Massena über Korsakow gesiegt hatte und schon mit großer Macht in Schwyz eingerückt sey, um Suwarow aufzufangen. Dieser sah sich abermals gezwungen, weiter rechts ins Hochgebirge auszuweichen. Zum drittenmal mußten seine treuen Truppen die hohen Fußwege wieder emporklimmen, um in das Klönthal im Glarnerlande zu kommen, unter beständigen Gefechten mit den Franzosen, die ihre Spitzen wie ins Muottathal so ins Glarnerthal vorschoben. Am 1. October fand endlich Suwarow in Glarus einige Ruhe und Lebensmittel für seine erschöpften Truppen. Weil ihm aber das Hinabsteigen zur Linth auch hier wieder durch Massena verlegt war, mußte er (mit Zurücklassung einiger tausend Kranken) die müden Truppen zum viertenmal bergauf führen und wieder rechts ausweichend die steilen Pfade ins Rheinthal suchen. Die Russen hatten fast alle ihre Schuhe zerrissen und waren barfuß, mußten aber auf den hohen Bergen in der schon vorgerückten Jahreszeit durch zwei Fuß tiefen Schnee waten. Ueber Elm und Panix in ganz südlicher Richtung kamen sie endlich am 10. October nach Ilanz am obern Rhein in Graubündten, wo sie vollkommen ausruhen konnten, von keinem Feinde mehr belästigt.

In denselben Unglückstagen des September scheiterte auch eine andere große Unternehmung der Coalition. Kaiser Paul hatte 18,000 Russen zur See abgehen lassen, die von General Hermann befehligt wurden, sich mit einer englischen Flotte unter Abercrombie und einem Heere von 20,000 Engländern unter dem Herzog von York ver-

einigten und am 27. August an der Küste von Nordholland zwischen Knikduie und Kalandsoog landeten. Truppen der batavischen Republik unter dem Franzosenfreund General Daendels griffen sie zwar an, mußten sich aber vor der Uebermacht zurückziehen. Inzwischen war diese russisch-englische Streitmacht nicht zahlreich und ihr Anführer nicht unternehmend genug. Nachdem alle Versuche der Coalition, Preußen zur Mitwirkung aufzufordern, an der damaligen unglücklichen Politik dieses Staates gescheitert waren, hoffte sie auf eine allgemeine Volkserhebung in Holland und Belgien, die aber nur hätte erfolgen können, wenn York rascher vorgedrungen wäre. Dieser aber war im speciell englischen Interesse schon zufrieden, als die holländische Flotte von 13 Linienschiffen und 13 kleineren Kriegsschiffen, aus Franzosenhaß gern die Gelegenheit ergreifend, die oranische Flagge aufhißte und sich mit der englischen Flotte vereinigte. Fast ein Monat verging, ohne daß York weiter als bis Alkmaar gekommen wäre, wo die unter Brune rasch gesammelte und mit der batavischen vereinigte französische Armee eine starke Stellung eingenommen hatte. Vergebens griff York dieselbe am 19. Septbr. und noch einmal am 2. October an. Hermann, der sich mit seinen Russen aufs tapferste wehrte, wurde gefangen. Nach einem dritten eben so vergeblichen Versuch am 6. zog sich York hinter den Zyper Damm zurück, wo er am 18. capitulirte und freien Abzug erhielt gegen die Zusicherung, daß dafür 8000 gefangene Franzosen aus England frei entlassen würden.

Also waren die Russen hier von den Engländern ungefähr gerade so behandelt worden, wie in Italien und in der Schweiz von den Oesterreichern. Die Engländer hatten sich der holländischen Schiffe, die Oesterreicher Piemonts versichert und den Plan Kaiser Pauls, die von Frankreich eroberten Länder wieder frei zu machen und ihren rechtmäßigen Regierungen zurückzugeben, schlecht unterstützt. Das rechtfertigt zur Genüge die innere Entrüstung des Kaisers Paul, der sich gänzlich von der Coalition losriß und seinem General unverzügliche Umkehr nach Rußland befahl.

Unterdeß war Erzherzog Karl den Rhein hinaufgegangen, um

die Franzosen, die schon wieder in der Gegend von Frankfurt plünderten, zu vertreiben. Zugleich hatte der Mainzer Minister Albini zum erstenmal einen Landsturm von 15—20,000 Mann aufgeboten, der den Erzherzog unterstützte und bei dem sich der Oberforstmeister Wrede auszeichnete, der später ein berühmter General wurde. Erzherzog Karl hatte am 12. September die ganz zusammengeschossene Festung Philippsburg entsetzt und am 18. die Franzosen unter General Müller bei Neckerau geschlagen und Mannheim eingenommen. Als er von Korsakows Unglück hörte, kehrte er um und suchte sich mit Suwarow zu verständigen. Dieser aber, der über den Bodensee zurückgegangen war und sich mit Korsakow vereinigt hatte, ließ sich auf nichts mehr ein, folgte seiner Einladung nicht, schrieb zurück, der Erzherzog sey jünger und könne zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wolle, und verlegte sein Heer nach Bayern, wo Max Joseph es aufs bereitwilligste verpflegte und sich dadurch die ganze Huld des Kaisers Paul erwarb, der sich im Anfang des Feldzugs hatte gegen ihn einnehmen lassen. Der Kaiser schrieb an Suwarow am 27. Oct.: „Ich habe beschlossen, das Bündniß mit dem Wiener Cabinet gänzlich aufzugeben und nur ein und dieselbe Antwort auf alle seine Vorschläge zu ertheilen, da ich, so lange Thugut Minister bleibt, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde.“ In einem zweiten Schreiben vom 20. November drückte er seine tiefe Trauer aus über „Europa, welches schutzlos und verlassen Preis gegeben ist.“ Die Geschichte ist diesem vielverkannten Kaiser schuldig, seine edle Absicht und Gesinnung zu rühmen. Uebrigens zeigte sich auch die Schattenseite seines Charakters in der Ungnade, in die er plötzlich seinen ruhmgekrönten Feldherrn fallen ließ. Suwarow hatte den Fürsten Bagration als den brauchbarsten seinen andern untergebenen Generalen vorgezogen. Aus Neid beschwerten sie sich darüber beim Kaiser und noch ehe Suwarow selbst nach St. Petersburg zurückgekehrt war, traf ihn des Kaisers Bannstrahl schon in Riga. Der im Triumph mit den eroberten Fahnen an seines Heeres Spitze einzuziehen verdient hätte, mußte nun allein und im Dunkel in die russische Hauptstadt hineinschleichen und im Hause seiner Nichte auf

dem Krankenlager, auf das ihn der Kummer warf, seine letzten Tage zubringen, bis er am 18. Mai 1800 die müden Augen schloß.

Nach dem Abzug der Russen hatte sich Erzherzog Karl wieder nach dem Rhein gewendet und entsetzte Philippsburg, das schon wieder von den Franzosen belagert wurde, nach mehreren Gefechten nochmals. Im November bezog man die Winterquartiere. Die Oesterreicher behaupteten das rechte Rheinufer, Massena aber die Schweiz.

In Italien waren nach Suwarows Entfernung die Oesterreicher unter Melas zurückgeblieben. Die geschlagene französische Armee erhielt einen neuen Obergeneral an Championnet, dessen große Talente man jetzt wieder brauchte. Er drang, um das noch von Franzosen vertheidigte Coni zu entsetzen, im September und October in Piemont vor, wo er den Oesterreichern eine Menge unentschiedene Gefechte lieferte, bis er am 2. November in einer größeren Schlacht bei Genola unterlag. Coni fiel und die Franzosen wurden wieder nach Genua geworfen. Championnet starb in Nizza, von Kummer mehr als von Krankheit hingerafft. — Ein österreichisches Corps unter General Fröhlich eroberte Ancona von der Landseite, nachdem es die Engländer und Russen von der Seeseite nicht hatten nehmen können, 13. November. Von Neapel aus waren Capua, Pescara, Gaëta schnell wieder erobert worden, und ein neapolitanisches Heer unter dem Schweizer Burkhard rückte am 30. Septbr. ohne Widerstand in Rom ein, denn die wenigen hier noch zurückgebliebenen Franzosen mit den compromittirtesten Republikanern flohen von Civita vecchia aus übers Meer. Somit war ganz Italien, Genua ausgenommen, wiedererobert und das Räuberheer vertrieben, von dem es seit vier Jahren ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet worden war.

Am 27. August war der unglückliche Papst in seinem Kerker zu Valence in Frankreich gestorben. Pius VI. hieß einst „der schöne Papst,“ weil die heilige Grazie, ein nie verjährendes Erbtheil römischer Monsignoren, ganz in ihm concentrirt war. Ehrfurcht gebietend durch seine majestätische Gestalt gewann er zugleich die Herzen durch den Adel seiner Züge und durch die Milde und An-

muth seines Entgegenkommens. Für glücklichere Zeiten geboren, ein wahrer Friedensfürst, hatte er sich selbst durch die Demüthigungen, die ihm in Wien unter Kaiser Joseph widerfuhren, nicht aus seinem Gleichmuth bringen lassen und in einem so sichern Gefühl langdauernder Herrschaft gelebt, daß er dem Beispiel Leos X. und dem Geschmack der Neuzeit folgend den Stuhl Petri glänzender zu machen glaubte, indem er ihn mit den Trophäen des heidnischen Alterthums umgab. Eine seiner Lieblingsschöpfungen war die Vermehrung und Aufstellung der unschätzbaren Antikensammlung im Vatikan, dem kolossalen Nebengebäude der Peterskirche. Während dieser Schöpfung ahnte ihm nichts von seiner trüben Zukunft. Aber je mehr er die Pracht heiliger Versammlungen und Feste geliebt, je mehr er in den Eifer des Kunstsammlers sich vertieft hatte, um so größer und rührender erscheint er in seinem Unglück. Ein hinfälliger Greis sah er alle äußere Macht des Papstthums gebrochen, alle Herrlichkeit und allen Glanz von sich abgestreift, alle seine Schätze und Sammlungen geplündert und klagte nicht, zeigte sich nicht wie einer, der im Glück verweichlicht, im Unglück zusammenbricht, sondern ließ all sein Wesen in die heilige Weihe aufgehen, die auf ihm ruhte, und war unter dem Hohn der Jakobiner und der verwilderten Soldateska mehr Papst, als er je zuvor gewesen, denn keine Drohung brachte ihn dahin, den Rechten der Kirche nur das geringste zu vergeben. Daß sein Vatikan geplündert wurde, daß Apollo und Diana, Jupiter und Juno, Bachus und Priapus, Herkules und Laokoon in das Museum des heidnisch gewordenen Paris wanderten, mußte ihm wie ein Zeichen des Himmels vorkommen, welches er demüthig erkannte, indem er im Kerker gleich einem armen Mönche mit dem Crucifix auf dem Herzen starb.

Aber mit ihm starb nicht die Würde und Macht seines Amtes. Wohl hatte der furchtbare Angriff, den Italien von Frankreich her erfahren, nicht blos irdischem Gute, der Zertrümmerung aller Staaten und dem Raube aller Schätze, sondern ausdrücklich auch der Kirche gegolten, die aus dem Felsen Petri herausgerissen und für immer vernichtet werden sollte, aber auf eine fast wunderbare Weise hatten

Mächte und Völker, von denen man es am wenigsten erwartet, den apostolischen Stuhl im letzten Wanken festgehalten und emporgetragen. Oesterreicher, die kurz vorher noch durch Kaiser Joseph II. hatten von Rom emancipirt werden sollen, ketzerische Engländer, schismatische Russen, sogar Türken, die mit der russischen Flotte gekommen waren. Durch sie wurde Italien frei und war es möglich geworden, daß die 34 geretteten Cardinäle am 1. Dezember in der Kirche San Giorgio Maggiore in Venedig zu einem Conclave zusammentraten, welches am 14. März 1800 den Cardinal Chiaramonti zum Papst wählte. Ehrend das Andenken seines Vorgängers nannte er sich Pius VII. mit dem Vorsatz, das Schiff der Kirche eben so gottvertrauend, wie der Märtyrer von Valence, durch die Stürme der Zeit zu steuern. Er war in einem Kloster erzogen, höchst sanft und demüthig, aber nichtsdestoweniger treu und fest im Glauben. Es ist bemerkenswerth, daß er durch den Einfluß des vertriebenen französischen Klerus, hauptsächlich des zum Cardinal erhobenen Abbé Maury, gewählt wurde, nachdem Oesterreich auf die Anzeige, man wolle den österreichisch gesinnten Cardinal Belisomi wählen, vier Wochen lang nicht einmal eine Antwort gegeben hatte.

Zehntes Buch.

Bonaparte in Aegypten.

Während Italien, Bonapartes erste große Eroberung, wieder verloren ging, machte er seine zweite in Aegypten.

Wir haben oben schon erkannt, daß Bonaparte gerne nach Aegypten ging, um seinen Ruhm dort zu vergrößern und dem Parteigetriebe in Frankreich auszuweichen, da er sich noch nicht stark genug fühlte, als Alleinherrscher aufzutreten, daß aber auch das Directorium ihn gerne gehen sah, weil es sich vor ihm fürchtete. Der Gedanke, den Handel der Engländer im Orient zu vernichten, diente beiden Theilen nur zum Vorwande und konnte auch nicht eher ernstlich verfolgt werden, bis die ägyptische Eroberung befestigt war. Im Hinblick auf diese Eventualität hatte Frankreich bereits geheime Verbindungen mit Tippo Saib, dem mächtigen Beherrscher von Mysore in Vorderindien, angeknüpft, der einen blutigen Krieg wider die in Bengalen herrschenden Engländer führte. Es widersprach dem abenteuerlichen Charakter Bonapartes nicht, daß, wenn er in Aegypten Glück hatte und die Streitkräfte des Orients unter seinen sieggewohnten Fahnen vereinigte, er auch als ein

neuer Alexander der Große einen Zug nach Indien gewagt haben würde.

Nachdem alle Vorbereitungen in den südlichen Häfen Frankreichs und des westlichen Italien getroffen waren, fuhr Bonaparte am 19. Mai 1798 mit einer Flotte von 198 Schiffen aus dem Hafen von Toulon ab, mit der sich andere aus Marseille, Genua, Civita vecchia und Bastia vereinigten, so daß im Ganzen 32,000 Mann Landungstruppen auf 400 Transportschiffen abgeführt und von einer großen Kriegsflotte unter dem Admiral Brueys (13 Linienschiffe, 8 Fregatten und 72 kleinere Schiffe) geleitet wurden. Unter den Truppen befand sich nur ein Theil derer, die schon früher unter Bonaparte in Italien gefochten hatten, ein anderer Theil kam von der Rheinarmee und mit ihm die Generale Kleber (ein Elsäßer, früher Steinmetz und österreichischer Unteroffizier), Desaix, Reynier, Menou, Davoust, Caffarelli, Arrighi, Dommartin. Von den älteren Anhängern Bonapartes begleiteten ihn Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Duroc, Andreossy, Bessières, diesmal auch Bonapartes jüngerer Bruder Louis, sein Schwager Leclerc (Gemahl seiner Schwester Pauline) und sein Stiefsohn, der junge Eugen Beauharnais. Theils um in dem ziemlich barbarischen Aegypten Civilisation einzuführen, theils um seine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu untersuchen, hatte man 2000 Handwerker, Künstler und Gelehrte mitgenommen. Die letzteren hatten im Voraus die Bestimmung, den Ruhm der Expedition auszubreiten, und Denon hat in der That alle wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition in einem umfassenden Prachtwerke über Aegypten niedergelegt.

Das Geheimniß war bewahrt worden. Die französischen Truppen wußten selber nicht, wohin sie fuhren. Nur daß es gegen die Engländer gehe, war ihnen in einer Proklamation gesagt worden. Eine beträchtliche englische Flotte unter Admiral Nelson, der vor Begierde brannte, die räthselhafte Flotte auf dem Meere zu erreichen und zu vernichten, war wirklich ganz in der Nähe, wurde aber schon am 17. Mai durch einen Sturm nach Sardinien verschlagen, erhielt

erst am 12. Juni vor Toulon sichere Nachricht von Bonapartes Weg und eilte ihm nun nach, aber zu spät.

Am 9. Juni kam Bonaparte vor der Insel Malta an und verlangte freie Einfahrt in den Hafen. Sie wurde ihm verweigert, aber da er schon längst Einverständniß mit den französischen Ordensrittern angeknüpft hatte, wurde ihm die sonst unüberwindliche Feste durch Verrath in die Hände gespielt. Es waren Intriguen einer andern Partei vorangegangen, welche die Insel den Russen sichern wollte, sofern Kaiser Paul I. damals großen Werth auf feste Anhaltspunkte für die russische Seemacht im Mittelmeer legte.*) Großmeister des Malteserordens war damals der deutsche Freiherr von Hompesch, ein schwacher Mann, der sich mit einer fetten Pension abfinden ließ. Bonaparte schämte sich nicht, ihm sogar eine Entschädigung in Deutschland zu versprechen und auch das noch dem Rastadter Congreß aufzubinden. Der Schatz der Ordens und sämmtliche Waffenvorräthe wurden eine Beute der Franzosen, der Hauptgewinn aber war die Insel selbst. Man darf sich wundern, daß Bonaparte nicht besser für die Behauptung derselben sorgte, und daß das französische Directorium nicht hinlänglich Streitkräfte dahin abgehen ließ, denn bei der Wichtigkeit der Insel war ein lebhafter Angriff der Engländer auf dieselbe zu gewärtigen. Um selber nicht von der englischen Flotte eingeholt zu werden, beschleunigte Bonaparte seine Abreise von Malta und erklärte jetzt erst seinen Truppen, wohin die Reise gehe (21. Juni). Nelson segelte damals, ohne es zu ahnen, nahe bei ihm vorbei, kam schon am 28. vor der Küste Aegyptens an, kehrte aber um, da er ihn nicht fand, suchte ihn an der syrischen Küste und verfehlte ihn abermals, so daß Bonaparte mit seiner ganzen Flotte am 30. wohlbehalten an den Ufern Aegyp-

---

*) Schon der vorige Großmeister Rohan hatte dem russischen Kaiser den Titel als Protector des Ordens ertheilt, den Paul auch am 29. Nov. 1797 angenommen hatte. Der Courier aber, der das Schreiben des Kaisers mit Plänen für die Zukunft des Ordens dem Großmeister bringen sollte, war von den Franzosen aufgefangen worden.

tens anlangte, im Hafen von Alexandria. „Diese Stadt, sagte er seinen Soldaten, hat der große Alexander gegründet.“ In ihm selbst den zweiten Alexander zu sehen, war schon vielen seiner begeisterten Anhänger geläufig.

Aegypten war eine türkische Provinz, aber vom Sultan so gut wie unabhängig unter der tyrannischen Regierung der s. g. Mameluken. Das waren auserlesene Soldtruppen, hauptsächlich aus schönen Knaben herangezogen, die durch Gefangenschaft in türkische Sklaverei gerathen waren, durch ihre Tapferkeit, besonders als treffliche Reiter ausgezeichnet und durch eine eigenthümliche Waffenbrüderschaft bald zu einem übermächtigen aristokratischen Körper erstarkend. Sie heiratheten selten und ergänzten sich immer nur durch jüngere Lieblinge, die sie sich heranbildeten. Der damalige türkische Pascha von Aegypten in der Hauptstadt Kairo residirend, Said Abubekr, führte nur ein Schattenregiment, indem für ihn die zwei mächtigsten Mameluken beys, Murad die Militär-, Ibrahim die Civilverwaltung leiteten. Die Mameluken besaßen zugleich die größten Reichthümer und Ländereien in Aegypten. Das übrige in drückender Knechtschaft gehaltene Volk hatte sehr verschiedene Bestandtheile. Die ältesten Einwohner waren die noch Kopten genannten Ueberreste der wahren alten Aegypter, gemischt mit Ueberresten der Griechen und Römer, diese alle als Christen der koptischen Kirche angehörig, die zunächst der griechischen verwandt ist. Neben ihnen hatten sich in dem langgestreckten fruchtbaren Nilthal auch eine Menge Araber niedergelassen, s. g. Fellahs, die vom Landbau lebten. Den Arabern waren als Beherrscher des Landes die Türken gefolgt, von denen sich ebenfalls viele in den Städten und als Grundbesitzer niedergelassen hatten, eine vornehmere und reichere Kaste. In den Städten gab es auch von alten Zeiten her noch viele Juden. Rechts und links vom fruchtbaren Nilthale dehnen sich Sandwüsten aus, die ostwärts durch baumlose Felsengebirge vom rothen Meere getrennt sind, westwärts aber, nur von einigen fruchtbaren Oasen (Inseln der Wüste) unterbrochen, in das unabsehlich dürre Sandmeer der Saharah auslaufen. In diesen Wüsten

schweiften die s. g. Beduinen umher, nomadisirende Araber, als eben so treffliche Reiter berühmt wie die Mameluken und diesen nicht unterworfen, wie die Fellahs, sondern freie Räuber.

Die Mamelukenbeys hatten sich grobe Ungebühren gegen französische Kaufleute zu Schulden kommen lassen, deren Handel gedrückt, Schuldforderungen derselben nicht befriedigt und dem französischen Generalconsul Magallon das desfalls gegebene Wort wieder gebrochen. Diese Vorgänge liehen Bonaparte den Vorwand, die Mameluken anzugreifen, wobei er die Miene annahm, als geschehe es nur, um die rechtmäßige Herrschaft des Sultans herzustellen, mitdem, wie er beständig versicherte, Frankreich im alten Frieden lebe, wie es denn auch damals noch der Fall war, denn Sultan Selim III. hatte sich noch nicht entschieden, was er thun wolle. Bei Bonapartes Abreise aus Frankreich war beschlossen worden, Talleyrand selbst solle nach Constantinopel gehen und alle seine diplomatischen Künste spielen lassen, um die hohe Pforte ins französische Interesse zu ziehen. Wie lästig auch die Franzosen in Aegypten dem Sultan seyn mochten, so schienen doch Rußland und England, selbst Oesterreich für die Türkei gefährlichere Feinde als Frankreich zu seyn. Bonaparte mochte daher in der That an die Möglichkeit eines Verständnisses mit dem Sultan geglaubt haben, Talleyrand aber traute nicht, und blieb klüglich in Paris.

Inzwischen bekümmerte sich Bonaparte, sobald er in Aegypten angekommen war, wenig mehr um das, was in seinem Rücken geschehen mochte, und trachtete nur nach einem sichern Erfolge im Lande selbst. Er empfahl daher seinen Truppen in einem Tagesbefehl vom 22. Juni: „Die Völker, mit welchen wir leben werden, sind Muhamedaner. Widersprecht ihnen nicht. Beweist ihren Priestern Ehrfurcht, schont ihre Moscheen, seyd so tolerant gegen die Religion Muhameds, wie gegen die des Moses und Christus.“ In einem Aufruf an das Volk in Aegypten selbst schämte er sich nicht zu verkünden: „Ihr Kadis, Scheiks und Ismans, sagt dem Volk, daß auch wir wahre Muhamedaner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, der da sagt, man müsse immerwährend Krieg gegen euren

Glauben führen? sind wir nicht Freunde des Sultans, dessen Feinde die Mameluken sind?"

Die unbequeme Ausschiffung der Truppen war am 2. Juli vollendet, der Widerstand der Einwohner schwach. Alexandrien wurde ohne viele Mühe erstürmt, wobei Kleber von einer der ersten Kugeln in die Stirne, jedoch nicht tödtlich getroffen wurde. Die Flotte ging bei dem nahen Abukir vor Anker, die Landungstruppen aber marschirten am 6. ins Innere des Landes. Der erste Anblick der noch aus der Römerzeit am Ufer erhaltenen Pompejussäule, der Palmen und der fremden Physiognomien hatte die französischen Soldaten zwar interessirt, aber die Armuth und der Schmutz in der eroberten Stadt und hinter ihr die Sandwüste, die sie zur heißesten Jahreszeit durchziehen mußten, schlug ihre Erwartungen gewaltig nieder. Sie entbehrten Kameele und Wasserschläuche und starben fast vor Durst. Die der Wüste eigenthümliche Luftspiegelung, die ihnen das Meer oder den Nil zeigte, wo nichts als Sand war, täuschte und erbitterte sie noch mehr. Die wenigen im Sande rinnenden Quellen waren von den Arabern verdorben worden, die den Franzosen überdies auf ihren flüchtigen Rossen zur Seite schwärmten und jeden, der zurückblieb, tödteten. Als die erschöpften Schaaren endlich am 10. zum Nil gelangten, stürzten sie sich hinein, um den brennenden Durst zu löschen, bei Ramahnieh. Von hier an war der Weg zur Hauptstadt Kairo weniger beschwerlich. Am 13. wurde das französische Heer, das nur sehr wenig Reiterei hatte, von 4000 Mameluken angegriffen, die aufs verwegenste in die ungeheure Uebermacht des französischen in Quarrés aufgestellten Fußvolks einhieben, aber natürlich nicht durchdringen konnten und endlich davonritten.

Nach einem höchst ermüdenden Marsch unter der glühenden Sonne Afrikas langten die Franzosen am 21. Juli im Horizont von Kairo an und sahen zum erstenmal die berühmten uralten Pyramiden, an deren Fuß Murad-Bey ein Heer von 10,000 Mameluken, 3000 Beduinen zu Pferde und 20,000 Türken, Kopten rc. zu Fuß versammelt hatte, um die Hauptstadt zu vertheidigen. Die

Reiterei war prächtig, das Fußvolk erbärmlich. Bonaparte stellte seine Truppen in fünf großen Vierecken auf, gegen deren nach allen Seiten hinausgekehrte und von Kanonen unterstützte Bajonette auch die beste Reiterei nichts vermochte, und wies auf die Pyramiden hin, die der erste Strahl der Morgensonne röthete. „Soldaten, rief er, von dort sehen vierzig Jahrhunderte auf euch herab.“ Neben dem Erhabenen fehlte aber auch das Lächerliche nicht. Das Gepäck, das von Eseln getragen wurde, und alle Nichtcombattanten mußten in die großen Vierecke eingeschlossen werden, weil sie sonst vor den feindlichen Reitern nicht sicher gewesen wären. Als man nun den Commandoruf hörte: „die Esel und die Gelehrten in die Mitte!“ brach die ganze Armee in lautes Gelächter aus. Die Schlacht begann mit dem wüthenden Angriff der Reiterei, der aber von den Franzosen siegreich abgeschlagen wurde. Dann erst befahl Bonaparte einigen seiner Vierecke vorzugehen und Embaleh, wo das feindliche Fußvolk sich verschanzt hatte, mit dem Bajonet zu nehmen. Der Feind hielt nicht aus, wurde getödtet oder in den Nil gejagt und verlor im Ganzen 10,000 Mann. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei den Pyramiden. Ibrahim-Bey war in Kairo geblieben, ohne an der Schlacht Murads Theil zu nehmen, aus Eifersucht. Jetzt zog er mit dem Pascha und 4000 Mameluken nach Syrien ab, während Murad den Nil hinauf nach Oberägypten floh. Die Hauptstadt ließ sich nicht mehr halten, Bonaparte nahm sie am 25. mittelst Capitulation.

Während er in Kairo seine Truppen ausruhen und verpflegen ließ, die aufgefundenen Vorräthe in Beschlag nahm, eine neue Civiladministration und strenge Polizei organisirte und dabei die Einwohner der Hauptstadt so leutselig als möglich behandelte und zu gewinnen suchte, geschah in seinem Rücken ein furchtbarer Schlag. Nelson hatte endlich die Landung der Franzosen erfahren und setzte alle Segel bei, um, wenn er auch die Landtruppen nicht mehr an der Ausschiffung hindern konnte, wenigstens die französische Flotte zu vernichten. Admiral Brueys lag noch vor Abukir. Bonaparte hatte ihm nur den unbrauchbarsten Theil der Mannschaft zurückge-

lassen und nur eine einzige Strandbatterie war errichtet worden. Als die Engländer am 1. August heransegelten, war ein großer Theil der französischen Schiffsmannschaft am Lande und mußte erst an Bord eilen. Nelson hatte zwar nur 14 Linienschiffe und 2 Briggs, aber auserlesene Fahrzeuge und mit den kühnsten Seeleuten bemannt, die unter seiner Führung in die Hölle gefahren wären. Es war schon Abends 7 Uhr und sehr dunkel, aber dennoch fuhr Nelson mit unerhörter Keckheit in den schmalen Seestrich hinein, der zwischen den französischen Schiffen und dem Ufer lag und schnitt sie auf diese Art vom Lande ab. Zwei seiner Schiffe scheiterten, aber die übrigen legten sich dicht an die französischen Kriegsschiffe und eröffneten ein fürchterliches Feuer, dessen Schein das Meer und die kämpfenden Flotten in unaufhörlichen Blitzen erhellte. Die Franzosen vertheidigten sich auf den meisten Schiffen mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Brueys selbst wurde auf dem Admiralschiff l'Orient zweimal in die Hand und ins Gesicht verwundet, endlich warf ihn eine Kanonenkugel nieder, aber er wollte sich nicht in den Schiffsraum hinabtragen lassen, sondern auf seinem Posten sterben. Kaum war er todt, so fing das kolossale Schiff Feuer. Es zu löschen war trotz aller Anstrengung nicht möglich, der Contreadmiral Gantheaume mußte sich ins Meer stürzen, um schwimmend einen Kahn zu erreichen. Ein Matrose wollte noch den zehnjährigen Sohn des Capitän Casabianca retten, der aber seinen schwerverwundeten Vater nicht verließ und mit ihm und dem herrlichen Schiff, als das Feuer die Pulverkammer erreichte, in die Luft flog. Mit diesem ungeheuren Knall verstummte aller Kampf und tiefe Nacht lag wieder über dem Meere, bald aber entbrannte die Schlacht von neuem, dauerte die ganze Nacht hindurch, und einige französische Schiffe schossen noch unerschrocken fort bis zum Mittag des andern Tages. Capitän Du Petit-Thouars auf dem Schiff le Tonnant commandirte auf dem Verdeck, auf einer Bank sitzend. Eine Kugel schlug ihm den Schenkel weg, er blieb sitzen; eine zweite schlug ihm den Arm weg, er blieb sitzen und rauchte eine Pfeife Tabak, laut rufend: „Mannschaft, ergebt euch niemals!" Als er den Tod

herannahen fühlte, befahl er noch, seinen Leichnam ins Meer zu werfen, damit er den Engländern nicht in die Hände falle. Aber nicht alle Schiffe kämpften mit gleichem Muthe. Mehrere ergaben sich den Engländern ohne genügende Vertheidigung, die meisten wurden in den Grund gebohrt. Contreadmiral Villeneuve zog es vor, seine Anker zu kappen und mit fünf Schiffen nach Malta zu entfliehen, die nach Nelsons eigenem Geständniß hingereicht haben würden, den Engländern ihren Sieg zu entreißen, denn die englischen Schiffe waren von den Schüssen der Franzosen so zugerichtet, daß sie Villeneuve nicht verfolgen konnten. Kleber, der in Alexandrien commandirte, sah der nächtlichen Schlacht von ferne zu, ohne seinen Landsleuten helfen zu können. Die ganze französische Flotte war verloren, daher auch der französischen Armee ihre Rückweg zur See abgeschnitten, wenn sie in Aegypten Unfälle erleiden sollte. Die Nachricht dieses unersetzlichen Verlustes machte die Truppen in Kairo sehr niedergeschlagen, aber Bonaparte richtete sie wieder auf mit den stolzen Worten: „die Engländer zwingen uns vielleicht, noch größere Dinge zu thun, als wir uns anfangs vorgesetzt hatten." Die Niederlage gleichsam vergessend, pries er nur den Heldenmuth der Vertheidigung, schrieb eigenhändige, sehr schöne Trostbriefe an die Wittwe des Admiral Brueys und an den Vater des gefallenen Capitän Thevenard, lobte Gantheaume und entschuldigte selbst Villeneuve, sofern er der Republik seine schönen Schiffe gerettet habe. Seine feste Haltung beschämte jeden Zagenden. Als sich auch drei portugiesische Kriegsschiffe vor Alexandrien blicken ließen und gleich den Engländern drohten, verglich sie Bonaparte spöttisch mit dem Esel, der dem Löwen, weil er ihn todt glaube, Fußtritte gebe, und sagte voraus, dieser lächerliche Uebermuth werde der Königin von Portugal bald Thränen kosten.

Bonapartes Lage war nichts weniger als beneidenswerth. In Alexandrien, Rosette und an vielen andern Orten brachen Volksaufstände aus, denn aus Noth oder aus gewohntem Muthwillen achteten die französischen Soldaten trotz des Verbots weder das Eigenthum noch die Sitten der Muselmänner. Kleber mußte in Alexandrien,

Menou in Rosette starke Strafcontributionen erheben. Auch die herumschweifenden Beduinen neckten überall. Am gefährlichsten schien Ibrahim Bey, der den Weg nach Syrien eingeschlagen hatte und von dort Verstärkungen erwartete. Leclerc, der ihn verjagen sollte, erlitt am 5. August bei Belbeis eine Niederlage und konnte nur durch Reyniers schnelles Erscheinen mit frischen Truppen gerettet werden. Bonaparte selbst eilte auf den Kampfplatz, nun zog sich aber Ibrahim bis Salieh zurück und nahm dort der großen Carawane, die von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückkehrte und die zugleich immer Handelscarawane ist, ihre kostbaren Waaren ab, damit sie den Franzosen nicht in die Hände fallen konnten. Nochmals am 11. August von den Franzosen angegriffen, schlug er sie wieder mit seiner unübertrefflichen Reiterei, wobei Murat und Duroc fast gefangen worden wären. Doch zog sich der Bey vor Bonapartes Uebermacht freiwillig zurück. Bonaparte suchte ihn durch ein schmeichelhaftes Schreiben in sein Interesse zu ziehen, bekam aber keine Antwort und ging nun wieder nach Kairo zurück, wohin er auch die ausgeplünderte Carawane friedlich geleiten ließ, um mit dieser Großmuth die Herzen der Aegypter zu gewinnen.

In derselben Absicht beging er mit großem Pomp die heiligen Feste des Landes, zuerst die feierliche Durchstechung der Nildämme beim Herannahen der berühmten Nilüberschwemmung, die dem ganzen Lande üppige Fruchtbarkeit gewährt, eine Ceremonie, die aus den ältesten Zeiten stammte; dann das große Fest des Propheten Muhamed. Er selbst und alle seine Generale beglückwünschten den vornehmsten Scheik (Nachkommen Muhameds) und wohnten den Gebeten bei. Beim Jahresfest der französischen Republik prangte auch eine Inschrift „Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet.“ Aus den Vornehmsten der Stadt und des Landes berief Bonaparte am 7. October einen Divan, der unter der Aufsicht französischer Commissäre die innern Angelegenheiten Aegyptens leiten sollte. Auch gründete er in Kairo ein gelehrtes Institut, an dessen Spitze Monge stand, eine Druckerei und eine Zeitung. Da sich die Gemahlin Murad Beys und einiger andern vornehmen Mameluken in der Nähe aufhielten,

ließ Bonaparte sie mit größter Artigkeit begrüßen und erstattete ihnen sogar von dem confiscirten Gut ihrer Männer einen reichen Frauentheil zurück.

Das alles aber half ihm nichts. Das Volk nannte ihn nicht einen Propheten oder Retter, sondern nur Sultan Kebir (Herr des Feuers) und behandelte ihn auch nur wie eine gefährliche Flamme, der man ausweicht und die man zu ersticken sucht, wenn man kann. Den ganzen Herbst hindurch erneuerten sich die Empörung und die Angriffe der Beduinen auf die ins Land vertheilten einzelnen Corps der Franzosen, bei Sonbat, Mit-Gamar, Choarah, Tantah, Berk-el-Gitas 2c., und am 21. October stand in Kairo selbst das Volk in Masse auf, um alle Franzosen zu ermorden. General Dupuis, der Platzcommandant, war eines der ersten Opfer. Nur mit größter Anstrengung gelang es Bonaparte, den Aufruhr endlich in der großen Moschee Jemil-Azar zu concentriren, wo sich 15,000 Aegypter aufs verzweifeltste wehrten, bis sie durch das schwere Geschütz zusammengeschossen oder zur Flucht gezwungen wurden. Zugleich tobte ein in diesem Lande seltenes Gewitter am Himmel, was den Schrecken noch mehrte. Ein anderes Heer von Aegyptern, das der Stadt von außen zu Hülfe kommen wollte, wurde durch Lannes zurückgetrieben, wobei der edle Pole Sulkowski sein Leben verlor. Dem Kampf in Kairo folgten zahlreiche Hinrichtungen, denn fortan konnte Bonaparte nur noch mit Schrecken regieren.

Desaix war mit nur 3000 Mann auf Schiffen den Nil aufwärts entsendet worden, um Murad-Bey aus Oberägypten zu vertreiben. Er schlug ihn am 7. October bei Sediman, wo sich die muthigsten Reiterangriffe der Mameluken abermals an den Vierecken des französischen Fußvolks zerstießen. Hier wie in allen folgenden Gefechten zeichnete sich der Elsäßer Rapp als Desaix' Adjutant durch seine Kühnheit aus. Eine zweite größere Schlacht erfolgte erst am 22. Januar 1799 bei Samhud, in welcher Murad wieder unterlag. Einen Tag später lagerte Desaix am uralten Riesentempel von Denderah (Tentyra), dessen Decke ein ganzes Dorf trägt, dem colossalsten Bauwerk des gesammten Alterthums und der Welt. Desaix verfolgte

die Mameluken bis zu den Katarakten des Nil und der berühmten, gleichfalls mit alten Bauwerken bedeckten Insel Philoë. Hier ist die eigentliche Grenze Aegyptens, von da beginnt Nubien. Von hier kehrte Desaix wieder um, bekam aber bald neue Feinde an den Beduinen, die sich in seinem Rücken gesammelt hatten, und auch Murad drang ihm wieder nach. Desaix siegte jedoch in allen Gefechten und gewann sich zugleich durch die Disciplin, die er handhabte, bei den Eingebornen den Namen des „gerechten Sultan."

Bonaparte blieb lange ohne alle Nachrichten aus Frankreich und aus der Türkei. Jetzt erst erfuhr er, Selim III. sey über die ägyptische Expedition in höchsten Zorn gerathen, habe den französischen Geschäftsträger in Constantiopel, Ruffin, in das berüchtigte Gefängniß der sieben Thürme werfen und alle im türkischen Reich wohnenden oder zufällig anwesenden Franzosen ihrer Güter berauben und in Ketten legen lassen, welches schlimme Loos viele hunderte traf. Am 10. September hatte der Sultan Frankreich den Krieg erklärt und mit Rußland und England ein enges Bündniß geschlossen. Eine türkische Flotte vereinigte sich mit der russischen, zunächst um die ionischen Inseln wegzunehmen. Indem sie aber von der See her Corfu belagerte, zog zugleich Ali Pascha von Jannina mit 11,000 Mann aus, um alle übrigen von den Franzosen besetzten Punkte jener Inseln zu erobern. Mit diesem Pascha, einem der größten Ungeheuer, das die Erde gesehen, hatte Bonaparte schon von Italien aus kokettirt und ihm große Versprechungen gemacht. Paßwan Oglu, Pascha von Serbien, hatte sich gegen den Sultan empört und Ali sollte das gleiche thun. Bonaparte und das Directorium versprachen Ali ein französisches Hülfsheer, das ihm die Unabhängigkeit und Souveränetät erkämpfen sollte, brachen aber ihr Wort und blieben dem Pascha sogar die Bezahlung für die Lebensmittel schuldig, die er ihrer Flotte geliefert hatte. Das erboste ihn nun so, daß er sich dem Sultan gehorsam bewies (was auch Paßwan Oglus Unterwerfung zur Folge hatte) und wuthentbrannt über die Franzosen herfiel. Diese standen unter General Chabot, waren aber vertheilt und wurden einzeln aufgerieben. In Prevesa, einer Stadt gegenüber

den Inseln auf dem Festlande, die sie besetzt hatten, ließ Ali am 22. October alle Einwohner umbringen; die Franzosen aber, die nicht im Kampf gefallen waren, mußten als Gefangene ihren todten Kameraden die Köpfe abschneiden, dieselben einsalzen und dann bis Jannina und von da bis nach Constantinopel tragen, unter beständigen Peitschenhieben und Mißhandlungen aller Art. Die wenigen, welche auf diesem Marterwege nicht unterlagen, wurden in Constantinopel als gemeine Verbrecher behandelt, die beiden Offiziere Lasalcette und Hotte in die sieben Thürme geworfen, die Gemeinen auf die Galeere geschmiedet. Die russisch-türkische Flotte vollendete Alis Eroberungen und nahm sämmtliche ionische Inseln ein, nur in der Citadelle von Corfu hielt sich ein kleiner Rest von Franzosen unter Chabot noch bis zum 3. März 1799.

Bonaparte vernahm die schlimmen Nachrichten aus der Türkei mit derselben Ruhe wie früher den Verlust seiner Flotte und zeigte sich nur um so kühner. Vom Sultan sich abwendend, richtete er sein Augenmerk auf den Scheriff von Mekka, den Wächter des Centralpunktes, zu dem die Muhamedaner aus allen Himmelsgegenden zu pilgern pflegten, und zugleich des Punktes, von wo er Indien und Tippo Saib am nächsten war, und machte die Ansicht geltend, der türkische Sultan sey eigentlich den echten Muselmännern fremd, und das höchste Ansehen gebühre dem geistlichen Haupt der reinen Araber in Mekka. Er fuhr also mit doppeltem Eifer fort, die Lehre des Islam zu begünstigen, und duldete, daß der eitle Menou förmlich zum Islam überging, sich arabisch kleidete, Abdallah nannte und mit einer schönen Aegypterin von einem muhamedanischen Priester trauen ließ. Bonaparte aber, sein Adlerauge jetzt auf Mekka richtend, trachtete vorerst schnell sich des Hafens von Suez zu bemächtigen, von wo aus er durch das rothe Meer mit Mekka und Indien in direkte Verbindung zu treten hoffte. Sowohl an den Scheriff als an Tippo Saib erließ er wiederholte Schreiben. Die Tragweite seines Zuges nach Suez erhellt am besten aus seiner Proklamation vom 21. Dezember: „Scheriffs, Ulemas, Sprecher in den Moscheen, verkündigt dem Volk, daß wer wider mich ist, weder in dieser, noch in jener

Welt einen Rettungsort finden wird, und daß von Anbeginn der Welt an geweissagt ist, daß, nachdem die Herrschaft des Kreuzes zerstört seyn würde, ich aus dem fernsten Abendlande kommen würde, um das Schicksal zu erfüllen. Belehret das Volk, daß in mehr als zwanzig Stellen des Koran geweissagt ist, was ich gethan nnd noch thun werde. Ich weiß alles, ich sehe in den tiefsten Grund eurer Seelen, ich kenne, was ihr noch keinem gesagt habt. Der Tag wird kommen, an dem die Welt klar sehen soll, daß Gott mich leitet und menschliche Kraft nichts gegen mich vermag. Selig, die fest an mich glauben." Er brauchte also die nämlichen Mittel, mit denen der Prophet Muhamed einst dieselben Bevölkerungen begeistert hatte, und kündigte sich als künftigen Herrn des ganzen Orients an. Aber die Muhamedaner waren nicht so einfältig, wie er glaubte, und eine Proklamation des Sultans warnte sie überdies, sich nicht von ihm betrügen zu lassen, denn allerdings seyen die Franzosen keine Christen, aber sie glaubten auch nicht an Allah, sie glaubten gar nichts.

Der Weg nach Suez führte durch die Wüste, die Bonaparte äußerst interessant fand, indem er an der Seite des gelehrten Mathematikers Monge sie durchritt. Wie er selbst sagte, zog ihn die Wüste an als ein Bild des Unendlichen, Grenzenlosen. Auch hatte man ihm gesagt, sein Vorname Napoleon bedeute den „Löwen der Wüste," was ihm sehr zu gefallen schien. Die Soldaten fanden viel weniger Behagen an der Sandwüste. Bonaparte kam zum Neujahr nach Suez, besichtigte den Hafen, ordnete dessen Ausbesserungen an und kehrte wieder nach Kairo um. Wie sehr sein hoher Muth nöthig war, um die Soldaten anzufeuern, ersieht man aus dem Benehmen Berthiers. Dieser wurde von einem solchen Heimweh befallen, daß Bonaparte ihm erlauben mußte, nach Frankreich zurückzukehren. Als er aber Abschied nahm, überwältigte ihn die Scham, er brach in Thränen aus und blieb. Sehr viele Soldaten theilten dieses Heimweh. Immer tapfer vor dem Feinde, hatten sie doch ein Grauen vor der Wüste und glaubten sich in diesem unheimlichen Boden aufgeopfert, ohne Mittel, je nach Frankreich heimzukehren.

Die Engländer hielten alle französischen, spanischen und italieni-

schen Häfen blokirt, und nur einzelne Schiffe konnten von Glück sagen, wenn sie sich durch die englischen Späher durchschlichen. Auch die französische Besatzung von Malta unter General Vaubans kam dadurch in große Verlegenheit und starb fast Hungers, weil ihr keine Lebensmittel zugeführt werden konnten. Schon am 22. August empörte sich das Volk auf der Insel Malta gegen die Franzosen und wollte sie (erbittert durch die Räubereien, die sie auch hier ausübten) alle ermorden, wurde jedoch bezwungen. Am 7. November nahm Kaiser Paul von Rußland auf Bitte einiger geflüchteter Ordensritter die Würde eines Großmeisters des Malteserordens an und bestimmte seine Flotte, die Insel dem Orden zurückzuerobern, was jedoch unterblieb, weil die Flotte zuerst vor den ionischen Inseln, dann vor Neapel und Ancona beschäftigt war. Auch Nelson begnügte sich damals die Insel nur zu blokiren, weil ihn ihre Eroberung zu viel gekostet haben würde und er mehr zu thun hatte. Damals bemächtigte er sich der Häfen von Livorno und von Port Mahon auf Minorca (28. und 30. Nov.), überall vorkehrend, daß Bonaparte in Aegypten keine Zufuhr aus Europa bekomme.

Man muß es als einen feinen Zug im Charakter Bonapartes bezeichnen, daß er gerade damals, als ihn die Engländer am meisten erbitterten, sie durch Großmuth zu beschämen bemüht war. Sie versuchten eine unkluge Landung bei Abukir, wurden aber übel empfangen und viele gefangen, im October. Die Gefangenen wurden nach Kairo gebracht, wo sie auf ihr Ehrenwort frei umher gehen durften und sich aus Neugier einmal dicht an Bonaparte drängten. Als man ihn warnte, rief er heiter: „Engländer sind keine Meuchelmörder.“ Ein Schiff voll Comödianten auf dem Nil, von Alexandrien herkommend, scheiterte vor Kairo, die englischen Offiziere, die zufällig am Ufer spazierten, stürzten sich ins Wasser und retteten viele Personen. Als es Bonaparte erfuhr, ließ er sie sogleich frei und gab ihnen Reisegeld. Sie kamen, ihm zu danken, er aber nickte ihnen lächelnd zu und sagte nur: „Kriegsglück.“

Er mochte nun im Sinn haben, auf Mekka oder Indien einzuwirken, oder sich einen Landweg ins Herz der Türkei zu bahnen,

jedenfalls mußte er zuerst das nahe Syrien erobern und hier Einverständnisse mit den Parteien anknüpfen, die ihm etwa dienstbar werden könnten. Der verschiedenen christlichen Bevölkerungen war er sicher, da sie aber den stärkeren Türken unterworfen waren, legte er auf sie weniger Werth und suchte mehr die Türken zu gewinnen durch Ehrfurcht, die er fortwährend vor dem Islam heuchelte, und durch Verlockung der Paschas. Aber es gelang ihm nicht. Der Pascha von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, Achmed, an den er sich zuerst mit einem höflichen und listigen Schreiben wandte, antwortete nicht, sondern ließ den Ueberbringer in Ketten legen und, als Bonaparte näher rückte, enthaupten. Dieser alte Pascha war ein Türke von echtem Schrot und Korn, ein wahres Prachtexemplar, wie Ali Pascha von Jannina, jeder Zoll an ihm ein Barbar. Fast alle seine Diener waren verstümmelt in Folge seiner Mißhandlungen. Seine Frauen waren dermaßen eingesperrt, daß kein sterbliches Auge je nur einen Schatten von ihnen sah. Das Volk hieß ihn Djezzar, den Schlächter. Der Sultan aber ernannte gerade ihn jetzt zum Pascha von Aegypten mit Beseitigung des schwachen Said-Abubekr, und Achmed ließ sofort die ihm nächste ägyptische Festung El-Arisch mit zuverlässigen Türken besetzen.

Bonaparte hatte sich eine eigenthümliche Reiterei verschafft, ein auf Dromedaren reitendes Corps. Diese Thiere, im Lande einheimisch, schneller als Pferde, stärker zum tragen schwerer Lasten, fähig in der Wüste langen Durst und Hunger zu ertragen, kamen ihm sehr zu Statten. Indem er selbst mit nahezu 13,000 Mann von Kairo aufbrach, um Syrien zu erobern, schickte er Reynier voraus, der El-Arisch nach einem sehr blutigen Kampfe einnahm, 9. Februar 1799. Der Weg führte abermals durch die Wüste, in welcher Bonaparte, nur von seinen Guiden begleitet, auf eine weit stärkere Schaar von Mamelukken stieß, aber kühn auf sie losging und sie dadurch vertrieb, weil sie glaubten, er habe viel mehr Truppen hinter sich. Auch Kleber wurde mit seiner Division irre geführt und fand sich mit Mühe zurecht. Indessen langte das ganze Heer ohne großen Unfall am 24. Februar in Gaza an, wo es von den christlichen Einwohnern

freundlich empfangen wurde, die Wüste hinter sich und das fruchtbare Palästina vor sich hatte. Hier sahen die Franzosen mit einer Art Erstaunen auch über dem grünenden Lande wieder die ersten Wolken, die sich in Aegypten fast das ganze Jahr durch nicht blicken lassen. Am 3. März kam das Heer vor Jaffa an, welche Stadt es erst im Sturm nehmen mußte, dafür aber auch plünderte und mordete. Bonaparte fand hier dieselben Türken wieder, die er in El-Arisch gefangen genommen und auf Ehrenwort entlassen hatte. Auf der Stelle ließ er sie alle niederschießen, 1000—1200 Mann. Aber niemand hatte daran gedacht, daß in Jaffa die Pest herrschte. Die französischen Soldaten wurden davon ergriffen und durch diesen neuen Schrecken ganz entmuthigt. Bonaparte handelte hier groß. Mit hochtrabenden Redensarten war nichts mehr zu machen, aber er besaß den wahren Muth, der die That dem Wort hinzufügt, und ging persönlich in die Spitäler, tröstete anderthalb Stunden lang die Pestkranken, soll sogar ihre Beulen berührt haben und wirkte in der That der Ansteckung mit der Pest durch die mit seinem Muth entgegen.

Von Jaffa rückte das Heer am 16. März gegen St. Jean d'Acre (das alte Accon oder Ptolemais), wie Gaza und Jaffa am mittelländischen Meere gelegen. Hier hatte sich der alte böse Djezzar hinter sehr festen uralten Mauern verschanzt und einige Hülfe aus England erhalten. Ein Jüngling, so feurig wie Nelson, der Commodore Sidney Smith, war mit einigen englischen Schiffen im Hafen. Dieser verwegene und hartnäckige Offizier war bei der Blokirung von Havre, indem er gewettet hatte, in Havre ins Theater gehen zu wollen, und gefangen wurde, im April 1796 nach Paris gebracht worden, wo man ihn in den Tempel einsperrte. Hier fand er einen Mitgefangenen, den Emigrirten Phélippeaux, der durch einen falschen Polizeibefehl sich und ihn frei machte. Sie kamen glücklich nach England, wo Phélippeaux zum Dank den Rang eines Obersten erhielt und sofort mit Sidney absegelte, um Bonaparte in Aegypten zu bekämpfen. Beide trugen durch ihre geschickten Anordnungen wesentlich dazu bei, die ohnehin festen Mauern von St. Jean d'Acre uneinnehmbar zu machen. Das Glück war mit ihnen. Eine kleine

Flottille unter Capitän Ranglet, die Bonaparte mühsam aufgebracht hatte, sollte ihm eben das zur Belagerung nöthige grobe Geschütz zuführen, aber Sidney gewahrte sie und nahm sie weg. Bonaparte wußte noch nichts davon, als er schon mit denselben schweren Kugeln aus der Festung beschossen wurde, die er gegen sie hatte feuern wollen. Die Belagerung zog sich daher sehr in die Länge. Ein erster Sturmversuch mißlang. Der Pascha ließ allen todten und gefangenen Franzosen die Köpfe abschneiden und einsalzen, um sie als Trophäen nach Constantinopel zu schicken. Sidney entschuldigte sich gegen die Vorwürfe der Belagerer, er sey lediglich nicht im Stande, den Pascha von dieser Barbarei abzuhalten.

An diesen unglücklichen Punkt gebunden, den er nicht im Rücken lassen durfte, vermochte Bonaparte nicht tiefer in Syrien einzudringen, nicht einmal Jerusalem zu besuchen. Wie es scheint, vermied er das absichtlich, um nicht als guter Christ zu erscheinen. Aus demselben Grunde ernannte er auch gerade Menou, den neuen Muselmann, zum Gouverneur von Syrien. Inzwischen hatte Abdallah, Pascha von Damaskus, Zeit, ein großes Heer zu sammeln und zum Entsatz von St. Jean d'Acre heranzuführen. Es war 30,000 Mann stark, aber sehr gemischt und undisciplinirt, so daß Junot, der ihm mit geringer Macht entgegengeschickt wurde, es gleichwohl in einem Treffen bei Nazareth am 8. April auseinandersprengte. Allein es floß wieder zusammen, und um es wirksamer zu schlagen und zu entfernen, eilte Kleber Junot zu Hülfe und erfocht unter dem Berge Tabor einen neuen noch glänzenderen Sieg, am 15. Er und Junot bildeten jeder ein Quarré, die von der fünfzehnmal stärkeren Uebermacht des Feindes, denn sie hatten nur 2000 Mann, von allen Seiten zugleich angegriffen, aber nicht nur nicht gesprengt wurden, sondern auch mitten im Feuer in größter Ordnung sich in ein einziges Quarré zusammenschlossen; ein Triumph französischer Taktik, der mit Recht unsterblichen Ruhm verdient. Dennoch drohte ihnen die allmälige Ermüdung Verderben, da der Feind nicht abließ, sie zu bestürmen, und sie keinen Augenblick ruhen konnten. Da erschien Bonaparte selbst mit 2 bis 3000 Mann und bildete zwei neue Quarrés unter Rampon und

Vial, die nun ihrerseits den Feind in die Mitte nahmen, mit Klebers und Junots Quarré einen Triangel bildend. Zwischen diesen drei feuerspeienden Phalangen, die einander immer näher rückten, eingekeilt, wußten sich die Türken nicht mehr zu helfen und suchten in wilder Flucht zwischen durch zu kommen. Ihr Verlust war so groß, daß sie nichts weiter unternahmen.

Zu derselben Zeit erhielt Bonaparte einiges Belagerungsgeschütz über Jaffa und griff nun St. Jean d'Acre mit verdoppelter Wuth an, aber vergebens. Sein tapferer General Caffarelli fiel. Ein einziger ungeheuer dicker Thurm, der Schlüssel zur Festung, widerstand allen Stürmen und selbst der Unterminirung und kostete ihn mehr Leute, als er entbehren konnte. Am 7. Mai zeigten sich Segel am fernen Horizont. Bonaparte hoffte, es sey eine französische Flotte, aber es war eine englische. Nun setzte er alles dran, die Festung durch Sturm zu nehmen, ehe die neue Verstärkung hinein käme, und wirklich drangen die Franzosen unter General Rambault bis in die Stadt, wurden aber hier umringt, abgeschnitten und sämmtlich getödtet. Die nicht so weit gekommen waren, wichen zurück, der tapfere Lannes mit einer Wunde. Noch einmal stürmte Kleber, aber eben so vergebens*). Da erkannte Bonaparte, daß er seine Kräfte vielleicht schon zu sehr erschöpft habe und nicht mehr stark genug sey, um Syrien zu erobern, noch bei der fanatischen Stimmung der Muhamedaner irgend Aussicht habe, sich durch Bundesgenossen im Lande selbst zu verstärken. Er gab also mit schwerem Herzen den großen Plan auf und ertheilte am 20. Mai seinem Heere den Befehl zum Rückzug nach Aegypten.

Es lag ohne Zweifel etwas Lächerliches darin, daß er, nachdem

---

*) Damals schlug eine Bombe aus der Festung ganz nahe bei Bonaparte in den Boden. Da schlossen ihn zwei Grenadiere rasch in die Arme und deckten ihn mit ihren Körpern. Die Bombe zerplatzte, ohne einen von ihnen zu verwunden. Der eine dieser tapfern Gemeinen, Dumesnil, stieg später bis zum Range eines Generals auf, verlor in Rußland ein Bein und starb als Commandant von Vincennes hochgeehrt.

er die riesenhaftesten Welteroberungspläne, eine Erneuerung der Thaten Alexanders des Großen nicht undeutlich angekündigt hatte, vor einem so elenden Neste, wie St. Jean d'Acre, scheiterte und sich vor einem englischen Offiziere und einem kleinen türkischen Pascha untergeordneten Ranges zurückziehen mußte. Wenn er aber zu viele große Worte gemacht hatte, so ist andrerseits nicht zu leugnen, daß England sein Genie sehr fürchtete und große Erfolge desselben im Orient allerdings für möglich hielt. Englische Schiffe kamen aus Indien durchs rothe Meer und blokirten den Hafen von Suez, um jede Verbindung zwischen Bonaparte und den in Ostindien thätigen Franzosen zu verhüten. Der französische Gouverneur der Insel Isle de France war damals sehr rührig und betrieb eine allgemeine Allianz mit dem mächtigen Sultan Tippo Saib von Mysore. Schon landeten französische Offiziere, um Tippo Saib zu dienen, während bereits 14000 Mann des Nizam, eines andern indischen Fürsten, ausschließlich von Franzosen befehligt wurden. Als nun damals der Marquis Arthur von Wellesley, der schon unter York in den Niederlanden gedient hatte, als Generalgouverneur nach Indien kam, war er (wie Friedrich der Große beim Beginn des siebenjährigen Krieges) rasch entschlossen, den Bund der indischen Fürsten zu sprengen, noch ehe er fest geschlossen sey, überfiel daher in Eilmärschen das Heer des Nizam zu Hyderabad und nahm es gefangen (wie Friedrich die Sachsen bei Pirna), am 22. Oct. 1798. Nach einer kurzen Rast fiel Wellesley sofort auch in das Reich von Mysore ein, um Tippo Saib keine Zeit zu lassen, schlug ihn in mehreren Gefechten und nahm seine Hauptstadt Seringapatnam mit Sturm, am 4. Mai 1799. Tippo Saib kam dabei ums Leben. Der Sieger verkleinerte das Reich von Mysore, gab es einem Sprößling des früher daraus vertriebenen Rajah zurück (der Bramanenreligion angehörig, während Tippo Muhamedaner war), schlug einen Theil des Reichs zu den englischen Besitzungen und gab den andern dem Nizam, um ihn als Bundesgenossen zu gewinnen. Das war also in denselben Tagen, in denen Bonaparte vergebens St. Jean d'Acre stürmte und zum erstenmal von seinem Glücksstern verlassen wurde. — Wellesley be-

siegte den wilden Dhoradin, der ein fanatisches Heer gegen ihn aufgebracht hatte, mußte aber einen Theil seines Heeres unter General Baird abgeben, welcher die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Es schien demnach, als hätte die französische Expedition nach Aegypten, die den Engländern Verderben bringen sollte, nur den Anlaß gegeben, deren Macht in den Morgenländern ausnehmend zu vergrößern.

Uebrigens breiteten die Engländer in Indien sich nicht blos auf Kosten der eingebornen Fürsten, sondern hauptsächlich auch auf den Trümmern der vormals holländischen Herrschaft aus. Schon unmittelbar nach der Eroberung Hollands durch Pichegru hatten sich englische Flotten beeilt, die holländischen Colonien, anstatt sie dem Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, ihrem Bundesgenossen, zu erhalten, dem großbritannischen Reiche einzuverleiben. Die wichtigste dieser Colonien war das Cap der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika, wo alle Schiffe anhalten mußten, welche die weite Seereise von Europa nach Ostindien unternahmen. Hinter dem Hafen der Capstadt aber hatte sich bereits eine zahlreiche holländische Bevölkerung ausgebreitet. Die Engländer kamen nun und besetzten das Cap am 16. September 1795. Die Stadt selbst war zu schwach, um sich halten zu können. Die Landbevölkerung aber, die holländischen Boers, wohnten zu zerstreut und waren zu phlegmatisch, um auf den Regierungswechsel in der Capstadt großen Werth zu legen, da ihnen der Vortheil des Handels und besonders die Versorgung der Schiffe mit dem Fleisch ihrer Heerden gesichert blieb. Erst viel später haben sie sich gegen das englische Joch aufgelehnt. In Ostindien selbst war Hollands reichste Colonie die große Insel Java mit der Hauptstadt Batavia, die damals noch verschont blieb, dann die große Insel Ceylon, welche den Zimmet, und die molukkischen Inseln, welche die Gewürznelken liefern. Ceylon fiel schon 1795, die Molukken erst 1796 in die Gewalt der Engländer, ebenso die holländischen Niederlassungen in Malabar und Malacca. Die alte einst so reiche und mächtige holländisch-ostindische Compagnie machte Bankerott. England trat in das holländische Erbe mit frischen Kräften ein. Wenn Holland sich seit zwei Jahrhunderten nicht von Deutschland getrennt, sondern

dessen Uebervölkerung für seine Colonien ausgebeutet hätte, würde es stark genug gewesen seyn, England zu widerstehen.

Ohne die geringste Kenntniß von den wichtigen Vorgängen des Mai in Indien suchte Bonaparte sein sehr geschmälertes Heer nur wieder sicher nach Aegypten zurückzuführen. Er trug dabei große Sorgfalt für die vielen Verwundeten, wobei ihn sein Generalchirurgus, der geniale Larrey, unermüdet unterstützte. Es kam alles darauf an, die durch die Pest, die Strapazen und vergeblichen Anstrengungen in Syrien sehr herabgestimmte Armee in Bonaparte wenigstens einen treuen und väterlichen Führer sehen zu lassen, denn er bedurfte mehr als je der Popularität. Schon aus diesem Grunde ist unwahrscheinlich, was die Engländer verbreiteten, er habe unterwegs zu Jaffa hunderte von Verwundeten, weil sie ihm zu lästig gewesen, mit Opium vergiften lassen. Auch alle beglaubigten Thatsachen, das Schweigen der Truppen und die genauen Berichte der Chirurgen widerlegen diese Verleumdung. Nach einem abermaligen sehr beschwerlichen Marsch durch die Wüste hielt Bonaparte am 14. Juni einen triumphirenden Einzug in Kairo, indem er, gute Miene zu bösem Spiel machend, sich als großen Sieger über Syrien geberdete. Unter den Geschenken, die ihm die Scheiks damals entgegenbrachten, befand sich ein kostbares Pferd und als Reitknecht dazu der Mameluk Rustan, der seitdem von der Person Bonapartes unzertrennlich blieb und in allen seinen Feldzügen die Dienste seines ersten Kammerdieners verrichtete. Dieser schöne Mann mit offenen, echt orientalischen Augen mußte sein malerisches Costum beibehalten zur Erinnerung an den Ruhm, den sein Herr am Nil errungen.

Die Bevölkerung war indessen weit entfernt, sich dem Triumph Bonapartes anzuschließen. Mustapha-Bey, dem er früher nur zu viel Vertrauen geschenkt, empörte sich in der Provinz Scharkyeh. Ein Schwärmer gab sich für einen Engel aus, den Allah zur Rettung des Landes entsendet habe, und sammelte ein Glaubensheer in der Provinz Bahyreh, aber beide unterlagen dem raschen Angriff der Franzosen. Auch Murad Bey kam jetzt wieder ganz nahe herbei und beunruhigte Kairo, so daß man ihn rasch von da vertreiben

mußte. Nicht minder kam Ibrahim Bey in Gaza wieder zum Vorschein. Bonaparte mußte seine schwachen Truppentheile concentriren, um so mehr, als ihn ein neuer Feind vom Meere her bedrohte. Marmont, der in Alexandrien wachte, meldete die Ankunft des Mustapha Pascha mit 18,000 Türken, die auf 100 Schiffen aus Rhodus kamen, begleitet von englischen Kriegsschiffen. Bonaparte brach augenblicklich auf und traf den Feind noch an der Küste bei Abukir, am 25. Juli. Die Türken wehrten sich tapfer und der Kampf blieb lange unentschieden, bis Murat ihnen in den Rücken fiel und auf den Pascha persönlich eindrang. Mustapha schoß mit der Pistole auf ihn und traf ihn leicht in den Kinnbacken, Murat aber hieb ihm mit seinem Säbel ein Paar Finger ab und ließ ihn durch seine Soldaten gefangen nehmen. Die Türken flohen, tausende von ihnen ertranken im Meere, da sie die Schiffe nicht mehr erreichen konnten. Sidney Smith, der auch dabei war, entkam mit genauer Noth in einem Kahne. Der Sieg Bonapartes war so vollständig als möglich, daher auch Kleber, der um einige Stunden zu spät kam, ihn enthusiastisch umarmte und ausrief: „Sie sind groß wie die Welt."

Das französische Heer kehrte abermals triumphirend nach Kairo zurück. Zum zweitenmal ließ der Obergeneral hier das Fest des Propheten feiern und wohnte allen Ceremonien desselben bei zum nicht geringen Erstaunen des gefangenen Mustapha Pascha, der auch seinen Ehrenplatz dabei einnehmen durfte. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß Bonaparte im Laufe dieses Sommers erstens den arabischen Scheiks sagte: „wenn der Prophet wieder auf die Erde komme, würde er nicht zu den Türken nach Constantinopel gehen, sondern nach Mekka, wo der wahre Mittelpunkt der muhamedanischen Welt ist," zweitens aber dem Sultan nach Constantinopel schrieb: „er wundere sich sehr, warum er seiner natürlichsten Politik zuwider Frankreich den Krieg erklärt habe, da doch nur England und Rußland seine wahren Feinde seyen; er, Bonaparte, habe den Malteserorden aufgelöst, der die hohe Pforte grundsätzlich seit Jahrhunderten befehde, der russische Kaiser aber habe sich zum Großmeister desselben Ordens gemacht. Das charakterisire hin-

länglich ihre Stellung und müsse den Sultan bestimmen, eine andere Politik zu ergreifen.“ In dieser Doppelmaske gefiel sich Bonaparte so lange, bis er sie, das Verfehlte seiner Bemühungen erkennend, ärgerlich vom Gesicht warf und den Orient überhaupt einstweilen aufgab.

Geheime Nachrichten, die sein Bruder Lucian aus dem Rath der Fünfhundert ihm zukommen ließ, unterrichteten ihn, die Zeit sey gekommen, in der sein plötzliches Wiederauftreten in Paris den günstigsten Erfolg haben könne; Italien sey verloren, alle französischen Feldherrn hätten durch ihre Niederlagen bewiesen, daß niemand Frankreich retten könne, außer Bonaparte, und das Directorium sey so discreditirt und schwach, daß es leicht gestürzt werden könne. Daraus erkannte der Obergeneral, daß die Birne nunmehr reif sey. Und was sollte er noch in Aegypten thun? Sein Heer, obgleich immer siegreich, war an Zahl sehr vermindert, konnte einen neuen kräftigen Angriff der Türken und Engländer kaum mehr aushalten. Sollte Bonaparte durch treues Ausharren bei seinen Truppen ihr bevorstehendes Elend theilen und am Ende den Sieg, den Ruhm, jede Aussicht auf eine größere Zukunft verlieren? Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er reiste von Kairo ab, angeblich nur nach Rosette, wandte sich aber nach Alexandrien, hinterließ Kleber eine Ordre, worin er ihn zum Oberbefehlshaber ernannte, und segelte mit seiner engern Camarilla, Eugen Beauharnais, Berthier, Leclerc, Murat, Bessières, Lannes, Marmont, Andreossy und den Gelehrten Monge und Denon am 23. August auf zwei französischen Fregatten eilends von dannen.

Diese Desertion des Obergenerals hatte eine im höchsten Grade niederschlagende Wirkung auf die ohnehin müden, unzufriedenen und von Sehnsucht nach der Heimath gepeinigten Truppen und versetzte die Generale, die zurückbleiben mußten, in große Erbitterung. Kleber traute sich keineswegs zu, mit der geschwächten Armee die gefährliche Eroberung festzuhalten. In dieser Stimmung schrieb er einen Brief an das Directorium, worin er die schlimme Lage der Armee absichtlich noch übertrieb und dringend nach einer Flotte verlangte, die

sie nach Frankreich zurückbringen könne. Dieser Brief wurde von den Engländern aufgefangen, die ihre Maaßregeln danach nahmen, in der Aussicht, mit leichter Mühe die ganze französische Armee in Aegypten vollends vernichten zu können. Auch die Mameluken und Türken wurden wieder viel kühner. Murad Bey griff am 5. October Desair an, der ihn aber in die Wüste zurückjagte. Sidney Smith landete am 25. abermals mit 8000 Mann an den Nilmündungen und wurde von General Verdier zurückgeschlagen. Nun aber zeigte sich ein großes türkisches Heer, vom Großvezier selber angeführt, an der syrischen Grenze. Da wollte es Kleber doch auf keinen Kampf mehr ankommen lassen, sondern bot Unterhandlungen an. Wie entmuthigt und unzuverlässig seine Truppen geworden waren, erhellt aus dem Benehmen der Besatzung von El-Arisch, die beim Herannahen des Feindes in Meuterei ausbrach und die Festung den Türken öffnete; kaum daß der tapfere Commandant Cazal von einigen Treuen gerettet wurde.

Die Unterhandlungen begannen mit dem Großvezier, wobei aber Sidney Smith sich einmischte. Kleber erbot sich, Aegypten zu räumen, wenn die französische Armee freien Abzug erhielte. Desair und Davoust hätten sich lieber schlagen wollen, auch Menou wollte den Besitz von Aegypten nicht fahren lassen. Gleichwohl wurde der Vertrag am 26. Januar 1800 zu El-Arisch geschlossen. Desair und Davoust eilten zur See nach Frankreich zurück, der erstere wurde jedoch unterwegs vom englischen Admiral Keith aufgehalten, gefangen gesetzt und unter dem Vorwand: „die Franzosen seyen ja alle gleich," mit gemeinen Soldaten zusammengesteckt, jedoch nach einem Monat wieder frei gelassen. Derselbe Keith erklärte die Capitulation von El-Arisch für ungültig*) und verlangte, die ganze französische Armee

*) Sidney Smith soll in seiner ritterlichen Weise acht Tage vor dem offenen Bruch Kleber von dem, was geschehen würde, in Kenntniß gesetzt und dadurch die französische Armee gerettet haben, die schon im Begriff war, Kairo zu räumen. Dies sey auch der Grund gewesen, warum Sidney Smith trotz seiner großen Verdienste in Ungnade fiel und nicht Lord werden konnte.

sollte sich kriegsgefangen geben. Da ermannte sich Kleber und erließ den lakonischen Armeebefehl: „solche Frechheit muß man mit Siegen beantworten, rüstet euch zur Schlacht!“ Was er bisher gefehlt, machte er nun aufs glänzendste wieder gut, indem er das Heer des Großveziers am 20. März bei Heliopolis in wilde Flucht schlug. Auch diesmal waren es wieder vier unüberwindliche Quarrés, mit denen die Franzosen vordrangen und alles über den Haufen warfen. Inzwischen hatte Ibrahim Bey mit 15,000 Mann Kairo eingenommen und alle dort zurückgebliebenen Franzosen ermordet. Aber schnell umkehrend trieb Kleber ihn nach blutigem Kampfe wieder aus der Stadt hinaus, 19. April. Gleichzeitig hatte eine englische Flotte Suez eingenommen, wurde aber wieder vertrieben, und General Verdier war in Damiette von 10,000 Türken angegriffen worden, aber gleichfalls Sieger geblieben.

Diese echt französische Tapferkeit, ausgeübt in der schwierigsten Lage und von müden und mißmuthigen Truppen, hatte glänzende Erfolge. Murad-Bey, der schon vor der Schlacht seine Neutralität zugesagt hatte, ging jetzt förmlich zu den Franzosen über, ließ sich zum französischen General ernennen und erhielt das Gouvernement von Oberägypten. Er sah nämlich voraus, der Großvezier werde, wenn er siege, sich nicht begnügen, der Herrschaft der Franzosen ein Ende zu machen, sondern auch der Unabhängigkeit der Mameluken. Murad hoffte sich daher von nun an besser mit Hülfe der Franzosen behaupten zu können. Seine Dienste waren Kleber sehr wichtig. Schon Bonaparte hatte aus christlichen Griechen eine schwache Legion gebildet, um den Verlust der französischen Truppen zu ersetzen. Kleber errichtete nun noch eine koptische und eine syrische Legion und erhielt durch Murads Vermittlung aus Darfur einige Tausend Schwarze, die sich trefflich zum Soldatenhandwerk anließen, so daß er sie sogar in die Glieder der Franzosen selbst einreihen konnte. Somit brachte er die Armee wieder auf 27,000 Mann und war im unbestrittenen Besitz Aegyptens. Allein als er am 14. Juni von seinem Landgut vor der Stadt nach Kairo kam, um die Ausbesserung des beim letzten Kampf sehr beschädigten Palastes zu besichtigen, den er in der

Stadt zu bewohnen pflegte, wurde er in einem mit Weinlaub bedeckten Bogengange auf der Terrasse des Palastes von einem jungen fanatischen Muselmann aus Aleppo in Syrien, der zu diesem Behuf so weit hieher gereist war, erdolcht. Ein Guide, der herbeieilte, wurde gleichfalls niedergestoßen, doch gelang es, den Mörder zu verhaften, der seinen Frevel am Spieße büßte und sterbend noch Allah pries.

Menou übernahm den Oberbefehl, allein je mehr er Muselmann geworden war, je weniger hatte er von dem Kriegsgenie seiner Vorgänger behalten. Die Engländer und Türken unternahmen im folgenden Jahr einen neuen gemeinsamen Angriff auf Aegypten. Der Großvezier kam wieder aus Syrien, eine beträchtliche englische Armee unter Abercrombie landete bei Alexandrien und eine zweite kleinere englische Armee von 6000 Mann unter Baird kam aus Indien und landete bei Cosseir. Bei dieser letzteren Armee befanden sich viele eingeborne Indier, die von der Aehnlichkeit der altägyptischen Tempel mit denen ihrer Heimath so tief ergriffen wurden, daß sie darin beteten, und Isis und Osiris nach zwei Jahrtausenden zum erstenmal wieder andächtige Huldigungen empfingen, die der Durga und dem Brama galten. Eine Flotte unter Gantheaume sollte Menou Verstärkungen aus Frankreich bringen, ließ sich aber zweimal von den Engländern zurückschrecken und kam nicht an. Eine andere Flotte unter Linois, die sich mit der spanischen unter Saumarez vereinigte, wurde bei Algesiras von den Engländern geschlagen und konnte eben so wenig nach Alexandrien gelangen. Am 8. März 1801 war Abercrombie mit 16,000 Mann gelandet, Menou gieng ihm mit nur 10,000 Mann entgegen, indem er ohne Noth seine Streitkräfte theilte, und erlitt bei Nikopolis am 21. eine Niederlage, in der er seine ganze Reiterei und vier seiner tapfersten Untergenerale verlor. Abercrombie fiel in der Schlacht, wurde aber durch Hutchinson, der mit Verstärkungen nachkam, ersetzt. Ein neues Unglück brach in Menous Rücken herein, indem sein neuer Freund Murad an der Pest starb und dagegen der englische General Baird aus Oberägypten den Nil heraufzog gegen Kairo. Als nun noch 25,000

Türken unter dem Großvezier aus Syrien anrückten, entschloß sich der die Franzosen in Kairo commandirende General Belliard zu capituliren und hatte das Glück, daß ihm freier Abzug bewilligt wurde, am 27. Juni. Menou sah sich dagegen in Alexandrien eingeschlossen, wo er sich noch tapfer bis zum 2. September vertheidigte und dann ebenfalls capitulirte. Damit hatte die große französische Expedition nach Aegypten ihr Ende erreicht und es blieb von ihr nichts als eine große Erinnerung.

Ebenso blieb auch von der Eroberung Maltas den Franzosen nichts als das Andenken. Die Engländer hielten diese Insel streng blokirt und mit ihnen vereint die Portugiesen, denen diese Dienstfertigkeit später theuer zu stehen kam. General Vaubois litt beständig Mangel an Lebensmitteln, dem nur von Zeit zu Zeit und heimlich abgeholfen werden konnte. Eine kleine von Généreux befehligte Flotille, die ihn in der letzten Noth retten sollte, wurde von den Engländern aufgefangen, der Befehlshaber durch eine Kanonenkugel getödtet. Da mußte sich Vaubois endlich am 5. Sept. 1800 an die Engländer ergeben.

Wir richten nun unsere Blicke wieder nach Frankreich, wo unterdeß Bonaparte angelangt war und eine neue große Rolle spielte.

Elftes Buch.

Der erste Consul.

Nach seiner heimlichen Abfahrt aus Alexandrien schiffte General Bonaparte von demselben Glücke begünstigt wie auf der Herreise über das Meer. In Ajaccio, wo er landete, begrüßten ihn die Corsen mit ungeheurem Jubel. Niemand dachte daran, ihn die übliche Quarantaine aushalten zu lassen, obgleich er aus dem Lande kam, in welchem die Pest herrschte. Auf seiner weitern Reise begegneten ihm englische Kriegsschiffe in der Abenddämmerung, ohne ihn zu bemerken, und am 9. October 1799 stieg er frisch und gesund zu Frejus ans Land. Auch hier empfing ihn der lauteste Jubel. Noch am gleichen Tage fuhr er mit Berthier nach Paris, unterwegs überall, aber besonders in Lyon, mit der ungeheucheltsten Freude und Bewunderung vom Volke begrüßt, und am 16. October war er in den Mauern der erstaunten, zum Theil erschrockenen Hauptstadt.

Die Parteien in Paris waren immer noch dieselben. Die jakobinische hatte zuletzt durch den Staatsstreich des 18. Fructidor gesiegt, aber durch die Niederlagen in Italien sehr an Ansehen verloren. Mit Recht schrieb man das Unglück der Schwäche und

Immoralität der Directorialregierung zu. Klagen und Anklagen bestürmten die Regierung, die von beiden Parteien zugleich gedrängt wurde.

Die Royalisten waren schwer verletzt durch die Härte, mit der man sie seit dem 18. Fructidor behandelte. Man hatte den Familien der Emigrirten Geißeln und eine Anleihe von 100 Millionen abgezwungen. Auch die Kirchlichen waren in hohem Grade unzufrieden, daß Larevellière-Lepaux immer noch die Priester verfolgte, daß sein philosophischer Unsinn noch immer in der Republik getrieben wurde. Die Vendée stand wieder auf, unter einem Herrn von Chatillon auf dem rechten, einem Herrn von Antichamp auf dem linken Ufer der Loire. Auch die Chouans wurden kühner als je unter dem riesenhaften, allem trotzenden Georges Cadoudal. Auch in der Normandie, in der Gegend von Toulouse rc. gab es royalistische Zusammenläufe. Allein sie fanden doch bei der Mehrheit in Frankreich Mißbilligung. Man wollte die Rückkehr der Bourbons nicht. Ein Theil des Volks war durch die Revolution zu sehr compromittirt, ein anderer hatte durch Ankauf der Nationalgüter gewonnen. Im Directorium selbst war nur Barras ein heimlicher Royalist und correspondirte mit Ludwig XVIII. Es fällt auf, daß gerade er, wenn er doch die Monarchie für unvermeidlich hielt, nicht lieber an Bonaparte dachte, den er zuerst gehoben hatte.

Die jakobinische Partei war die stärkste im Rath der Fünfhundert. und versammelte sich gewöhnlich im Reithause. Ihre militärische Notabilität war Bernadotte. Sie war mit dem Directorium unzufrieden, weil es die Republik ruinirte. Was unter dem Convent gewonnen war, drohte unter dem Directorium wieder unterzugehen. Zudem beschränkte es die Presse, die freie Meinungsäußerung. Der schwerste Vorwurf aber für das Directorium war, daß es sich mit einer Menge von Helfershelfern bereicherte, während das Heer darbte und Niederlagen erlitt. Im Rath der Fünfhundert erhob sich ein Sturm von Anklagen in Betreff der Betrügereien und Unterschleife der Beamten. Die dabei schwer betheilig-

ten Directoren Larevellière-Lepaux, der in Italien nicht blos die Kirche hatte ausrotten, sondern namentlich auch berauben wollen*), und Merlin von Thionville, der sich bei den öffentlichen Bauten die gröbsten Veruntreuungen erlaubt hatte, zogen es vor, dem Sturm auszuweichen, und legten ihre Stellen freiwillig nieder, am 18. Juni 1799. Nun rissen alle Dämme, und Klagen und Verwünschungen brachen massenhaft auf das Directorium herein. Im Rath der Fünfhundert wurden sie monatlang fast alle Tage wiederholt und niemand mehr geschont außer Massena, den man damals im Felde nicht entbehren konnte. Genissieux beschuldigte den Obergeneral und Kriegsminister Scherer, für 130 Millionen Kriegsbedürfnisse aller Art unter der Hand verkauft zu haben, sogar Kanonen aus den Festungen rc., während die Soldaten darbten. Von den Summen, die für Montirung bestimmt waren, nahm er den besten Theil für sich und ließ für den Rest das elendeste Tuch an die Soldaten abliefern. Und so in allem. Briot klagte nicht minder zornig den Finanzminister Ramel an, der beim Verkaufe der Nationalgüter ungeheuren Unterschleif gemacht hatte. Die Anklage gegen Scherer wurde mit den Akten am 22. Juni dem Directorium übergeben und am folgenden Tage setzte der Rath der Fünfhundert die Freilassung des edeln Championnet durch, der ein Opfer Scherers geworden war, weil er dessen Betrügereien nicht hatte dulden wollen. Die Untersuchungen gingen weiter. Am 24. Juni enthüllte Moreau von der Yonne die Räubereien Rapinats: „Schändliche Commissäre haben durch ihre schamlosen Bedrückungen in einem Monat die Früchte mehrjähriger Siege vernichtet, z. B. Rapinat in der Schweiz, dessen Charakter und Betragen schon in seinem Namen liegt. Alle diese Menschen müssen der allgemeinen Verwünschung Preis gegeben werden, damit die Schweiz und Italien erfahren, daß wenigstens das

---

*) Als Curiosum ist zu bemerken, daß die protestantischen Kirchengüter erst am 1. März 1799 für Nationalgut erklärt und dem Verkauf ausgestellt wurden, nachdem sie in der Schreckenszeit geschont worden waren.

französische Volk nicht Theil hat an der Schurkerei." Rewbel fuhr bei diesen Worten auf und suchte seinen Schwager Rapinat zu entschuldigen, indem er sagte, derselbe habe ja mehr Geld aus dem Berner Schatz abgeliefert, als auf dem Papier gestanden sey (eine Finte, durch die sich Rapinat schon früher herauszulügen gehofft hatte und die nur beweist, wie groß die Beute in Bern gewesen ist). Moreau blieb aber bei seinen Worten und sagte geringschätzig zu Rewbel, die öffentliche Meinung habe längst über Rapinat gerichtet. Am 29. beschloß der Rath der Fünfhundert, Hoches Leichnam neben dem Marceaus am Rhein zu beerdigen, und Chenier pries bei diesem Anlaß die Uneigennützigkeit und Armuth des Helden, im Gegensatz gegen die „unverschämten, zu ihrer Schande berühmt gewordenen Diebe, welche Schätze auf Schätze häuften, während die Armeen an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel litten." Am 6. Juli entwarf Mengaud ein merkwürdiges Gemälde von Italien, wie es unter Scherers Verwaltung gelitten, wie selbst die französische Armee dort von ihren Verpflegungsbeamten systematisch geplündert und entwaffnet worden sey, und Dubois Dubay fügte hinzu, die Regierung habe diesem argen Treiben nur Vorschub geleistet, jede Klage unterdrückt, selbst die Presse gefesselt, nur Schurken angestellt, ehrliche Männer verdrängt. Täglich kamen in Masse zustimmende Adressen aus den Provinzen ein mit neuen Aktenstücken, die des Betruges immer mehr enthielten. Am 15. beschloß der Rath der Fünfhundert die Anklage wie gegen Merlin von Thionville und Larevellière-Lepaux, so auch gegen Rewbel und Treilhard (der von Rastadt ins Directorium gekommen war). Am 28. sagte Quinot: „vor seinem Tode hatte Hoche einen Minister, der gegenwärtig allgemein als Urheber unserer Unfälle genannt wird, angeklagt, und Hoche starb plötzlich." An demselben Tage riefen mehrere Stimmen: „Die Denunciation der Schelme und Diebe muß unsere Tagesordnung bleiben, bis sie bestraft sind." Das Directorium aber stellte sich taub und stumm. Es waren der Compromittirten zu viele. Man zog die Untersuchung in die Länge und ließ die Fünfhundert schreien. Am 30. verlangte Bonnere, das Directorium solle Rechenschaft geben über

alle von ihm gutgeheißenen Verkäufe und Verträge: „mögen sie zittern, die neuen Verresse! das Reich der Gauner hat ein Ende." Am 1. August wurden noch viele öffentliche Diebe am Vermögen der Nation genannt, darunter die Gesandten Trauvé und Faypoult und General Grouchy. Alles schrie endlich, warum denn Scherer immer noch nicht verhaftet werde?*)

Das Directorium benahm sich in der Klemme, in der es war, mit vieler List, indem es zuerst immer versicherte, ja, es werde alles gründlich untersuchen lassen, nachher aber die kleinen Unruhen, die von den Royalisten ausgingen, benutzte, um dem Rath der Fünfhundert den Vorwurf zu machen, er schwäche durch seine Anklagen das Ansehen der Regierung und provocire Bürgerkrieg; es sey viel räthlicher, über die Vergangenheit einen Schleier zu decken und die Regierung mit Achtung zu behandeln, damit sie wieder stark werde. Diese Ansicht mußte zuerst der Polizeiminister Fouché verbreiten, dann wurde sie vom Directorium in einem Erlaß an den Rath der Fünfhundert vom 21. August ausgesprochen. Darin heißt es: „Wie kann die Republik durch die Regierung gegen den Royalismus wirksam geschützt werden, wenn ihr die Regierenden immerfort Verräther nennt?"

Zugleich fuhr das Directorium fort, die Presse zu beschränken, um die Vorwürfe schweigen zu machen. Das fand man nun wieder durchaus nicht der republikanischen Freiheit angemessen. François von Nantes sagte am 17. Juni: „wir befinden uns in völliger Sklaverei, jeder Mund ist verschlossen. Jeder Verfasser, der die Wahrheit schreibt, wird verhaftet. Und wir im Rath der Fünfhundert, sprechen wir von den Räubern, so klagt man uns als Anarchisten an. Nur wenn wir weder vom Kriege, noch von den

*) Von allen diesen Dingen, wie sie in den Protokollen des Raths der Fünfhundert aufgezeichnet sind, schweigen die französischen Geschichtschreiber der Revolution aus Nationalstolz. Auch die Räubereien im Auslande werden von ihnen mit Stillschweigen übergangen oder als ganz unbedeutend nur nebenbei berührt.

auswärtigen, noch von den innern Verhältnissen sprechen, dürfen wir sprechen was wir wollen. Eine traurige Freiheit!" Dagegen sagte Darracq: „ist die Presse eine Ehrfurcht gebietende Macht? ist sie der Maaßstab des Gemeingeistes? Wird sie nicht vielmehr von Menschen gehandhabt, die nicht besser wie die Fiacres sind, die jeden Passagier ums Geld fahren? ihre Unredlichkeit, ihre Uebertreibungen, ihre Fälschungen müssen nothwendig unter die Aufsicht der Polizei gestellt werden. Der Gemeingeist ist durch die Tagblätter stets nur verdreht und verdorben" 2c. Mit dieser Geringschätzung durfte man damals schon von der Presse sprechen, und Darracq behielt Recht, weil er den Thatbestand schilderte, wie er wirklich war. Eine Adresse aus Grenoble warnte damals: „o rettet die Republik, damit es nicht heiße, wir errangen die Freiheit, aber wir verstanden es nicht, sie zu erhalten." Ich glaube diese wenigen aber charakteristischen Auszüge aus den damaligen Protokollen des Raths der Fünfhundert mittheilen zu müssen, weil sie am besten erklären, warum Bonaparte so wenig Schwierigkeit fand, seinem Genie durch den Hader ermatteter Parteien Bahn zu brechen.

Der bedeutendste Mann in Paris war damals Sièyes, der mit dem Ruhm, seinem Talent hauptsächlich habe Frankreich die preußische Neutralität bisher zu verdanken gehabt, aus Berlin zurückgekehrt und ins Directorium (8. Juni) eingetreten war, sobald an Rewbel, den er nie leiden konnte, die Reihe des gesetzlichen Austritts gekommen war. Sièyes hatte fast alle Größen der Revolution überlebt und stand immer noch so hochgeachtet da, wie im Anfang derselben. Er spielte nun auch ein wenig den politischen Großvater und glaubte, Frankreich werde sichs zur Ehre schätzen, aus seiner in dergleichen Schöpfungen unerschöpflich fruchtbaren Hand eine neue Constitution zu empfangen. Daß der bisherige Zustand unerträglich und unhaltbar geworden sey, war klar. Ebenso aber auch, daß die Bourbons sich noch keine Hoffnung auf eine Restauration machen durften. Was schien nun näher zu liegen, als eine neuverbesserte Verfassung der Republik, worin alle die Fehler, die bisher erkannt worden, klüglich vermieden würden? Sièyes sah in der Revolution

überhaupt nur ein Experimentiren an der Menschheit, ein Fortschreiten im Versuchen und Erproben. Der Umsturz einer gegebenen Verfassung war für ihn nichts anderes, als freiwilliges Niederreißen eines Kartenhauses, um ein noch kunstreicheres neues zu bauen. Er konnte jedoch das Bestehende nicht umstürzen ohne Gewalt und suchte zu diesem Behufe einen General, wie ihn Barras am 13. Vendemiaire an Bonaparte und am 18. Fructidor an Augereau gefunden hatte. Er ersah sich deshalb Joubert aus, der aber bei Novi fiel. Als Bonaparte aus Aegypten zurückkam, wurde Sièyes von seiner Partei bestürmt, sich mit diesem zu verbinden, er trug aber anfangs große Scheu. Bonaparte schien ihm nicht fügsam genug für seine constitutionellen Plane. Im Uebrigen gehörte er keineswegs mehr der streng republikanischen Seite an, die schlimmen Erfahrungen der Revolution hatten ihn belehrt, daß man nicht mit dem Volke regieren könne, sondern immer über dem Volke stehen müsse. Darin stimmte die große Mehrheit des Volks selbst mit ihm überein, die wieder Ordnung und Ansehen der Regierung verlangte, aber doch auch nicht die alte Wirthschaft unter den Bourbons.

Im Directorium hatte Sièyes nur Roger Ducos für sich, Barras war heimlicher Royalist, der alte Gohier und Moulins aber gehörten der Partei der Reitbahn an.

Bonaparte hatte den Vortheil, daß alle diese Parteien sich bei seiner Rückkehr um ihn bewarben, während er in den Augen des Volks und aller Einsichtsvollen schon über den Parteien stand, durch seinen Ruhm, durch sein Genie vorragend über alle andern. Niemand fiel es ein, ihm vorzuwerfen, daß er eigenmächtig die Armee in Aegypten verlassen habe. Alles huldigte ihm. Er übereilte daher auch nichts, sondern ließ die Leute an sich kommen. Zuerst fielen ihm die Gemäßigten, die ganze bisher von Sièyes geleitete Partei zu, die auch bemüht war, Sièyes selbst für ihn zu gewinnen. Beide verständigten sich, ohne einander zu trauen. Bonaparte brauchte Sièyes, und dieser gab nach, weil er nicht isolirt werden wollte. Mit Sièyes fiel auch der Rath der Alten Bonaparte zu. Alle Soldaten

und fast alle Generale in Paris waren gleichfalls unbedingt für ihn, Augereau an der Spitze. Selbst Moreau, der bisher immer noch schlecht mit dem Directorium gestanden, versprach den Staatsstreich zu unterstützen, der dasselbe stürzen sollte. Um die vielen eifrigen Republikaner namentlich in der Armee zu gewinnen, warf Bonaparte mit affectirter Entrüstung jeden Gedanken von sich, als sey es ihm um Usurpation der höchsten Gewalt zu thun. Es gelte, versicherte er, einzig die durch die Schwäche des Directoriums gefährdete Freiheit durch Kraft, durch neuen Ruhm zu befestigen. Er spottete darüber, daß man ihn mit Cäsar und Cromwell vergleiche: „schlechte Rollen, abgenützte Rollen, unwürdig eines Mannes von Verstand, wenn sie nicht schon des ehrlichen Mannes unwürdig wären! Es wäre ein ruchloser Gedanke, im Jahrhundert der Aufklärung und Freiheit etwas gegen die repräsentative Verfassung zu unternehmen. Nur ein Narr könnte die Wette der Republik gegen das Königthum verloren gehen lassen, nachdem er sie mit einigem Ruhm und einiger Gefahr unterstützt hat.“ Mancher durchschaute dabei wohl seine tiefe Arglist, war aber weniger darüber sittlich entrüstet, als er nur sein Uebergewicht beneidete. So Bernadotte, der Großmeister der Freimaurer geworden war. Wegen des Einflusses, den er in dieser Stellung üben konnte, schmeichelte ihm Bonaparte mehr als allen andern. Bernadotte wußte aber wohl, daß sein Einfluß doch nicht hinreiche, Bonaparte in seinem Siegesfluge aufzuhalten, schloß sich ihm also ebenfalls an. Barras war niederträchtig genug, sich mit Geld abfinden zu lassen. Talleyrand, der vornehme, Fouché der plebejische Meister der Intriguen, huldigten beide allemal der stärkeren, neuaufkommenden Gewalt, und hatten überdies in ihrem Machiavellismus etwas dem bonapartischen Geiste Verwandtes, ohne dessen Energie und Genialität, boten sich ihm daher willig und instinktartig als Werkzeuge dar. Nach dem Volke frug man nicht mehr, man durfte voraussetzen, es werde allem zustimmen, was Bonaparte, der Allgefeierte, thun würde, in dem alle Hoffnungen sich vereinigten.

Somit war also nur der Rath der Fünfhundert und das

schwache Directorenpaar, Gohier und Moulins, zu besiegen, die nichts für sich hatten, als das Gesetz. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, wurde der 18. Brumaire (9. November) zur Ausführung des Staatsstreichs anberaumt. Im Rathe der Alten wurde die erlogene Nachricht verbreitet, die Jakobiner beabsichtigten eine Insurrection. Man affectirte Schrecken, erklärte das Vaterland in Gefahr, ernannte Bonaparte zum Befehlshaber der bewaffneten Macht und verlegte, da man in Paris nicht mehr sicher sey, die Versammlung der beiden Räthe auf morgen nach St. Cloud. Bonaparte empfing seine Ernennung in der Mitte mehrerer Regimenter, die er unter dem Vorwand einer Musterung um sich versammelt hatte, und erließ eine Proklamation, welche schon gedruckt war und auf Fouchés Befehl an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Auch war eine Rede verbreitet, die Bonaparte nach einer Nachricht an die Soldaten, nach einer andern, die wahrscheinlicher ist, nur in Gegenwart von Offizieren an Räthe und bisherige Anhänger des Directoriums hielt. Darin klagte Bonaparte die Regierung an: „was habt ihr aus diesem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinterließ? ich hinterließ euch Frieden und finde Krieg. Ich hinterließ euch Siege und finde Niederlagen. Ich hinterließ euch Millionen aus Italien und finde räuberische Gesetze und Elend. Was habt ihr mit jenen hunderttausend Franzosen gemacht, den Gefährten meines Ruhms? Sie sind todt. Dieser Zustand kann nicht dauern.“ Andere Proklamationen des Raths der Alten, der Administratoren des Seinedepartements, des Polizeiministers Fouché wiesen übereinstimmend auf Bonaparte hin, als den Mann des Vertrauens, auf den alle bauen könnten, als den Starken, der alles durchsetzen würde, als den Einzigen, der die Republik retten könne. Noch an dem gleichen Morgen löste Bonaparte kraft des ihm nur einseitig vom Rath der Alten aufgetragenen Vollziehungsamtes das Directorium auf. Moreau würdigte sich herab, dabei die Schergenrolle zu übernehmen und den Palast Luxemburg, die Residenz des Directoriums, militärisch zu besetzen. Sieyes und Roger Ducos legten ihre Stellen freiwillig nieder, wie verabredet

war. Barras dankte gegen eine Geldzusicherung gleichfalls ab und reiste auf sein Landgut. Der alte Gohier und Moulins machten einen vergeblichen Versuch zum Widerstande. Moulins sagte: der Soldat weicht nicht, wenn er auch auf der Mine steht, welche springen soll. Das gefiel Bonaparte. Nachdem die Directoren entfernt worden waren, klatschte er mit der Reitpeitsche auf den Stiefel und sagte verächtlich: „das sind also die Männer, denen Frankreichs Geschicke anvertraut waren," fügte aber hinzu: „Moulins allein ist ein Mann, der sich selbst achtet."

Der Rath der Fünfhundert war nicht versammelt, wußte von nichts und konnte erst am andern Tage in St. Cloud gemeinsame Beschlüsse fassen. Eins der enragirtesten Mitglieder dieses Raths, der Corse Salicetti, war heimlich im Solde Bonapartes, lud viele andere Mitglieder des Raths zu einer heimlichen Zusammenkunft in seinem Hause ein und riß sie zu lächerlichen Drohungen hin, hinderte sie aber am Handeln. Ihre fürchterlichen Redensarten wurden dann mit Uebertreibungen dem Rath der Alten berichtet, der sich dadurch bewegen ließ, noch fester zu Bonaparte zu halten. Der Bierbrauer Santerre allein wollte eine etwas ernsthaftere Demonstration machen und die Vorstädte aufwiegeln, Bonaparte aber, der von allem unterrichtet war, drohte ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und die Stadt blieb ruhig.

Am andern Tage strömte alles nach St. Cloud, in dessen Schloß beide Räthe tagen sollten, das aber bereits mit Militär umstellt war. Das Volk, welches als Zuschauer in Menge herbeikam, machte nicht die mindeste Miene, den Rath der Fünfhundert zu unterstützen, dessen Sache schon verloren war, obgleich er noch große Worte gebrauchte. Bonaparte bewegte sich unter den Soldaten mit Siegesfreude. Man hörte ihn ausrufen: „ich will keine Fractionen mehr, ich will durchaus keine mehr, das muß ein Ende nehmen." Indem der Rath der Fünfhundert seine Sitzung eröffnete, präsidirte Lucian Bonaparte, gegen den sich alsbald hundert Stimmen in wüthenden Anklagen erhoben. Die schwache Minderheit, die den Staatsstreich billigte, wurde nicht mehr gehört, die große Mehrheit schwur, die

Verfassung heilig zu halten. Als Bonaparte von der Hartnäckigkeit des jüngern Raths hörte, begab er sich in den Rath der Alten, beschwerte sich hier über die Verleumdungen, die im Rath der Fünfhundert gegen ihn geschleudert worden seyen, versicherte heilig und theuer, das Vaterland habe keinen wärmeren Freund als ihn, verlangte aber, man solle jetzt mit einer Entscheidung durchgreifen. Linglet, der zur Partei der Reitbahn gehörte, forderte ihn auf, den Eid auf die Verfassung zu schwören. Bonaparte aber erwiderte ihm mit Stolz und Verachtung: „es gibt keine Verfassung mehr, ihr selbst habt sie schon am 18. Fructidor und zu wiederholten Malen verletzt. Alle Parteien haben sie verletzt. Niemand achtet sie mehr, und sie kann uns nicht mehr helfen. Als ich nach Paris zurückkam, haben alle Parteien an meine Thüre geklopft und mir die Gewalt angeboten. Aber ich habe keine angehört, ich bin von keiner Partei, außer von der großen Partei des französischen Volks. Ich nahm das mir anvertraute Amt nur an, um die Sache der Republik zu retten. Und ich habe der Republik glänzende Proben meiner Ergebenheit abgelegt. Seht in mir keinen elenden Intriganten. Wenn eine Partei es wagen wollte, mich anzugreifen, mich etwa außer dem Gesetz zu erklären, der hüte sich wohl, daß dieser Beschluß nicht ihn selber treffe. Dann rufe ich euch, meine tapfern Waffenbrüder, euch Soldaten, auf zu meinem Schutz, und euch und meinem Glück vertraue ich." Der Rath der Alten stimmte ihm zu und er eilte nun, mit dem Rath der Fünfhundert fertig zu werden.

Ohne Zweifel bildete er sich ein, diese Versammlung schrecken und einschüchtern zu können, indem er selbst in ihre Mitte trat. Aber die Mitglieder sahen das als eine gewaltsame Entweihung ihres gesetzlichen Heiligthums an, stürzten auf ihn los, drängten ihn zurück und schrien: „hinaus mit ihm! nieder mit dem Dictator, in die Acht den Tyrannen!" Er zog sich zurück und ließ auch seinen Bruder Lucian durch Grenadiere herausholen. Dieser Präsident der Fünfhundert machte die Soldaten glauben, es seyen Dolche auf ihren Obergeneral gezückt worden und eine Minderheit solcher jakobinischer Dolchschwinger halte die Mehrheit der Versammlung in Todesangst.

Auch Siéyes war zugegen und sagte spöttisch, wenn die Fünfhundert den General **hors la loi** erklärten, so solle er sie nur **hors la salle** werfen lassen. Bonaparte ließ damit nicht auf sich warten, sondern schickte Murat mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, die unter Trommelschlag mit gefälltem Bajonett die armen Volkstribunen langsam vor sich hertrieben und sie zwangen, durch Thüren und Fenster ihr Heil in der Flucht zu suchen. Mit ihnen war der letzte Widerstand beseitigt.

Lucian rief eine kleine Minderheit des Raths der Fünfhundert abermals zusammen, um nunmehr dem Rath der Alten zuzustimmen und dem Staatsstreich eine gesetzliche Form zu geben. Durch Beschluß der beiden Räthe wurde eine provisorische Regierung von drei Consuln (General Bonaparte, Siéyes und Roger Ducos) und eine aus beiden Räthen gewählte Verfassungscommission niedergesetzt, welche die neue Constitution entwerfen sollte, am 12. November. Von den heftigsten Opponenten im Rath der Fünfhundert wurden 37 zur Deportation verurtheilt, 21 unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Als Bonaparte den Namen Salicettis, der auf der Liste stand, wieder ausstrich, erfuhr man jetzt erst staunend, welche Doppelrolle dieser listige Corse gespielt hatte. Die Deportirten wurden übrigens sämmtlich bald darauf wieder begnadigt, da sie ganz ungefährlich waren. Bonaparte ließ auch unmittelbar nach dem 18. Brumaire eine Menge politische Gefangene in Paris los und befahl gleiche Freilassungen in ganz Frankreich und Zurückberufung der Deportirten aus Cayenne, denn er wollte als Retter erscheinen und sich überall Freunde machen. Waren ihm auch die Terroristen verhaßt, so begnadigte er sie gleichwohl, wenn sie sich bittend an ihn wandten und ihm zu dienen gelobten. So Barrère, der übrigens in einer unbedeutenden Anstellung sein beflecktes politisches Leben enden mußte. Unter den Zurückberufenen bemerkt man Barthelemy und Carnot. Auch die am 18. Fructidor verbannten Priester durften zurrückkehren.

Unterdeß wurde fleißig am Verfassungswerk gearbeitet. Siéyes hatte schon einen Entwurf in der Tasche, in welchem die gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Behörden der Republik aufs

kunstreichste gegen einander abgewogen waren und nicht minder das Wahlrecht von unten und das Ernennungsrecht von oben. Das Haupt der Republik sollte ein unabsetzbarer und unverantwortlicher proclamateur-électeur seyn, der zu allen Aemtern ernannte, aber nur aus einer Zahl Kandidaten, die vorher vom Volke in drei Wahlabstufungen von Gemeinde-, Provinzial- und Nationalwahlen gewählt worden, und der, wenn er die verantwortlichen Minister ernannt hatte, sie walten lassen und selber nicht regieren sollte. Siéyes hatte sich ursprünglich selbst als proclamateur-électeur gedacht. Bonaparte aber, der nur allein sich für die höchste Stelle berufen glaubte, sagte ihm: „Wie haben Sie sich nur einbilden können, daß ein Mann von einigem Talent und ein wenig Ehrgefühl sich zur Rolle eines Mastschweins mit einigen Millionen Gehalt bequemen werde.“ Er strich daher an dem Verfassungsentwurf alle constitutionellen Künsteleien weg, behielt nur die darin vorgeschlagenen verschiedenen Staatskörperschaften bei, legte aber alle Gewalt in eine Hand, die des auf 10 Jahre zu ernennenden ersten Consuls. Neben ihm sollten noch zwei Consuln bestehen, aber nur mit berathender Stimme. Den ersten Consul sollte ein Senat von 80 lebenslänglichen Mitgliedern ernennen, dem das Recht zustand, das Consulat zu erneuern, desgleichen das Recht, die 300 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und die 100 des Tribunats zu ernennen, welches letztere über Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten zu wachen, aber kein absolutes Veto, sondern nur die Pflicht hatte, Verfassungswidrigkeiten dem Senate zur Anzeige zu bringen. Außerdem ernannte der erste Consul einen Staatsrath zunächst um seine Person, die verschiedenen Ministerien und durch sie alle Civil- und Militärbeamte. Er hatte mithin alle Stellen allein zu vergeben und die Volkswahlen waren vernichtet, die Constitution von 1793 in ihr vollkommenstes Gegentheil verkehrt. Wie dort alle Gewalt von unten hatte ausgehen sollen, so ging sie jetzt einzig von oben aus.

Die neue Verfassung wurde jedoch mit großer Ostentation einem Plebiscit unterworfen. Das Volk sollte in Urversammlungen erklären, ob es sie wolle oder nicht? Dafür stimmten 3,011,007 Activ-

bürger, doppelt so viele Stimmen als für die Constitution von 1793 gesammelt worden waren. Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 25. Dezember. Bonaparte bezog als erster Consul den Palast der Tuilerien, der Senat den Palast Luxemburg, das Tribunat das Palais Royal, das Corps legislatif den Palast Bourbon.

Unter den Koryphäen der Revolution und des Heeres, die in Paris beisammen waren, machte niemand dem ersten Consul seine Stelle streitig. Siéyes ergab sich schmerzlich drein, erkannte aber an, daß Bonaparte nicht übertroffen werden könne. Bewundernd und ärgerlich zugleich rief er aus: er will alles, weiß alles, kann alles. Siéyes dankte aber dafür, sein Untergebener zu werden, und legte die Consulstelle nieder, ebenso Roger Ducos. Bonaparte ließ Siéyes als „Nationalbelohnung" ein reiches Landgut decretiren, was er auch anzunehmen schwach genug war. Darauf wählte sich der erste Consul Cambacérès, einen eiteln Advokaten, und Lebrun, einen fleißigen Mann aus der alten Kanzlei des weiland Minister Maurepas, zu Mitconsuln.

Der 18. Brumaire war in Frankreich eben so populär, wie es der 9. Thermidor gewesen, denn man war der Unordnung und Liederlichkeit unter dem Directorium eben so satt, wie man früher froh gewesen war, den Schrecken der Conventszeit überstanden zu haben. Mancher trauerte zwar, daß die Revolution dieses Ende genommen hatte, jeder aber gab zu, daß die Uebertreibungen der Freiheitsfreunde dahin hätten führen müssen und daß der sittliche Fanatismus Robespierres dem Volke eben so unnatürliche Gewalt angethan habe, wie das unsittliche Diebssystem unter dem Directorium. Es frug sich nun, ob die neue Alleinherrschaft des großen Generals nicht abermals die Grenzen des Natürlichen überschreiten würde? Damals wurde Bonaparte mit dem allgemeinsten Vertrauen begrüßt. Vom großen Sohne der Revolution erwartete man, er werde ihre guten Früchte erhalten mit Beseitigung alles dessen, was an ihr schlecht, verdorben und giftig gewesen. Von dem Manne, der den Papst gegen Larevellière-Lepaux in Schutz genommen hatte und dessen erste Regierungshandlung die Zurückberufung armer Priester war, hoffte

andrerseits das altgläubige Volk, er werde durch Wiederbringung der Kirche seine irdische Mission unter höheren göttlichen Schutz stellen.

Der erste Consul entsprach auch allen Erwartungen. Zunächst gewann er die Talente ohne Unterschied der Partei, der sie bisher gedient hatten. Jeder war ihm willkommen, der eine Fähigkeit, Kraft und Erfahrung, einen bekannten Namen und Freunde in seinen Dienst mitbrachte, und er verstand vortrefflich, jeden richtig zu placiren, alle sich zu Dank zu verpflichten, seine Gunst allen unentbehrlich zu machen. Nach der Moral frug er aber nicht. Großes Talent und Glück schien ihm hinreichend, jeden Makel in dieser Beziehung zuzudecken. Deshalb war ihm Fouché nicht so übel berüchtigt, daß er ihn nicht als Polizeiminister hätte beibehalten und im Ansehen immer höher stellen sollen. Dagegen waren ihm Grundsätze und Unglück zuwider, und er strich Jourdan aus der Liste der Armee aus, sowohl weil dieser General der Freiheit aufrichtig anhing, als auch weil er auf dem Schlachtfeld kein Glück hatte. In Carnot ehrte er, unbekümmert um dessen strengen Republikanismus, den Mann, „der die Ausrüstung der Armee im Jahre 1793 und dadurch den Sieg organisirt hatte,“ und machte ihn zum Kriegsminister. Man bemerkte übrigens, daß der erste Consul die Jakobiner, die sich nicht zu ihm bekehrten, viel mehr haßte, als die Royalisten, an denen er wenigstens die loyale Treue anerkannte, und von denen er glaubte, sie würden den Dienst des einen Herrn leichter mit dem des andern vertauschen. Gleichwohl fand er viel mehr Jakobiner, die ihre republikanischen Grundsätze für seine Gunst dahingaben, als Royalisten, die den weißen Lilien untreu wurden. Er erließ schon am 27. Dezember ein Gesetz, welches Verwandten der Emigrirten den Staatsdienst öffnete, aber es währte ziemlich lange, bis nach und nach altadelige Familien dem neuen Herrn huldigten. Selbst die äußerste Armuth in der Verbannung wurde von den meisten lieber ertragen. Die plebejischen Jakobiner wägten dagegen die Ehre weniger scharf ab und ließen sich durch die reichen Besoldungen (ein

Senator hatte jährlich 25,000, ein Tribun 15,000, ein Gesetzgeber 10,000 Franken) nur zu gerne verführen.

Da im Innern Frankreichs nicht ein einziger jakobinischer Aufstand gegen die neue Militärdictatur erfolgte und nur die royalistischen Chouans noch die Waffen führten, wandte Bonaparte gegen die letztern nicht mehr die herben Mittel des Convents, sondern Milde und Güte an. Er ließ eine Anzahl Emigranten, die bei Calais gescheitert und gefangen worden waren, wieder frei. Er trug den Chouans und den aufständischen Edelleuten in der Vendée einen Waffenstillstand und Versöhnung an. Er erlaubte die öffentliche Ausübung jeder Religion, öffnete schon am 28. Dezember alle Kirchen wieder dem christlichen Gottesdienst, ließ die bisher nur zum Sturmläuten gebrauchten Glocken wieder zum Gottesdienst läuten und befahl am 30. die feierliche Bestattung des in Valence verstorbenen Papstes, den man bis dahin hatte liegen lassen, weil man ihn nicht christlich, aber doch auch nicht unchristlich hatte beerdigen wollen. Er schaffte ferner die Feier des 21. Januar ab, des Unglückstages, an welchem der König hingerichtet worden war. Im Januar 1800 erlaubte er allen Emigrirten ungekränkt zurückzukommen, wenn sie sich von der Emigrantenliste wollten streichen lassen. Das waren allerdings geeignete Mittel, um den royalistischen Aufstand zu dämpfen. Schon im Januar legte daher Herr von Chatillon in der Vendée die Waffen nieder, desgleichen Herr von Bourmont in der Bretagne. Ein Theil der Chouans, der sich nicht fügen wollte, wurde von General Chabot bei Hennebon besiegt (27. Januar) und der junge Herr von Frotté, einer der Halsstarrigsten, erschossen. Da unterwarfen sich endlich auch der kühne Georges Cadoudal und Herr von Antichamp in der Vendée. Der erste Consul hatte ein soldatisches Wohlgefallen an dieser kühnen Partei, die den Jakobinern so viel zu schaffen gemacht hatte, und verschmähte es nicht, sich einige Mühe zu geben, um sie an seine Person zu attachiren. Er lud sie im Februar nach Paris ein und unterhielt sich mit ihnen aufs huldreichste. Den gewaltigen Georges Cadoudal zu gewinnen, gelang ihm aber nicht. Dieser Koloßmensch schlug

sich, nachdem er Paris wieder verlassen, vor die Stirn, wie er habe so dumm seyn können, in Bonapartes Cabinet demselben gegenüberzustehen, ohne ihn gleich zu packen und zu erwürgen. Dagegen machte der erste Consul eine ihm sehr werthvolle Acquisition an dem Abbé Bernier, der bisher die Bauern in der Vendée zum Kampf für Altar und Thron begeistert hatte, jetzt aber sich bereit finden ließ, im geheimsten Vertrauen Bonapartes Unterhandlungen mit dem neuen Papst anzuknüpfen. Das große schöne Frankreich der Kirche wiederzuerobern schien dem verständigen Abbé leichter mit Hülfe Bonapartes als mit Hülfe Cadoudals.

Wie das Landvolk hauptsächlich durch die Wiedereröffnung der Kirche befriedigt wurde, so der bürgerliche Mittelstand durch die Weisheit, mit welcher der erste Consul die zerrütteten Finanzen ordnete und den Credit herstellte. Er ertheilte gemessenen Befehl, was noch vom Staatsvermögen aus den Händen der bisherigen Beamten und Lieferanten zu retten sey, festzuhalten, die betrüglich ausgestellten Anweisungen nicht mehr zu honoriren und die Einnahmen mit äußerster Strenge zu überwachen. Da kehrte das Vertrauen zurück, die Rente stieg bedeutend und durch die französische Bank, die der erste Consul durch eine Vereinigung von Pariser Bankiers zu Stande brachte, wurde der Credit bleibend gesichert.

Um gut regieren zu können, mußte der erste Consul nothwendig die Verwaltung vereinfachen und concentriren, daher die vielen berathenden Elemente, die durch die Revolution in die Verwaltung eingedrungen, und die Volkswahlen, aus denen die Besetzung der Aemter hervorgegangen waren, beseitigen. An die Stelle der von unten gewählten und berathschlagenden Departemental-, Cantonal- und Communalversammlungen traten vom ersten Consul ernannte ausschließlich befehlende Beamte, im Departement der Präfect, im Canton der Unterpräfect, in der Gemeinde der Maire. Man war in ganz Frankreich des vielen Rathschlagens und Schwatzens von Herzen satt geworden, da sich überall nicht die Weisesten, sondern die Unverschämtesten im Rathe vorgedrängt und in der allgemeinen Con-

fusion nur ihren Privatvortheil gesucht hatten. Ordnung und Strenge war das dringendste Bedürfniß geworden. Auch in der Gesetzgebung herrschte die größte Verwirrung, weshalb der erste Consul damals schon die Abfassung einfacher Gesetzbücher einleiten ließ. — Im Tribunat allein zeigte sich einiger Widerstand gegen das rasche und befehlshaberische Verfahren des ersten Consuls. Er schrieb den Tribunen die Zeit vor, binnen welcher sie ihre Einreden beendigt haben müßten. Dagegen erhob sich im Schooße dieses Staatskörpers Widerspruch. Dem jungen Benjamin Constant, einem philosophisch-politischen Stutzer aus dem Cirkel der Frau von Staël, war es gelungen, ins Tribunat hineinzuschlüpfen, wo er begreiflicherweise unter den einmal obwaltenden Umständen für die politische Freiheit lediglich nichts mehr erwirken konnte, wohl aber eine erwünschte Gelegenheit fand, sich durch seine Opposition berühmt zu machen und alle die kleinen Eitelkeiten und Eifersüchteleien gegen den ersten Consul auszukramen, von denen seine Dame voll war. Bonaparte ließ ihn im Moniteur verspotten: „eine wirkliche Oppositon (d. h. eine, die nur das geringste zu bewirken vermöchte) ist im Tribunat nicht vorhanden, wohl aber gibt es in demselben Redner, die sich gerne einen Namen machen möchten, ohne zu bedenken, daß nicht nutzloses Geschwätz, sondern nützliches Handeln auch ohne Wortmacherei das Verdienst und den Ruhm begründen."

In gleicher Weise wurde die Presse behandelt. In der neuen Constitution Frankreichs war von der Presse gar nicht die Rede. Die zahllosen Blut- und Schmutzblätter der Revolution hatten das Zeitungswesen verächtlich gemacht und die einmal entzügelte Presse unaufhörlich die kaum vom äußersten Schrecken erholte Bevölkerung wieder aufzustacheln und in Unruhe zu versetzen gesucht. Deshalb war es schon dem schwachen Directorium leicht geworden, sie unter dem Beifall und zur wahren Befriedigung des Volks zu zügeln, und Bonaparte machte noch weniger Umstände mit ihr. Er duldete nur noch 13 Zeitungen, die dem Interesse der Regierung entweder dienen oder wenigstens nicht zuwider seyn mußten.

Großes Verdienst erwarb sich der erste Consul um Reorgani-

sation des Schulwesens. Er gründete schon beim Antritt seiner Amtsgewalt die berühmte polytechnische Schule in Paris unter Monges Leitung und ordnete das während der Revolution fast ganz untergegangene Schulwesen in der Hierarchie der Primär- und Secundärschulen. Man bemerkte, daß er darin nur das unmittelbar Nützliche lehren und die Jugend ausschließlich zum praktischen Leben heranbilden ließ.

Gerade damals war der große General Washington, der Befreier Amerikas, gestorben, 15. Dez. 1799. Als die Nachricht davon nach Paris kam, ließ Bonaparte Trauer anlegen und eine große Todtenfeier veranstalten, theils um den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die unter dem Directorium beleidigt worden waren, eine Genugthuung zu geben, theils um die noch republikanisch gesinnten Franzosen das unschuldige Schauspiel zweier im Namen der Freiheit verbrüderter Nationen genießen zu lassen. Allein in der Festrede, welche Fontanes bei diesem Anlaß hielt, war ungleich mehr von Bonaparte als von Washington die Rede und wurde gesagt: „es gibt wunderbare Männer, die von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne mit dem Charakter der Größe und der Herrschaft auftreten. Eine höhere und unbekannte Ursache sendet sie, wenn es an der Zeit ist, um neue Reiche zu gründen oder die Trümmer der alten wiederherzustellen. Vergebens suchen diese von der Vorsehung bezeichneten Männer bescheiden in der Menge zurückzubleiben, die Hand des Glücks reißt sie über jedes Hinderniß hinweg von Sieg zu Sieg. Eine Art übernatürlicher Begeisterung belebt alle ihre Gedanken, eine unwiderstehliche Bewegung theilt sich allen ihren Unternehmungen mit. Die Menge glaubt sie noch mitten unter sich und findet sie nicht mehr. Da erhebt sie ihre Blicke und findet sie auf der Höhe des Ruhms strahlen."

Dem entsprach die ganze Haltung des ersten Consuls. Seine Macht und Größe und der Umfang der Tuilerien, die er bewohnte, verlangte schon eine Art von königlichem Hofstaat. Er führte in seinen Umgebungen eine strenge Etikette ein. Die ersten Beamten der Republik und ihre Frauen mußten sich darein finden, und

den stolzen Republikaner, den freimüthigen Soldaten entschädigten für diesen neuen Zwang der Ruhm und die sehr einträglichen Aemter. Einen Anfang aristokratischer Auszeichnungen machte der erste Consul damals durch Einführung der kostbaren Ehrensäbel, die er den tapfersten Kriegern feierlich überreichen ließ. Einen engeren Hofzirkel pflegte er auf dem schönen Landsitz Malmaison zu versammeln, den er damals kaufte. Von diesem neuen Hofe gingen nun auch wieder neue Moden aus. Bei den Herren verschwanden die incroyablen Formen und machten dem Glanz knapper Militär- und Civiluniformen Platz. Das Haar begann um diese Zeit ganz kurz abgeschnitten zu werden, wie man es an römischen Kaiserköpfen sieht. Solche s. g. Tituskköpfe trugen sogar eine Zeitlang die Damen, aber zum Nachtheil ihrer natürlichen Schönheit, weshalb diese Mode bald wieder abkam. Dagegen erhielten sich die aus Aegypten mitgebrachten kleinen koketten Turbane der Damen viel länger. Das Costume wurde durchweg anständiger, Bonaparte litt die Nuditäten der Madame Tallien nicht mehr. Auch hielt er streng darauf, daß die Frauen mit ihren Männern kamen, eine Neuerung, die ihm eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie von denen verspottet wurde, die an die Lüderlichkeit des alten Hofes gewohnt waren.

Indem der erste Consul binnen wenigen Wintermonaten Frankreich im Innern eine andere Gestalt gab, benutzte er zugleich die durch die rauhe Jahreszeit gebotene Waffenruhe, das Interesse Frankreichs nach allen Seiten hin durch Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu fördern. Außer Spanien, welches der Friedensfürst immer noch ganz nach französischen Zwecken regierte, war damals nur Preußen der französischen Regierung befreundet, hatte jedoch seine Ansprüche auf Cleve erneuert und sogar ein Heer am Rhein aufgestellt, um seinen Nutzen zu wahren, falls die Oesterreicher und Russen siegreich in Frankreich eingedrungen wären. Bonaparte sah das für keine feindliche Demonstration an und sandte seinen Liebling, den gemessenen und Achtung einflößenden Duroc, der ganz zum preußischen König paßte, nach Berlin, um den König der innigsten Freundschaft zu versichern. Duroc bezauberte alle Herzen und

der König sagte, indem er ihn seinem Hofe vorstellte: „es ist der Freund des größten Mannes, den ich kenne.“ Betrüglich bat der erste Consul, Preußen möge das Schiedsrichteramt in Europa übernehmen und den ersehnten Frieden herbeiführen. Oesterreich selbst bot er Frieden an, aber nur auf Grund des Friedens von Campo Formio. Der alte Thugut war indeß nicht geneigt, ihm die Lombardei wieder abzutreten, und hielt Frankreich für so zerrüttet, daß er nicht zweifelte, Melas werde im nächsten Frühjahr siegreich in die Provence eindringen. Auch an den König von England schrieb der erste Consul eigenhändig und bot ihm Frieden an; diese dreiste Form aber mißfiel in London, die Antwort wurde nur vom englischen Ministerium an das französische gerichtet und war ablehnend und beleidigend: „Seine britische Majestät könnten keinen Frieden schließen, so lange Frankreich unter der Herrschaft einer jede gesellschaftliche Ordnung umstoßenden Regierungsgewalt stehe und die Bourbons noch nicht auf den Thron zurückgeführt seyen.“ Man hat diese Animosität beklagt, da sie die Fortsetzung eines Krieges herbeigeführt, in welchem Frankreich nur noch immer mächtiger wurde. Erzherzog Karl war ausdrücklich gegen den Krieg, weil er nur Niederlagen voraussah, weshalb er auch kein Commando erhielt. Es war von der Vorsehung beschlossen, das Uebergewicht Frankreichs auf dem Festlande bis zum Aeußersten der Unnatur gelangen zu lassen. Bonaparte selbst hätte aber auch durch Zurückführung des französischen Gebiets auf das natürliche Maaß den Frieden nicht herstellen können. Er konnte nichts von dem aufgeben, was Frankreich einmal errungen hatte, ohne sich um alle Achtung zu bringen. Somit mußten denn die eisernen Loose des Kriegs abermals geworfen werden, und niemand freute sich darüber mehr als Bonaparte, dessen Genie immer nur im Kriege sein wahres Element wiederfand.

Die französische Armee war durch die ungeheuren Verluste im vorigen Jahre sehr herabgekommen. Massena hielt sich mit noch 36,000 Mann in Genua und Nizza, Brune stand mit 16,000 Mann in Holland, die Hauptarmee am Rhein wurde auf 130,000 Mann gebracht, um in gerader Richtung ins Herz von Oesterreich vorzu-

dringen. Bonaparte brachte ein großes Opfer, indem er Moreau zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee ernannte und sich die Anführung einer nur 40,000 Mann starken und erst in der Bildung begriffenen Reservearmee vorbehielt, die zu Dijon gebildet werden sollte. Er brauchte die List, in Dijon selbst nur wenige Rekruten zu versammeln, um die dahin abgesandten Spione des Auslandes glauben zu machen, die Reservearmee sey nur eine Fiction, um dem Ausland zu drohen. Unterdeß wurde aber diese Armee wirklich im tiefsten Geheimniß aus allen Theilen der Republik zusammengezogen und nach den Alpen dirigirt. — Die Oesterreicher hatten 110,000 Mann unter Melas in Italien, die durch 20,000 Neapolitaner und durch 22,000 Engländer, deren Landung man bei Toulon erwartete, noch verstärkt werden sollten, und 109,000 Mann unter Kray am Rhein, zu denen noch 20,000 Mann Reichstruppen kommen sollten. Ihre schwächste Stellung war mithin diesseits, ihre stärkste jenseits der Alpen, während im Gegentheil die französische Macht, die in Deutschland operiren sollte, viel stärker war als die für Italien bestimmte. Der erste Consul verlangte daher mit Recht, Moreau solle ihm, so wie er vom Rhein aus vordringe, den im Bergkriege so geübten General Lecourbe mit 25,000 Mann nach Italien zu Hülfe schicken. Das geschah aber nicht. Moreau nahm eine so eifersüchtige Stellung Bonaparte gegenüber ein und widersprach dessen Wünschen so eigensinnig, daß man voraussetzen muß, er habe eine sehr starke Partei unter den Offizieren und unter den noch republikanisch gesinnten Truppen gehabt, von denen der größte Theil an Moreau, Jourdan, Hoche ꝛc., aber nicht an Bonaparte gewöhnt war. Um so genialer erscheint es vom ersten Consul, daß er es unternahm, mit einem kleinen Heer mehr auszurichten, als Moreau mit seinem großen.

Moreau führte sein Heer am 25. April an drei Stellen über den Rhein bei Straßburg, Altbreisach und Basel, täuschte aber Kray, der den Hauptangriff von Straßburg aus erwartete und seinen rechten Flügel bis Mainz ausgedehnt hatte, ließ die Colonne von Kehl aus sogleich wieder rechts abschwenken und concentrirte

seine ganze Macht am Bodensee. Dahin mußte nun auch Kray so schnell als möglich umwenden, erlitt aber, wo er sich den Franzosen entgegenwarf, Niederlagen, so bei Engen am 3. Mai, bei Mößkirch am 5., und nachdem er sich gegen die Donau zurückgezogen, wieder bei Biberach am 9. Das Glück, das er früher in Italien hatte, schien ihn gänzlich verlassen zu haben. Er zog sich in eine feste Stellung bei Ulm zurück. Hier wagte ihn Moreau nicht anzugreifen, umging ihn aber wieder und nahm Augsburg ein, wo er blieb, um die Ereignisse in Italien abzuwarten, wohin er trotz Bonapartes dringenden Vorstellungen nicht Lecourbe mit 24,000, sondern Moncey mit nur 18,000 Mann durch die Schweiz über das St. Gotthardgebirge abgehen ließ. Nach Wien wagte Moreau nicht vorzudringen, da er Kray noch im Rücken hatte, aber auch dieser unternahm nichts.

In Italien hatte Melas die Feindseligkeiten schon am 6. April wieder eröffnet, Massena nach Genua zurückgeworfen und Suchet von ihm getrennt. Die Truppen Massenas waren seit fünf Monaten ohne Sold geblieben und in dem verheerten Gebirgslande ohne Lebensmittel. Alle Zufuhr von der Seeseite her war durch die englischen Schiffe und von der Landseite her durch die Oesterreicher unter General Ott abgeschnitten, den Melas vor Genua zurückließ. Der erste Consul versprach Massena baldigen Entsatz und feuerte den Muth der mit ihm eingeschlossenen Truppen durch eine schöne Proklamation an, in der er sie an ihre Siege vom Jahr 1796 erinnerte und sie zur Ausdauer ermahnte: „Disciplin sey das erste Erforderniß eines echten Soldaten, Tapferkeit erst das zweite." Massena machte am 30. April einen glänzenden Ausfall, konnte aber nicht durchbrechen und blieb in Genua gebannt. Unterdeß trieb Melas das kleine Corps von Suchet trotz dessen geschickter Gegenwehr vor sich her, schlug ihn am 7. Mai, nahm am 11. Nizza, am 15. Savona ein und war im Begriff in die Provence einzudringen und seine Vereinigung mit den Engländern, die noch auf der Insel Minorca warteten und bei denen sich auch Pichegru befand, zu bewerkstelligen, als ihm unerwartet die Kunde wurde, eine französische Armee

habe in seinem Rücken die Alpen überstiegen und bedrohe Mailand. Er hielt die Reservearmee bei Dijon für eine Fabel und glaubte, es könne sich höchstens von kleinen französischen Corps handeln, die eine Demonstration machen wollten, um ihn von der Provence abzuziehen.

Aber es war Bonaparte selbst, der im tiefsten Geheimniß seine geniale Operation ausgeführt hatte. Während Moncey über den Gotthard ging, um in die Ebene der Lombardei hinabzusteigen, schickte der erste Consul von seiner Reservearmee drei kleinere Abtheilungen je von 4—5000 Mann, die eine unter Bethancourt über den Simplon, die andere unter Thurreau über den Mont Cervin, die dritte unter Chabran über den kleinen St. Bernhard eben dahin, er selbst aber ging mit 35,000 Mann über den großen St. Bernhard. Lecourbe hatte gerade damals einen vom ersten Consul mit großem Lob erwähnten Plan für den Gebirgskrieg verfaßt, worin er den Grundsatz geltend machte, die Berge würden von den Thälern aus beherrscht, jede vom Hochgebirge herabsteigende Colonne sey müde und könne vom Thal aus am sichersten abgefaßt, gefangen oder vernichtet werden. Hätte Melas nach diesem Plane gehandelt, so würde er bei der Ueberlegenheit seiner Streitkräfte leichte Mühe gehabt haben, sämmtliche vom Schnee der Alpen durch enge Thäler herabsteigenden französischen Colonnen aufzufangen und einzeln aufzureiben. Ihm war indeß der kühne Operationsplan der Franzosen nicht bekannt und er hatte zu wenige Truppen in seinem Rücken an den Ausgängen der Alpenpässe und zu weit von denselben entfernt aufgestellt, die sich sämmtlich überraschen ließen.

Der Weg des ersten Consuls führte durch Wallis über Martinach und St. Pierre. Hier erst beginnt die mühevolle Steigung auf engen Fußpfaden über den St. Bernhardsberg und endet auf der italienischen Seite abwärts bei dem Dorfe St. Remy in einer Länge von zehn Wegstunden. Berthier wurde vorausgeschickt, um in St. Remy alles aufzunehmen, was über den Berg käme, und die Ordnung des Zugs herzustellen. Bonaparte selbst blieb in Martinach, bis alles hinüber war. In St. Pierre begann das Auseinander-

legen der Geschütze und Munition, da auf den gefährlichen Pfaden nur Saumthiere und Menschen passiren konnten. Die Kanonenläufe wurden in hohle Baumstämme gelegt und mit großer Anstrengung vieler Menschen fortgeschleift. Alle französische Geschichtschreiber rühmen den Eifer, mit welchem die Soldaten diese schweren Lasten bergauf und bergab geschafft hätten, an den schwierigsten Stellen durch kriegerische Musik angefeuert. Daneben gedenken sie auch der Walliser Landleute, die um reichen Lohn dabei geholfen hätten, und Gourgaud malt sogar eine rührende Idylle aus. Als Bonaparte nämlich*) der Armee nachfolgend das Gebirge zuletzt überstieg, habe ihm sein treuherziger Führer, ein junger Bauer, geklagt, er sey zu arm, um sein geliebtes Mädchen heirathen zu können, und der erste Consul habe ihm darauf ein Gütchen kaufen lassen und seine naiven Wünsche in Erfüllung gebracht**) Das Kloster und Hospiz auf der Höhe des St. Bernhard war reichlich mit Lebensmitteln versehen worden, und hier ruhten alle Bataillone an wohlbesetzten Tafeln aus. Heiteres Wetter begünstigte den Uebergang, der vom 16.—20. Mai währte und mit sehr geringem Verlust bewerkstelligt wurde.

Die italienische Seite war von den Oesterreichern nicht besetzt. Die wenigen Croaten, die sich in Aosta befanden, wurden leicht vertrieben. Nur das kleine Fort Bard sperrte den Weg. Eine Handvoll Oesterreicher hielt hier die ganze französische Armee auf, denn ihre Kanonen schleuderten einen Hagel von Kartätschen auf die einzige Straße des Thales. Der ganze Zug hielt an, bis Bonaparte selber

*) Auf einem Maulesel mit langsamen und sichern Schritten, nicht auf einem bergauf galoppirenden Rosse, wie Maler David, jetzt ein Schmeichler Bonapartes wie früher Robespierres, ihn als Bezwinger der Alpenwelt dargestellt hat.

**) Hinter solcher Poesie verbirgt sich oft eine sehr rauhe Wirklichkeit. Wenigstens von Monceys Zug über den St. Gotthard berichtet der Schweizer Geograph Ebel, die Franzosen hätten auf die roheste Weise das Landvolk, selbst Weiber und Kinder, zu ihren Lastträgern gemacht und wie Vieh mißhandelt, was oft zu blutiger Gegenwehr oder zum freiwilligen Sturz in die Abgründe geführt habe.

nachkam. Auch er konnte hier, da ein wüthender Sturm auf das Fort mißlang, nichts ausrichten und mußte die ganze Armee abermals auf einem schmalen Fußpfade über den Berg von Albaredo gehen lassen, auf dem aber das Geschütz nicht folgen konnte. Doch gelang es den unerschrockenen Artilleristen, die Straße mit Mist und Matratzen zu belegen und im Dunkel der Nacht so leise und unbemerkt als möglich ihre Stücke an dem gefährlichen Fort vorbeizuführen. Die Oesterreicher feuerten zwar heftig, trafen aber doch nur verhältnißmäßig wenig Geschütze, Menschen und Pferde. Mittlerweile hatte der Vortrapp der Franzosen unter Lannes die 9000 Oesterreicher, die unter Haddik in der Nähe von Aosta gar nicht ahnten, wer über die Alpen käme, bereits zurückgeschlagen. In denselben Tagen jagte Moncey den eben so überraschten Vukassovich, der mit 10,000 Mann die Simplon- und Gotthardstraße hatte bewachen sollen, nach Mailand zurück.

Diese beiden österreichischen Generale waren viel zu schwach, um die Lombardei beschützen zu können. Lannes nahm schon am 1. Juni Pavia weg, das Hauptmagazin Melas', mit 300 Kanonen und unermeßlichen Vorräthen aller Art, und am 2. zog der erste Consul selbst triumphirend in Mailand ein. Hier empfing ihn die cisalpinische Partei mit um so größerem Jubel, als auch sie von der Nähe der Franzosen gar nichts geahnt hatte. Sein Hauptaugenmerk war aber nur auf Melas gerichtet, den er bereits abgeschnitten hatte und gänzlich vernichten wollte. Der Entsatz Genuas konnte nur einem entscheidenden Siege über Melas nachfolgen; war aber Genua schon gefallen, so stellte ein Sieg über Melas das Glück aufs glänzendste wieder her. In jedem Falle leistete Massena dem ersten Consul den wesentlichsten Dienst, indem er Melas in den Apeninnen und Seealpen so lange als möglich festhielt. Das that er nun auch mit seltener Aufopferung. Alle gewöhnlichen Lebensmittel waren in Genua ausgegangen, man mußte die ungewöhnlichsten aufsuchen, seltsames Brod aus gemischten Sämereien, Leinsamen, Cacao rc. backen, die eckelhaftesten Dinge nicht scheuen, um den Hunger zu stillen. Das erzeugte Krankheiten, die Hälfte der Armee und ein großer Theil der

Einwohner starben oder lagen krank; endlich war gar nichts mehr da, was zur Nahrung hätte dienen können, und jetzt erst entschloß sich Massena zu einer Capitulation, aber auch nur zu einer ehrenvollen. Am 5. Juni bewilligte ihm Ott freien Abzug mit den 8000 Mann, die allein noch die Waffen tragen konnten.

Melas, lange durch seine falsche Voraussetzung getäuscht, stellte zwar endlich seine Bewegung gegen die Provence ein, ließ aber den General Elsnitz mit 25,000 Mann an der Var in der Meinung, er werde bald wieder dorthin zurückkommen; 30,000 unter Ott blieben in Genua, 12,000 unter Kaim standen bei Susa, Melas selbst ging mit nur 10,000 Mann nach Turin, während Bukassovich an die Etsch floh und andere österreichische Truppen in Mantua, Venedig, Toskana und Rom standen. In dieser Zerstreuung befand sich die große österreichische Armee, so daß Melas Mühe hatte, nur 30,000 Mann schnell genug bei Alessandria zu sammeln, als Ott, der aus Genua kam, schon am 9. Juni von Lannes bei Montebello eine Schlappe erlitt und Melas selbst von einer der seinigen ungefähr gleich starken Armee des ersten Consuls am 14. Juni in der weiten Ebene von Marengo angegriffen wurde. In dieser Schlacht bewährte sich der starke Muth der Oesterreicher noch einmal aufs glänzendste. Insbesondere die Truppen Otts schlugen alles vor sich nieder, zuerst das Corps von Victor, dann das von Lannes, endlich selbst die französische Garde. Der erste Consul zog sich zum erstenmal in offener Schlacht zurück, und ein Theil seiner Truppen war aufgelöst und in voller Flucht. Da erschien Desaix, der eben aus Aegypten angekommen war, mit einer frischen Division voller Kampfbegier, und unglücklicherweise hatte der alte Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der selbst verwundet und sehr ermüdet war, sich nach Alessandria begeben und den Generalen Ott und Zach die Verfolgung der Franzosen aufgetragen. Ott auf dem linken Flügel trieb den Feind vor sich her, ohne Widerstand zu finden. Zach auf dem rechten wurde dagegen plötzlich von einer versteckten Batterie mit Kartätschen beschossen und von Desaix aufs heftigste angegriffen. Desaix fiel zwar tödtlich von einer Kugel getroffen an

demselben Tage und fast in derselben Stunde, wie Kleber in Kairo *), aber Kellermann setzte seinen Angriff fort und brachte, da Zach von seinem wilden Rosse unter die Feinde fortgerissen und gefangen wurde, die führerlosen Oesterreicher in die größte Verwirrung. Bonaparte erholte sich nun schnell von der Bestürznng seiner ersten Niederlage und trieb von den flüchtigen Heerestheilen wieder vorwärts, so viele er vermochte. Ott kam zu spät, die Schlacht herzustellen, die Flüchtlinge des rechten Flügels stürzten sich auf ihn und rissen ihn mit fort. So wurde eine von den Oesterreichern gewonnene Schlacht nach wenigen Stunden wieder verloren.

Melas hätte sich seitwärts zurückziehen können nach Toscana, gab aber voreilig alles verloren und capitulirte schon am 15. Der erste Consul bewilligte ihm freien Abzug mit allen seinen Truppen und erhielt dagegen Genua und alle Festungen in Turin und der Lombardei, Peschiera und Mantua ausgenommen, hatte mithin alles wiedergewonnen, was seit dem Frieden von Campo Formio durch Suwarow für die Franzosen verloren gegangen war. Er eilte nach Mailand zurück, wo er am 18. einem feierlichen Te deum in dem prachtvollen, ganz aus weißem Marmor, aber in gothischem Styl erbauten Dome anwohnte, indem er ausdrücklich bemerkte, er thue es, „möchten die Atheisten in Paris davon sagen, was sie wollten.“ Auch ließ er die gesammte Geistlichkeit zu sich entbieten, versicherte sie seiner kirchlichen Gesinnungen und ließ den Papst, der damals gerade aus Venedig, wo er gewählt worden war, nach Rom reiste, aufs ehrerbietigste begrüßen. Am 24. reiste er über Turin und Lyon nach Paris zurück. Ueberall auf seinem Wege sammelte sich das Volk, um den Unüberwindlichen zu sehen, der schon wieder mit einem Blitzschlag Oesterreichs Macht zertrümmert hatte. Seine Reise war

*) Er hatte den Tod geahnt und am Abend vor der Schlacht zu seinem Adjutanten gesagt: „es ist schon lange, daß ich mich nicht mehr in Europa geschlagen habe. Die Kugeln kennen uns nicht mehr. Es dürfte uns wohl etwas zustoßen.“ Der erste Consul ließ ihm ein Denkmal auf dem großen St. Bernhard errichten.

ein langer Triumphzug, aber nirgends war das Volk so stürmisch, die Freude so aufrichtig, wie in Lyon. Diese gewerbfleißige Stadt glaubte nicht anders, als der erste Consul, der seiner Proklamation zufolge nur den Frieden erkämpfen wollte, habe ihn nun erkämpft, und jetzt beginne unter diesem neuen Augustus auch ein augusteisches Zeitalter langer Ruhe und blühenden Wohlstandes. Paris wollte hinter dem Enthusiasmus Lyons nicht zurückbleiben; alles empfing den ersten Consul mit lauter Bewunderung, zum Theil kriechender Schmeichelei, alles huldigte seinem Genie. Man gab ihm Feste und Illuminationen, prächtiger als je unter dem alten Königthum. „Paris schwamm in Feuer." Doch ist hinterher bekannt worden, daß Fouché bereits seine Maaßregeln getroffen hatte für den Fall einer Niederlage des ersten Consuls. Man huldigte nicht der Weisheit, sondern lediglich dem Glück Bonapartes.

Auch Moreau hatte die Feindseligkeiten wieder eröffnet und Kray am 19. Juni bei Hochstädt zurückgetrieben*), als die Capitulation von Melas auch einen Waffenstillstand in Deutschland (zu Parstdorf am 15. Juli) nach sich zog. Duroc ging nach Wien, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Engländer, deren Landungsplan nun nicht mehr ausführbar war, machten lange Gesichter.

Bonaparte benützte seinen Sieg vor allem, um den russischen Kaiser zu gewinnen. Noch befanden sich etwa 8000 in Italien, Holland und der Schweiz gefangene Russen in Frankreich. Der erste Consul ließ sie neu kleiden, aufs schönste bewaffnen und von russischen Generalen frei in die Heimath führen. Das schmeichelte dem Kaiser dergestalt, daß er dem ersten Consul mit Worten der Bewunderung und wärmsten Freundschaft antwortete und ihm von freien Stücken ein Bündniß gegen das treulose England anbot. Bonaparte trat ihm

---

*) In einem der kleinen Gefechte, welche dieser Schlacht folgten, fiel der damals berühmte Latour d'Auvergne, den der erste Consul ausdrücklich zum „ersten Grenadier der französischen Armee" ernannt hatte, weil er, obgleich ein vielfach verdienter und ausgezeichneter Mann, die Sonderbarkeit hatte, Gemeiner bleiben zu wollen.

die Insel Malta ab, die sofort von Russen besetzt werden sollte, was aber verzögert wurde. Paul I. hatte als Protector des Malteserordens gegen die Besitznahme der Insel durch die Franzosen protestirt und sich am 27. Oct. 1798 von den zersprengten Rittern selbst zum Großmeister des Ordens wählen lassen, nachdem schon vorher ein russisch-polnisches Großpriorat dem Orden zugetreten war. Daß er der griechischen und nicht der katholischen Kirche angehörte, darüber sah man hinweg. Der Orden wählte ihn, und er hätte gerne Malta erworben als eine feste Station für seine Seemacht, mit der er im Mittelmeere eine Rolle spielen wollte. Bonaparte aber legte keinen Werth mehr auf Malta, weil er es gegen die Engländer doch nicht behaupten konnte, Rußlands Allianz aber um so gewisser wurde, als diese Macht wegen der Insel mit England in Konflict kommen mußte.

Trotz allen Bemühungen, auch Oesterreich von England zu trennen, gelang es dem ersten Consul doch nicht. Die Friedensunterhandlungen zogen sich sehr in die Länge. Der alte Thugut trat zwar jetzt endlich ab, allein sein Nachfolger, Graf Lehrbach, war ein noch bittererer Feind Frankreichs. Die Engländer wandten alles an, um Oesterreich zu neuen Kriegsanstrengungen zu vermögen. Sie versprachen die Truppen, die immer noch auf der Insel Minorca lagen, in Livorno zu landen. Der österreichische General Sommariva sollte Toscana in die Waffen rufen. Aber Bonaparte kam ihnen zuvor und ließ eine französische Armee unter Dupont in Toscana einrücken, im November. Die Stadt Arezzo, schon früher eine der feurigsten im Kampfe gegen die Franzosen, erhob sich zur Unzeit, war von den Oesterreichern nicht unterstützt und fiel nach einer furchtbaren Gegenwehr in die Gewalt der von Cara St. Cyr befehligten französischen Soldaten, die aufs greulichste mordeten und plünderten. Nunmehr begann auch der Krieg wieder in Deutschland. Der lange Aufenthalt Moreaus in Bayern kostete diesem Lande und dem dahinter liegenden Schwaben schwere Opfer. Bayern mußte ihm monatlich 900,000 Gulden zahlen. Regensburg wurde um 250,000 Gulden gebrandschatzt, ungerechnet die Requisitionen von Pferden und Pro-

viant*). Als der Krieg wieder ausbrach, befehligte die Oesterreicher nicht mehr Kray**), sondern des Kaisers Bruder, der erst achtzehnjährige Erzherzog Johann, unter Leitung des Feldzeugmeister Lauer, der Moreaus linken Flügel bei Ampfing am 1. Dezember faßte und zurückschlug, aber in den tiefen Wald von Hohenlinden eindringend am 3. von Moreau, der ihm hier einen Hinterhalt gelegt hatte, unter einem furchtbaren Schneegestöber total geschlagen wurde. Die Oesterreicher verloren hier 7—8000 Todte und Verwundete, 12,000 Gefangene und 87 Kanonen. Sie flohen über Salzburg zurück und der erfahrenere Erzherzog Karl übernahm ihr Commando, schloß aber schon am h. Weihnachtstage zu Steyer einen neuen Waffenstillstand, nachdem die fliehende Armee noch einmal an der Salza und Traun ereilt und hart mitgenommen worden war und auch ein kleines österreichisches Heer unter Klenau am 18. bei Nürnberg von Augereau geschlagen worden war.

Durch diese schnelle Wiederkehr der Waffenruhe war ein Unternehmen überflüssig geworden, das gleichwohl unter den schwierigsten Umständen ausgeführt wurde. Macdonald nämlich führte 12,000 Franzosen in der härtesten Winterkälte und im tiefsten Schnee über den Splügen, um die Armee in Italien zu verstärken, die nach des

*) In Regensburg wimmelte es von Pferden aus Schwaben. Die Spießbürger dieser Reichsstadt konnten immer noch nicht begreifen, wie es möglich sey, daß der geweihte und gefeierte Sitz des Reichstags von Franzosen ungestraft sollte gebrandschatzt werden, und die Reichstagsgesandten waren noch so in ihrer alten Etikette vertieft, daß sie die schönen Bürgerfrauen, welche die französischen Offiziere zum Ball führen wollten, nicht duldeten.

**) Kray war durch Hofintriguen entfernt worden, Erzherzog Karl wollte wegen derselben Intriguen gar nicht mehr zur Armee gehen. Die tapfern Soldaten, ihrer hochverehrten Führer beraubt und in der Verpflegung vernachlässigt, wagten zu murren. Kaiser Franz mußte selbst ins Lager gehen, um zu beruhigen. Aber er brachte den verhaßten Grafen Lehrbach mit. Ein Grenzerregiment sollte decimirt werden, doch wurden nur 4 Mann gehenkt und 39 mußten Spießruthen laufen. Am schlechten Zustand der Armee wurde nichts gebessert.

ersten Consuls Abreise Brune befehligte. Der Schnee polsterte die Felsen aus und erleichterte insofern den Uebergang. Aber Schneestürme und Lawinen machten den Weg gefährlich und einmal wurde eine Halbbrigade ganz auseinandergesprengt und hundert Soldaten im Schnee begraben. Nachdem sich Macdonald glücklich mit Brune vereinigt hatte, erstürmten beide die Minciolinie (zu Weihnachten). Da traf die Nachricht vom Waffenstillstand in Deutschland ein und beide Generale schlossen mit dem ihnen gegenüberstehenden österreichischen General Bellegarde auch den ihrigen ab.

Der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sollte nun definitiv zu Luneville abgeschlossen werden, wo Bonapartes Bruder, Joseph, mit Cobenzl eifrig unterhandelte, und kam schon am 9. Februar 1801 zu Stande. Oesterreich behielt in Italien nur das Gebiet von Venedig bis zur Etsch, bekam noch die Bisthümer Trident und Brixen, gab aber Toscana und Modena, so wie die Festung Mantua auf. In Deutschland verlor es den Breisgau, mit dem der Herzog von Modena entschädigt werden sollte, die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal, worüber Bonaparte bald anderweitig verfügte, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau, womit (nebst dem Bisthum Eichstädt) der Großherzog von Toscana entschädigt werden sollte. Im übrigen anerkannte Oesterreich die cisalpinische nebst den übrigen von Frankreich um sich her organisirten Tochterrepubliken. Das deutsche Reich wurde weniger als je beachtet. Oesterreich verlangte nur, daß alle Festungen auf dem rechten Rheinufer von den Franzosen geräumt würden. Bonaparte gab es unter der Bedingung zu, daß sie geschleift würden, damit sie den Deutschen nicht zum Stützpunkt gegen Frankreich dienen könnten. So schleift sie selbst, antwortete Oesterreich, und Bonaparte ließ alle Festungswerke von Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kastel (bei Mainz), Kehl (bei Straßburg), Philippsburg und Altbreisach durch Pulver sprengen.

Bonaparte hatte das Versprechen, der Welt den Frieden zu erobern, durch Beendigung des Landkriegs erfüllt; es blieb nur noch der Seekrieg mit dem unversöhnlichen England übrig. Auf dieses England wälzte er alle Schuld, indem er fortwährend behaup-

tete, er selbst wolle nur den Frieden. Abgesehen von England war ein dauerhafter Frieden auf dem Festlande schon deshalb unmöglich, weil sich Frankreich bereits auf eine unnatürliche Weise ausgedehnt hatte und das Gleichgewicht der Nationen ungebührlich störte. Nothwendig mußte einmal die Zeit kommen, in welcher Deutschland das französische Joch vom Nacken warf und die verlorenen Provinzen wiedernahm, die Zeit, in der Italien sich seiner französischen Peiniger wieder entledigte und Spanien die tiefe Schmach seiner Abhängigkeit von Frankreich empfand und nicht mehr duldete. Bonaparte verlangte zu viel, wenn er einen Frieden unter der Bedingung der französischen Uebermacht wollte, und täuschte sich, wenn er ihn je auf eine längere Dauer für möglich hielt. Auf der andern Seite ist eben so unleugbar, daß England ihm den gewünschten Vorwand geliehen hat, seine unnatürliche Präponderanz auf dem Festlande zu rechtfertigen und immer weiter auf Kosten der übrigen Staaten auszudehnen. England griff nicht nur ihn und seine unmittelbaren Bundesgenossen an, sondern auch neutrale Mächte, theils um sie wirklich seinem Einfluß zu entziehen, theils um sie nur unter diesem Vorwande ihrer Flotten zu berauben und ihren Handel zu zerstören. Bonaparte glaubte nun auch seinerseits, die Neutralen schützen und dem englischen Einfluß entziehen zu müssen, und so wetteiferten beide, England und Frankreich, ihre Krallen nach allen Seiten auszustrecken, um unter dem Schein der Schutzleistung Völker zu berauben und zu unterdrücken. Europa glich in jener Zeit dem todten Stier, um den sich Leopard und Adler zanken, während sie zugleich ihn und sich selbst zerfleischen. Beiden kam es zu Statten, daß Oesterreich bei großer Energie und einem ausdauernd tapfern Volke fast immer nur schlechte Minister und Generale hatte, welche die beste Sache verdarben und die schönsten Mittel vergeudeten; daß Preußen in Passivität verharrte und Rußland sein System beständig wechselte.

Der erste Consul gab seinen Friedensversicherungen dadurch Nachdruck, daß er in Frankreich selbst immer mehr zur allgemeinen Versöhnung der Parteien, zur Hebung des Wohlstandes und zum allgemeinen Glück beitrug. Vor allem andern setzte er seine Unter-

handlungen mit dem Papst fort, um seiner Friedenspolitik die religiöse Weihe zu geben. Nach der Art, wie er sich in Aegypten dem Islam gegenüber verhalten hatte, war man allerdings geneigt, in seiner Sorgfalt für die Kirche nur Heuchelei und politische Berechnung zu sehen. Allein er war Staatsoberhaupt und übte als solches nur eine Pflicht und einen Act der Gerechtigkeit und Weisheit aus, indem er dem französischen Volk dessen alte Kirche und rechtmäßige Priester zurückgab. Er handelte dabei entschieden volksthümlich.

Frankreich hatte 60 constitutionelle Bischöfe. Sie wurden zu einem Nationalconcile in Paris versammelt, um durch ihre Haltung die in Rom gepflogenen Unterhandlungen zu unterstützen. Bonaparte brauchte sie, um den allzu viel fordernden Papst herabzustimmen. Der Mehrheit der constitutionellen Bischöfe selbst war aber sehr daran gelegen, sich mit dem Papst zu vereinbaren und dessen Anerkennung zu erwirken, denn so lange dies nicht geschah, blieben sie beim gläubigen Volk unpopulär. Sie gaben daher dem Papst die dringende Versicherung, sie hätten den Civileid nur geleistet und gegen sein Gebot Bisthümer angenommen, nur um in einer schrecklichen und ganz außergewöhnlichen Zeit die Heerden nicht ganz ohne Hirten zu lassen. Es fehlte jedoch auch nicht an solchen, die dem ersten Consul riethen, sich um den Papst gar nicht zu bekümmern, die französische Kirche als Nationalkirche abzuschließen und beliebige Reformen darin vorzunehmen. Es tauchten Vorschläge auf, auch Reformen in der Lehre vorzunehmen, sich dem Protestantismus zu nähern (etwas wie Deutschkatholicismus). Aber Bonaparte freute sich an solchen Kundgebungen nur, weil sie den Papst einschüchtern und nachgiebiger machen konnten, nachdem er jedoch diesen Zweck erreicht hatte, wies er alle jene auf Emancipation hinauslaufenden Pläne zurück und erklärte, die alte Kirche sey es allein, die beim französischen Volke Ansehen genösse, jede neue werde es entbehren. Die kirchliche Autorität dem Staatsoberhaupt übertragen, sey gegen alle Sitte und gegen alles Gefühl der abendländischen Völker. Die kirchliche Autorität einem Unterthanen anvertrauen, sey eben so mißlich, denn entweder werde sie den Charakter einer

wirklichen Autorität verlieren und Sklavin der Staatsgewalt werden, oder sie werde eine furchtbare Opposition bilden. Nichts sey daher für Frankreich passender, als eine kirchliche Autorität, die von einem fremden unabhängigen Souverain ausgehe, der gleichwohl nicht mächtig genug sey, um die Staatsgewalt in Frankreich zu gefährden.

Während dieser Debatten in Paris unterhandelten Bonapartes Bruder Joseph, der einsichtsvolle Abbé Bernier und Staatsrath Cretet eifrigst in Rom. Pius VII. verkannte nicht, wie sehr der erste Consul um die Kirche sich verdient mache, und wie unmöglich es sey, Rechte zu reclamiren, die einmal unwiederbringlich verloren waren, z. B. auf das französische Kirchengut. Er war also zum Entgegenkommen geneigt, wollte aber auch nicht durch freiwillige Zustimmung Räubereien und Rechtsverletzungen sanctioniren, welche sich die Kirche wohl von der äußern Gewalt gefallen lassen, die sie aber nimmer gutheißen kann. Als äußeres Zeichen, daß man das Recht wiederherstellen wolle, verlangte der Papst die Wiedervereinigung der Legationen (Bologna, Ferrara) mit dem Kirchenstaate, dem sie entrissen worden waren. Dem widersprach Bonaparte und gab dadurch zu erkennen, daß er den weltlichen Besitz des Papstes nicht in gleichem Grade achte, wie dessen geistliche Autorität, und mehr noch, daß *er* es sey, der dem Papst eine Gnade bewillige und daher auch die Bedingungen vorzuschreiben habe. Das fiel dem Papst sehr hart und er wollte sich in die Unzugänglichkeit seiner Würde, in dieselbe Passivität, wie sein Vorgänger in den letzten Jahren, zurückziehen. Aber den Bemühungen des Cardinal *Consalvi* gelang es, indem er nach Paris ging, zuerst Bonaparte und dann in Rom selbst den Papst zu weiterer Nachgiebigkeit zu bewegen und endlich ein *Concordat* zu Stande zu bringen, 15. Juli 1801. Man darf dabei nicht vergessen, daß Pius schon ursprünglich durch den Einfluß französischer Cardinäle zum Papst gewählt worden war und daß Spanien auf Frankreichs Seite stand.

Im Concordat wurde anerkannt, daß die Religion der Mehrheit der Franzosen die katholische sey. Als ausschließliche Staatskirche

wollte sie Bonaparte nicht erklärt wissen. Auch behielt er sich das Recht vor, daß keine päpstlichen Erlasse ohne seine Einwilligung in Frankreich verbreitet werden sollten. Frankreich wurde auf neue Art in zehn Erzbisthümer und 50 Bisthümer eingetheilt. Dadurch verloren alle bisherigen Bischöfe, sowohl die alten vertriebenen, die den Civileid nicht geleistet, als die constitutionellen, die an ihre Stelle getreten waren, ihre Sitze. Die ersteren konnten nach canonischem Rechte ihre Sitze nie verlieren, ihr bischöflicher Charakter blieb unzerstörlich, aber der Papst übernahm es, sie zur freiwilligen Entsagung zu bewegen, und die meisten leisteten ihm Folge; nur die in England sich aufhaltenden ließen sich durch englischen Einfluß zum Widerstande aufreizen. Die constitutionellen Bischöfe übernahm der erste Consul zu gleicher Hingebung zu bestimmen und machte mit den wenigen, die sich weigerten, kurzen Proceß. Die neuen Bischöfe und Pfarrer wurden vom Staate besoldet. Das Kirchengut blieb denen, die es als Privatgut gekauft hatten, und der Papst, ohne den Kauf anzuerkennen, gelobte nur, die Eigenthümer in ihrem Besitz nicht stören zu wollen. Die Sonntagsfeier wurde wiederhergestellt, doch blieben die Decaden des republikanischen Kalenders für weltliche Dinge noch in offiziellem Gebrauch, bis auch sie im Jahre 1802 abgeschafft wurden und die christliche Zeitrechnung in ihr altes Recht eintrat. Der Papst setzte den Namen Napoleon (eines wenig bekannten Heiligen) in den Kalender (15. August) und ernannte den Cardinal Caprara zu seinem Legaten für Frankreich und den Oheim Bonapartes, Abbate Fesch, der Erzbischof von Lyon geworden war, zum Cardinal. Talleyrand, den der erste Consul gleich nach dem 18. Brumaire zum Minister des Auswärtigen gemacht und der längst seiner geistlichen Würde entsagt hatte, wurde jetzt vom Papst der Excommunication enthoben und als ein lieber Sohn in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen*). Die feierliche Verkündigung und Einweihung des Concordats erfolgte

*) Er heirathete bald darauf eine Madame Grand, die er ihrem Manne abkaufte.

erst am Osterfest 1802. Bonaparte fuhr zur Kirche Notre Dame in einem altköniglichen Staatswagen in größtem Pomp, umgeben von allen Civil- und Militärautoritäten und erzwang die anständigste Ruhe, obgleich man ihm gedroht hatte, es werde an Spöttereien und kleinen Demonstrationen nicht fehlen. General Delmas allein war so dreist auf die Frage: wie ihm die Ceremonie gefallen habe? dem ersten Consul zu antworten: „es war eine schöne Capucinade, zu der nur eine Million Menschen fehlte, welche das zerstört haben, was Sie wieder aufrichten.“ Richtiger faßte Herr von Chateaubriand, ein Royalist, die Sachlage auf, indem er in einer Schrift, die das größte Aufsehen erregte, „Génie du christianisme,“ zum erstenmal das den „Gebildeten“ gänzlich abhanden gekommene, nur noch im gemeinen Volke lebende christliche Bewußtseyn auch wieder in den höheren Classen weckte. Nicht unmerkwürdig ist in jener Zeit auch ein Versuch gewesen, von Frankreich aus dem Katholicismus in Deutschland mehr Schwung zu geben. Bonaparte erlaubte zum erstenmal 1802 wieder die berühmte große Procession zu Echternach bei Trier, die unter Joseph II. verboten worden war, und bei diesem Anlaß machte der französische Klerus dem deutschen Vorwürfe, in falscher Aufklärung die Revolution vielmehr begünstigt als bekämpft zu haben*).

Auch gegen den emigrirten alten Adel zeigte sich der erste Consul immer großmüthiger, um auch in dieser Beziehung die Wunden Frankreichs zu heilen und um alte berühmte Namen für seinen Dienst zu gewinnen. Schon am 30. October 1800 ließ er von der großen Liste der Emigranten, deren Güter confiscirt und denen, wenn sie je zurückkehrten, der Tod gedroht war, alle Kinder, Frauen, Diener, Priester und selbst alle Edelleute streichen, die nicht unter den verbannten Bourbons Aemter angenommen und nicht die Waffen gegen ihr Vaterland geführt hatten. Ihnen allen wurde freie Rückkehr gewährt. Durch die Geneigtheit, die Bonaparte sowohl der Kirche wie der Emigration erwies, ließ Ludwig XVIII. sich

*) Allg. Zeitung 1802. Nr. 345.

dermaßen täuschen, daß er im Laufe des Jahres 1800 zweimal an ihn schrieb, ihm für alles dankte, was derselbe für Frankreich gethan habe, und sich der Hoffnung hingab, sofern nun einmal der Weg der Restauration beschritten sey, werde das letzte Ziel derselben auch kein anderes als die Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie seyn können. „Herr Bonaparte wolle sich desfalls unbegrenzter Dankbarkeit versichert halten und sich die Stelle selber wählen, die er künftig unter den Bourbons in Frankreich einzunehmen wünsche.“ Das erstemal antwortete Bonaparte gar nicht, aber auf das zweite Schreiben erwiderte er unterm 7. Sept. 1800: „Ich habe Ihren Brief erhalten, mein Herr. Ich danke Ihnen für die Höflichkeiten, die Sie mir sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen. Sie würden über eine halbe Million Leichen schreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs; die Geschichte wird es Ihnen anrechnen. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie; ich werde mit Vergnügen dazu beitragen, Ihre Zurückgezogenheit angenehm und ruhig zu machen.“

Noch nicht fünf Wochen später wurde eine jakobinische Verschwörung gegen den ersten Consul entdeckt. Ein gewisser Arena, ehemals Mitglied der Fünfhundert, konnte nicht verschmerzen, daß er am 18. Brumaire hatte aus dem Fenster springen müssen, und entwarf mit dem Bildhauer Carachi und einigen Andern einen Plan, Bonaparte in der Oper zu erdolchen; sie befanden sich aber, ohne es zu ahnen, unter falschen Brüdern, die der schlaue Fouché ihnen zugesellt hatte, und wurden vor der That verhaftet. Im Dezember 1800 entspann sich aber eine weit gefährlichere royalistische Verschwörung. Seitdem die Royalisten wußten, der erste Consul werde die ihm zugedachte Rolle eines Monk nicht spielen, sondern Frankreich auf eigene Rechnung zu regieren fortfahren, erbitterten sie sich gegen ihn. Unter der Oberleitung Georges Cadoudals, der englisches Geld vollauf hatte, begab sich ein ehemaliger Marineoffizier St. Rejant mit zwei Genossen, Carbon und Limoëlan, heimlich nach Paris und verfertigte dort die s. g. Höllenmaschine, um

damit den ersten Consul zu tödten. Die Maschine bestand einfach in einem mit Kartätschenkugeln geladenen Pulverfasse. Die Verschworenen wählten den Weihnachtsabend zur Ausführung der Frevelthat. Sie wußten, der erste Consul werde an diesem Abend in die Oper fahren, um Haydns berühmtes Oratorium „die Schöpfung" zu hören. Sie wußten, er fahre gewöhnlich durch die Straße St. Nicaise, und nun stellten sie ihr Faß auf einen Karren, spannten ein Pferd an und führten es bis zur engsten Stelle jener Straße, um es im Augenblick anzuzünden, in welchem der consularische Wagen vorbeiführe. Nur St. Rejant blieb da, um das Pulver zu entzünden, und beging noch die Grausamkeit, mittlerweile das Pferd von einem fünfzehnjährigen Mädchen halten zu lassen. Sobald er den Wagen kommen hörte, legte er die Lunte an und floh. Aber sie brannte etwas zu langsam ab und der zufällig betrunkene Kutscher des ersten Consuls fuhr so rasch, daß der Wagen schon vorbei und durch eine Umbiegung der Straße gedeckt war, als das Pulver explodirte. Das Mädchen, das Pferd und die nächsten Häuser und Personen flogen in die Luft. Am Wagen Bonapartes zersprangen nur die Fenster. Niemand ahnte, von welcher Seite dieser Mordanschlag geführt worden sey. Nach dem Vorgang Arenas und Carachis hielt man die Jakobiner für die Schuldigen und der erste Consul beschloß, ein Exempel zu statuiren. Schon am 6. Januar 1801 ließ er 130 verdächtige Exjakobiner, alte Conventsmitglieder, Communalbeamte, Septembermörder und dergl., worunter nur Rossignol einigermaßen namhaft war, deportiren und am 31. Arena, Carachi und zwei Mitschuldige hinrichten. Inzwischen hatte Fouché die wahren Verfertiger der Höllenmaschine entdeckt. Limoëlan entkam, die beiden andern aber wurden verhaftet und enthauptet. Gleichwohl bewirkte das keine Zurücknahme jener Deportation der unschuldigen Jakobiner. Der erste Consul glaubte sich jedenfalls gefährlicher Menschen entledigt zu haben. Auch in der Milde gegen die Emigrirten änderte sich nichts, weil Bonaparte in jedem, der öffentlich nach Frankreich zurückkehrte, einen von den Bourbons Abgefallenen erkannte. Er ließ daher durch Senatsbeschluß vom 29. April 1802 auch noch diejenigen Emigrir-

begnadigen, die gegen Frankreich die Waffen geführt hatten, mit einziger Ausnahme der Anführer.

England hatte die entsetzliche Verwirrung auf dem Festlande nur benutzt, um im Trüben zu fischen. Nachdem es den größten Theil der französischen, spanischen, holländischen und neapolitanischen Flotten zerstört oder geraubt hatte, suchte es auch mit den friedlichsten Staaten Händel, um über ihre Flotten herzufallen. Diesen muthwilligen Herausforderungen war schon seit einigen Jahren Dänemark und Schweden ausgesetzt, wie wenig sich auch Dänemark in die europäischen Händel gemischt und wie feurig auch Schweden für die Rechte derselben Bourbonen aufgetreten war, welche England beschützte. Die Engländer maßten sich an, alle Kauffahrteischiffe mit neutraler Flagge auf offener See zu untersuchen, ob sie nicht Waffen oder Vorräthe für Frankreich und seine Bundesgenossen führen, und in diesem Falle sie als gute Prise zu erklären. Man duldete das aus Ohnmacht und weil es möglich war, daß Englands Feinde sich neutraler Flaggen bedienten, um unter deren Schutz ihre Transporte zur See zu decken. Um aber ihre Handelsschiffe sicher zu stellen, begannen Dänemark und Schweden im Jahre 1798 ihre werthvollern Kauffahrteischiffe von Kriegsschiffen begleiten zu lassen. Da dehnten die Engländer ihr angemaßtes Untersuchungsrecht gegen alles Herkommen auch auf die Kriegsschiffe aus, und als Dänemark sich beschwerte, fuhr eine starke englische Flotte durch den Sund, legte sich vor Copenhagen und zwang die Dänen, sich zu fügen, 25. August 1800.

Im Sommer 1800 nahmen die Engländer Malta weg, obgleich Bonaparte es dem Kaiser von Rußland abgetreten und dieser sich zum Großmeister des Malteserordens erklärt hatte. Paul I. gerieth in den heftigsten Zorn und ließ auf alle englischen Schiffe in russischen Häfen Beschlag legen. Zugleich streckte er seine schützenden Arme über Schweden und Dänemark aus und gab mit ihnen gemeinschaftlich am 16. Dezember eine feierliche Erklärung ab, derzufolge wieder wie zur Zeit seiner Mutter das Recht der Neutralen zur See aus allen Kräften gewahrt und die englischen Visitationen

untersagt und mit Gewalt verhindert werden sollten. Schweden hatte noch einen besondern Grund zur Erbitterung gegen England, da es englische Kriegsschiffe am 5. Septbr. gewagt hatten, unter der verrätherisch aufgesteckten schwedischen Flagge als angeblich neutrale Fahrzeuge in den Hafen von Barcellona einzulaufen und mitten aus demselben heraus zwei reich beladene spanische Fregatten zu rauben. Auch Preußen schloß sich der Erklärung an, weil es kurz vorher gleichfalls von England beleidigt worden war. Ein englisches Kriegsschiff hatte nämlich einen preußischen Kauffahrer weggenommen, war mit demselben durch Sturm nach Hamburg getrieben worden und sollte nun das geraubte Schiff an Preußen ausliefern. Aber der Hamburger Senat hatte viel zu große Angst vor den Engländern, kaufte das geraubte Schiff den frechen Britten erst ab und stellte es den Preußen wieder zu.

Sobald die Engländer erfuhren, daß Kaiser Paul im Frühjahr Schiffe ausrüsten ließ, beschlossen sie ihm zuvorzukommen und schickten eine beträchtliche Flotte unter dem Admiral Parker, bei dem sich auch Nelson befand, abermals durch den Sund. Diese engen Gewässer vermag keine Flotte zu passiren, wenn sie zugleich vom dänischen und schwedischen Ufer aus beschossen wird. Die Dänen schossen auch aufs heftigste von der Feste Kronberg aus, aber die Schweden thaten nichts, aus Furcht vor der Rache der Engländer, oder weil sie bestochen waren. Am 2. April 1801 erschien die englische Flotte vor Copenhagen, und während Parker in Reserve blieb, griff Nelson die im Hafen liegende dänische Flotte auf dieselbe Art an, wie früher die französische bei Abukir, indem er zwischen ihr und dem Hafen sich einzwängte. Auch hier scheiterten drei seiner Schiffe, aber mit den übrigen erreichte er seinen Zweck. Die Dänen wehrten sich aufs heldenmüthigste und ihr Admiral Lassen wich nicht eher, bis seine Schiffe brannten. Er rettete sich ans Land. Die festliegenden dänischen Blockschiffe wurden alle von den Engländern zerstört, ebenso ein Theil der Linienschiffe, aber auch sechs Linienschiffe Nelsons waren fast ganz zerstört. Man unterhandelte nun.

Die Dänen sollten sich vom nordischen Bunde lossagen, weigerten sich aber. Es kam nur zu einem Waffenstillstande.

Mitten unter den Unterhandlungen verbreitete sich die Nachricht, Kaiser Paul I. sey ermordet worden. Das war für die Engländer noch ein viel größerer Vortheil als die Zerstörung der dänischen Flotte, denn der energische und tödtlich gegen sie erbitterte Paul würde im Bunde mit dem ersten Consul das ganze Festland gegen sie gewaffnet haben. Bonaparte kündigte den Tod des Kaisers im Moniteur mit den wenigen Worten an: „Kaiser Paul I. ist in der Nacht vom 24. auf den 25. März gestorben; am 31. fuhr das englische Geschwader durch den Sund. Die Geschichte wird uns sagen, wie diese beiden Ereignisse zusammenhängen können.“ Die Geschichte sagt es, der Schleier des Geheimnisses ist vollständig von der blutigen Schreckensnacht in St. Petersburg hinweggezogen worden. Kaiser Paul war von äußerst jähzornigem Charakter und übereilt, machte jedoch gewöhnlich seine Härte wieder gut, denn er war voll Adel des Gemüths und Gerechtigkeitsgefühl. Die letzten Ereignisse hatten ihn verbittert. Die nächste Umgebung sah sich seinen bösen Launen ausgesetzt und mancher wußte nicht, wenn er Morgens aufstand, ob er Abends nicht auf dem Weg nach Sibirien seyn würde. Man hat sogar behauptet, des Kaisers Gemahlin und Söhne selber seyen nicht sicher geblieben und seine Zornwuth habe in den letzten Tagen einen gefährlichen Charakter angenommen. Hierin dürfte wohl viel übertrieben worden seyn, um die Missethat an ihm zu beschönigen. Mehr Erwägung verdient, daß ein Krieg mit England niemals im Interesse der russischen Großen liegen konnte, weil sie als Grundbesitzer ihre Rohprodukte, ihre unermeßlichen Getreidevorräthe, ihr Holz, Leder, Talg ꝛc. hauptsächlich auf dem Seeweg und an England selbst verkauften. Zudem hingen viele russische Staatsmänner und Generale noch der früheren Politik Katharinas II. und den Sympathien Suwarows an, die durch die gastliche Aufnahme der vertriebenen Bourbonen in Rußland nur erhöht worden waren. Frankreich war noch immer eine Republik, Bonaparte nicht viel mehr als ein Plebejer. Die stolzen Aristokraten Rußlands dachten in dieser Beziehung nicht

anders, wie die englischen und österreichischen. Die plötzliche Umkehrung der russischen Politik vom Bunde mit England zum Bunde mit Frankreich mußte daher viele Gegner finden. Daß die Engländer selbst nicht müßig waren, ließ sich erwarten. Der englische Gesandte in St. Petersburg, Lord Withworth, stand in naher Verbindung mit der Familie Subow, die vom Kaiser in einem Anfalle von Wuth nach Sibirien geschickt, bald aber wieder zurückgerufen und mit Ehren und Gnaden überschüttet worden war. Eine Frau von Gerebsow, Schwester der Subows, vereinigte in ihrem Salon alle Personen, denen der Kaiser wegen seiner tyrannischen Launen oder wegen seiner Verbindung mit Frankreich verhaßt war, und der englische Gesandte wohnte häufig ihren Zirkeln bei. Zu den entschiedensten Gegnern des Kaisers zählte die unter seiner Mutter einst mächtigste, jetzt zurückgesetzte Familie Orlow, der für das englische Interesse eingenommene General Bennigsen (ein Hannoveraner) und der Gouverneur der Hauptstadt, General Pahlen, des Kaisers Günstling und rechte Hand, den wohl nur Staatsgründe zu so großer Undankbarkeit verleiten konnten. Man beschuldigte Pahlen, er sey es gewesen, der dem Kaiser einen völlig ungegründeten Verdacht gegen seine Gemahlin und gegen seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, eingeflößt habe, um ihn in Zorn zu versetzen und im Zorn zu Vorsätzen und Befehlen zu verleiten, die er dann wieder benutzte, um den jungen Großfürsten in die tödtlichste Angst vor seinem Vater zu versetzen und zu allem zu vermögen, was er mit ihm bezweckte. Nur um seine Mutter und sich selbst vor den Gefahren zu retten, die ihm Pahlen vorspiegelte, willigte Alexander ein, die Verschworenen nicht zu verrathen, noch zu hindern, als ihm eröffnet wurde, es gelte, seinen Vater durch Entfernung vom Thron unschädlich zu machen. Daß es auf einen Mord abgesehen sey, konnte er nicht ahnen.

Alles war vorbereitet. Am 23. März um 11 Uhr des Nachts drang Fürst Subow in das Schlafgemach des Kaisers und erklärte ihm, er verhafte ihn im Namen seines Sohnes Alexander. Paul zog den Degen, nun stürzten aber die übrigen Verschworenen hinter Subow hervor und entwaffneten den Kaiser, ihren Herrn, der sich

aus Leibeskräften wehrte, bis Bennigsen ihn mit einer Schärpe erdrosselte. Noch in derselben Nacht wurde Alexander zum Kaiser ausgerufen. Das Volk gehorchte stumm. Der neue Kaiser wagte nicht, die Mörder zu bestrafen. Nur vor Pahlen zog er sich zurück, die Subows aber blieben in seiner Gunst, und es scheint, der Adel wußte ihn vollständig über die materiellen Interessen der russischen Landbesitzer zu belehren, denn schon am 18. Mai wurden die englischen Schiffe, auf die sein Vater hatte Beschlag legen lassen, frei gegeben und am 17. Juni gab Rußland durch einen feierlichen Vertrag mit England die Ansprüche des nordischen Bundes und die Rechte der Neutralen auf. England behielt das Untersuchungsrecht und hatte vollständig triumphirt. Man erkennt hieraus, daß England in der Gewaltthätigkeit, im Mitfüßentreten fremder Rechte durchaus nicht hinter Frankreich zurückstand und wenigstens nicht befugt war, sich für den Vorkämpfer des guten alten Rechts auszugeben. Bei alledem lag in der Energie der Engländer etwas Großartiges im Vergleich zu den Schwächen und Schwankungen der übrigen Feinde Frankreichs. Damals setzte Pitt durch Drohungen und Bestechungen durch, daß Irland sein besonderes Parlament verlor, indem es sich mit dem englischen in London vereinigen mußte, 2. Juli 1801.

Bonaparte war nicht wenig frappirt durch die Kühnheit und das Glück Englands und beeilte sich, seinen Liebling Duroc, der früher in Berlin so viel ausgerichtet, nun auch nach St. Petersburg zu schicken, um den jungen Kaiser zu gewinnen und von England abzuziehen. Das kostete aber viel. Der erste Consul entschloß sich zu großen Opfern und bewilligte in einem Vertrage vom 11. October die Unabhängigkeit Neapels. Die ionischen Inseln sollten ein Freistaat werden. Bei den Säcularisationen und Entschädigungen in Deutschland sollten Rußland und Frankreich zusammenwirken und insbesondere Bayern, Württemberg und Baden, deren Fürsten mit dem Kaiser verwandt waren, begünstigen. Alexander konnte sich diesen nur ihm günstigen Vertrag gefallen lassen, ohne deshalb seine Verbindungen mit England abzubrechen. Nie hat Bonaparte einen ungünstigeren Vertrag geschlossen. Er wollte offenbar nur Zeit ge-

winnen und das englische Feuer an der Newa ein wenig dämpfen. Alexander war von dem Waadtländer Laharpe in der liberalen Humanitätsschwärmerei des Jahrhunderts erzogen worden, sein Liebling war der junge als Geißel in Petersburg lebende Pole Adam Czartoryski. Schon unter der alten Katharina und noch mehr unter seinem Vater zurückgesetzt, gedrückt, bedroht, wollte Alexander den Thron nicht bestiegen haben, um sich von den Mördern seines Vaters hofmeistern zu lassen, und wenn er auch dem mächtigen Adel in der Sache nachgab, so strebte er sich doch von den ihm lästigen Personen loszumachen. Das erforschte Duroc, und darauf ließ sich immerhin von Seiten des ersten Consuls eine Politik gründen, der die Hoffnung nicht ganz fehlte, den jungen Kaiser einmal näher zu Frankreich heranzuziehen.

Unterdeß sammelte Bonaparte eine Flotte zu Boulogne, ließ die England gegenüberliegende Küste in bessern Vertheidigungsstand setzen und drohte mit einer Landung in England. Frankreich brach darüber in Jubel aus und brachte eine Menge patriotische Opfer, um die Flotte auszurüsten. Da wurde Nelson abgeschickt, die Boulogner Flotte im Werden zu vernichten; aber zweimal, am 3. August, und als er mit Verstärkungen wiederkam, am 14. und 15., wurde er mit Verlust von 8 Schiffen durch das fürchterliche Feuer der französischen Batterien zurückgeschreckt. Das war aber auch der letzte Ausbruch des englischen Zorns. Schon im Frühjahr hatte Pitt das Ministerium an den versöhnlicheren Addington abgetreten, und nachdem die Zerstörung der dänischen Flotte und Sprengung des nordischen Bundes gelungen war, und andrerseits die europäischen Mächte sämmtlich zur Erhaltung des Friedens geneigt waren, so trat auch für England der Moment ein, in welchem die Friedenspartei die Oberhand gewann. In der That hatte England bereits alles erreicht, was es irgend verlangen konnte, die Vernichtung aller mit der seinigen rivalisirenden Marinen und die Eroberung der reichsten Colonien. Von jetzt an bedurfte es der großen Kriegsanstrengungen nicht mehr und konnte ungleich mehr im Frieden durch Wiedereröffnung der bisher gehemmten Handelswege gewinnen. Man

entschloß sich daher in London, am 1. October zu Amiens mit Frankreich zu unterhandeln.

Bei der außerordentlichen Zähigkeit der Engländer und der stolzen Zuversicht Bonapartes war eine Ausgleichung zu treffen überaus schwierig. Auch wäre sie nie zu Stande gekommen, wenn nicht Addington weit mehr nachgegeben hätte, als der englische Egoismus erlaubte, weshalb er auch mit den schwersten Vorwürfen überhäuft wurde und der Friede selbst unmöglich von langer Dauer bleiben konnte. Addington ließ sich von einem Gerechtigkeitsgefühl beschleichen, das ganz und gar nicht im Charakter der englischen Politik lag und ihm als Schwäche, ja als Verrath angerechnet wurde. Einmal gab er außer der spanischen Insel Trinidad und dem holländischen Ceylon alle eroberten Colonien wieder heraus, versprach die Räumung Aegyptens, das dem Sultan, und der Insel Malta, die dem Orden zurückgegeben werden sollte, und anerkannte alle durch Bonaparte verrückten Territorialveränderungen auf dem Festland an. Sodann setzte er auch nicht einmal einen Handelsvertrag durch, der geeignet gewesen wäre, die von Bonaparte mit großen Opfern unterstützte französische Industrie zum Vortheil der englischen zu ruiniren. Dagegen erlangte er von Bonaparte nichts als die Räumung Neapels von französischen Truppen. Das war der berühmte am 25. März 1802 abgeschlossene Frieden von Amiens. So wenig er den Engländern gefiel, wurde er doch eine Zeitlang gehalten. Pitt selbst wollte erst die daraus für England erwachsenden Nachtheile allen Engländern zum Bewußtseyn kommen lassen und neue Ausbrüche französischen Uebermuthes abwarten, um dann mit desto lauterem Beifall aufs neue das Zeichen zum Kriege zu geben.

Die ganz unerwartete Nachgiebigkeit Englands hatte einen geheimen Grund in der Furcht vor einer Landung der Franzosen in England, die man Bonapartes Kühnheit unbedenklich zutraute. Aber das Ministerium durfte es der Nation nicht eingestehen.

Preußen hatte während der Wirren, die der nordische Bund veranlaßte, Hannover besetzt, sogar mit Zustimmung Englands, welches die Preußen dort lieber sah als die Franzosen. Nach dem

Frieden von Amiens mußten die Preußen Hannover wieder verlassen, was dem Ministerium in Berlin zu nicht geringem Verdruß gereichte.

Bonaparte feierte in diesem Frieden mit England einen großen moralischen Triumph, wodurch er sich hätte bewegen lassen sollen, seinerseits nur das einmal Gewonnene zu erhalten und durch Mäßigung und strenge Rechtlichkeit die Unterworfenen zu versöhnen und den Nachbarn Vertrauen einzuflößen. Das that er aber nicht, sondern griff mit List und Gewalt immer weiter um sich.

Der erste Consul hatte Italien beständig im Auge behalten. Dort den französischen Einfluß fest zu gründen und noch weitere Erwerbungen zu machen, war auch nach dem Frieden von Luneville beständig seine Absicht; anfangs jedoch zügelte er sich in der Verfolgung dieser Plane, indem er Rücksicht auf Rußland nahm, dessen Freundschaft ihm zunächst ungleich mehr werth war. Sein gutes Einvernehmen mit dem Papste benützend, schickte er Murat im Beginn des Jahres 1801 mit nur 15,000 Mann, die aber die ganze Macht Frankreichs hinter sich hatten, in den Kirchenstaat, ließ ihn Ancona besetzen, die Neapolitaner aus Rom vertreiben und diese heilige Stadt dem Papst wieder zum ausschließlichen Eigenthum übergeben. Murat würde weitere Schritte gegen Neapel gethan und zu diesem Behufe Verstärkungen an sich gezogen haben, wenn nicht Kaiser Paul ins Mittel getreten wäre. Die Königin Karoline von Neapel war mitten im Winter nach St. Petersburg gereist, um seine gütige Verwendung nachzusuchen, da Oesterreich ihr nicht mehr helfen konnte. Der ritterliche Kaiser säumte nicht, ihren Wunsch zu erfüllen, und Bonaparte willigte nur aus Gefälligkeit für ihn in die Schonung Neapels ein, von dem er schon so oft herausgefordert und im Rücken angegriffen worden war. Er verlangte jedoch Garantien gegen den englischen Einfluß, was Kaiser Paul aus Haß gegen die Engländer nur billigte. In einem am 28. März 1801 zu Florenz abgeschlossenen Frieden trat Neapel an Frankreich das Vorgebirge Piombino und die Insel Elba ab, damit sich die Engländer hier nicht einnisten könnten, und duldete, daß 10,000 Franzosen unter Soult Tarent bis zum künftigen Frieden mit England besetzten, um

auch hier die Engländer abhalten zu können, mit dem Nebenzweck, sie, wenn es die Umstände erlaubten, nach Aegypten zu schicken, das damals noch von den Franzosen besetzt war.

Der unterwürfigste Verbündete Frankreichs war immer noch Spanien. Allein es wollte nun auch einmal seine Gefälligkeit erwiedert sehen. Die Königin, selber eine Schwester des regierenden Herzogs von Parma, hatte ihre Tochter Marie Louise mit dem Sohne desselben, Ludwig, vermählt. Es war ihr Lieblingskind, und als sie sah, daß Bonaparte in Italien schalten und walten könne, wie er wolle, lag sie ihm an, das Herzogthum Parma zu vergrößern. Dem ersten Consul war zu viel am Beistand Spaniens gelegen, als daß er diese Bitte hätte abschlagen können. Er bot ihr also für das kleine Parma das ungleich größere und reichere Toscana an, in dessen Besitz der Prinz von Parma den Titel eines Königs von Hetrurien annehmen sollte. Für diese Gunst aber verlangte er von Spanien die Abtretung der Colonie Louisiana in Nordamerika, die ihm zum Ersatz für St. Domingo und Aegypten dienen sollte, und Zwangsmaaßregeln gegen Portugal, um es vom Bund mit England abzuziehen. Beides wurde ihm zugestanden. Eine spanische Armee rückte in Portugal ein, obgleich der König dieses Landes Schwiegersohn des spanischen war, und ließ sich die Provinz Olivenza abtreten. Bonaparte fand aber ihr Verfahren nicht energisch genug und schickte auch noch eine französische Armee gegen Portugal, welches dieselbe nicht abwartete, sondern am 29. Sept. 1801 einwilligte, den Engländern alle Häfen zu verschließen, an Frankreich einen Theil des portugiesischen Guiana abzutreten und 20 Millionen zu zahlen. Das war die in Aegypten beschlossene Rache.

Es fiel nicht wenig auf, daß Bonaparte einen Prinzen des Hauses Bourbon, den Herzog von Parma, zum König von Hetrurien erhob. Als ob er die strengen Republikaner ein wenig hätte ärgern wollen, empfing er sogar den neuen König und seine Gemahlin, die es jedoch vorgezogen hatten, nur unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Livorno zu erscheinen, in Paris und gab ihnen Feste. Allein er that es nur, um sich dadurch die Königin von

Spanien zu verpflichten, und er hatte sich für seine Gefälligkeit durch die Zusicherung von Parma entschädigt. Als der alte Herzog von Parma im October 1802 starb, annullirte Bonaparte dessen Testament, nach dem seine Gemahlin, die österreichische Erzherzogin Amalie, hätte fortregieren sollen, trieb die unglückliche Amalie aus dem Lande und raubte ihr sogar ihr ganzes bewegliches Vermögen und ihre Juwelen unter dem Vorwand, sie gehörten zum Staatsschatz. Er selbst schlug diesen Raub im Moniteur zu 2 Millionen an Juwelen, 112 Pfund Gold und 225,000 Unzen Silber an. Spanien hatte kein Interesse, sich für die Wittwe zu verwenden, wenn nur dem jungen Prinzen Hetrurien blieb, und Oesterreich war zu schwach, Einsprache zu thun. Uebrigens wollte der erste Consul Parma an Spanien abtreten, wenn er dafür Florida, die reiche Halbinsel Nordamerikas in der Nähe von St. Domingo, erhielte.

Eben so gewaltthätig riß Bonaparte Piemont an sich. Dem längst vertriebenen König von Sardinien war zwar immer noch sein Anspruch geblieben und aus Rücksicht auf den Kaiser Paul hatte Bonaparte denselben anerkannt. Kaum aber erfuhr er des Kaisers Tod, als er auch die Einverleibung Piemonts in die französische Republik befahl und das Decret arglistig vom 2. April 1801 als von einem Tage datirte, an welchem er den Tod des Kaisers noch nicht hatte wissen können. Damit hoffte er Pauls Nachfolger, Alexander, zu täuschen. Karl Emanuel, dessen fromme Gemahlin gestorben war, wollte nichts mehr von den Ehren dieser Welt wissen, entsagte freiwillig einem Thron, den er nicht mehr besaß, am 4. Juni 1802 und überließ den Anspruch darauf seinem Bruder Victor Emanuel. In Turin hauste der aus Aegypten zurückgekehrte Menou als französischer Statthalter wie ein Pascha und machte sich allgemein verhaßt. Die thatsächliche Vereinigung mit Frankreich erfolgte erst am 4. September.

Nun blieb Bonaparte noch übrig, auch der cisalpinischen Republik den letzten Schein von Unabhängigkeit zu nehmen. Sein Gesandter Petiet in Mailand und die bestochenen Häupter der Republik leiteten auf seinen Befehl alles ein. Eine große Consulta

von 450 Deputirten sollte sich nicht etwa in Mailand, sondern in Lyon versammeln, um hier über eine Aenderung der cisalpinischen Verfassung zu berathen, also nicht blos unter französischem Einfluß, sondern sogar auf französischem Boden. Die Gewählten kamen wirklich, die meisten schon im Voraus gewonnen. War auch noch der eine oder andere Ehrenmann unter ihnen, der die Lombardei nicht blindlings an Frankreich verkaufen wollte, so fehlte ihm doch in Lyon jegliche Unterstützung. Hier herrschte nur der Wille Bonapartes, ausgesprochen durch seinen Minister Talleyrand und den Deputirten vermittelt durch den Präsidenten Sommariva und durch den cisalpinischen Minister des Auswärtigen, Marescalchi. Am 11. Januar 1802 kam der erste Consul selbst nach Lyon und wurde hier von den Einwohnern, die längst eine Vorliebe für ihn hatten und denen er bei jeder Gelegenheit gnädig gewesen war, mit Begeisterung empfangen. Ein großer Theil der Lombarden stimmte in diesen Wonnetaumel ein, und die Consulta spielte nun die verabredete Comödie mit einem theatralischen Feuer durch, das selbst die Franzosen beschämte. In einer Anrede voll Schwulst und kriechender Schmeichelei erflehten sie von Bonaparte die Gnade, er als der Würdigste möge, wie er erster Consul der französischen Republik sey, nun auch Präsident der cisalpinischen werden, was er denn auch huldreich genehmigte, 26. Januar. Seine Antwort war ein rücksichtsloser Ausdruck der Menschenverachtung, zu der er freilich berechtigt erschien. „Ich habe, sagte er, unter euch niemanden gefunden, der die Würde eines Präsidenten eurer Republik verdient hätte." Sie bewiesen die Wahrheit seiner Worte, indem sie stürmischen Beifall klatschten. Er ernannte Melzi zum Präsidenten der Regierung in Mailand und Prina zum Finanzminister, der jährlich eine beträchtliche Summe an den ersten Consul abliefern mußte, aber die Lombarden durch den Glanz neuer Prachtbauten täuschte. Damals befahl er die Vollendung des herrlichen Mailänder Domes. Nicht unwichtig war die gleichzeitige Weglassung des cisalpinischen Namens, an dessen Stelle der Name „italienische Republik" trat. Damit war ausgesprochen, daß sich die gedachte Republik vielleicht einmal über ganz

Italien ausdehnen werde. Bonaparte suchte dadurch diejenige Partei zu gewinnen, die eine Einheit von ganz Italien erstrebte.

Unerschöpflich an Mitteln, auch im Frieden Eroberungen zu machen, traf Bonaparte eine seiner genialsten Maaßregeln in Bezug auf die Schweiz. Es kam ihm darauf an, dieses Bollwerk gegen Italien und Deutschland auf eine zwanglose Weise zu besitzen. Frankreich sollte nicht, wie bisher, die unpopuläre jakokobinische Minderheit schützen, sondern wie zur Zeit Ludwigs XIV. die Altschweizer, die föderalistische und aristokratische Mehrheit für sich gewinnen. Er duldete daher, daß die letztere Partei in die Regierung der helvetischen Republik eintrat, und daß sogar Reding, der tapfere Schwyzer, den Franzosenfreund Dolder in der Würde des Landammann oder Präsidenten der Republik verdrängte. Reding verfehlte nicht, nach Paris zu reisen, den ersten Consul zu begrüßen und sich mit ihm zu verständigen. Bonaparte empfing ihn sehr zuvorkommend und verabredete mit ihm die Umänderung der helvetischen Verfassung. Die einzelnen Cantone sollten wieder mehr Selbständigkeit erhalten, dagegen Waadt und Aargau von Bern losgerissen und besondere Cantone bleiben. Von Wallis solle der Landestheil, durch den die neue Simplonstraße führe, mit Frankreich, der übrige, sowie auch Graubündten mit der Schweiz vereinigt werden. Die französischen Truppen sollten die Schweiz verlassen und dieser eine ewige Neutralität zugesichert bleiben. Als jedoch Reding das letztere Zugeständniß so weit ausdehnte, daß er nach seiner Rückkehr mit allen andern Großmächten Europas in diplomatischen Verkehr trat und Gesandte derselben bei seiner Person accreditirt wünschte, wurde er belehrt, daß er den ersten Consul nicht vollkommen richtig verstanden habe. Der letztere begünstigte nunmehr eine Contrerevolution der Helvetler, durch welche Dolder wieder an die Spitze kam, zog aber sodann alle französischen Truppen aus der Schweiz heraus. Da brach die föderalistische Reaction an allen Ecken aus. Reding stellte sich an die Spitze der Altschweizer. Der helvetische Regierungsgeneral Andermatt zog ihm zwar mit einigen tausend Mann entgegen, wurde aber nicht einmal in die Stadt Zürich eingelassen, die wieder aufs

entschiedenste ihre antihelvetische Gesinnung bewährte. In ohnmächtigem Zorn ließ Andermatt einige Bomben in die Stadt werfen, mußte aber vor den ringsum aufgestandenen Bauern zurückweichen. Mittlerweile brach auch in Bern selbst am Sitz der Regierung die Unzufriedenheit aus, Dolder dankte ab und Reding zog triumphirend ein, 18. September 1802.

Bonaparte ließ nun den General Ney mit 30,000 Franzosen wieder in die Schweiz einrücken, wo man ihnen keinerlei Widerstand entgegensetzte, und erklärte den Schweizern: „ihr bietet seit zwei Jahren ein betrübendes Schauspiel dar. Entgegengesetzte Parteien haben in der Herrschaft gewechselt, alle gleich schwach und ungeschickt. Ich wollte euch völlig euch selbst überlassen und habe deshalb meine Truppen zurückgezogen; aber ihr wißt euch nicht selber zu helfen. Ich kann eurem Unglück nicht länger gleichgültig zusehen. Ich werde also als Vermittler unter euch auftreten und meine Vermittlung wird eine wirksame seyn, würdig der großen Nation, in deren Namen ich rede." Sofort beschied er die Häupter aller Parteien und Vertreter aller Schweizer Interessen zu einer Besprechung unter seinen Augen nach Paris. Man sieht, sowohl seine Anrede an die Schweiz als diese Eröffnung eines Schweizer Congresses auf französischem Boden war nur eine Nachahmung seiner Behandlung der Lombarden in Lyon. Allein er ging doch nicht so weit, sich zum Präsidenten der helvetischen Republik ausrufen zu lassen. Das würde die europäischen Mächte zu sehr aufgeregt haben. Er konnte Herr der Schweiz seyn auch ohne diesen Titel. Die tiefgekränkten Altschweizer wollten nicht nach Paris gehen, Bonaparte mußte sie erst einladen und ihnen schmeicheln. Da sie sahen, er sey aufrichtig mehr für sie als für die Anhänger Dolders gestimmt, so kamen sie endlich und erhielten wirklich von ihm eine neue föderalistische Verfassung, die sich der alten vor der Revolution bestandenen wieder näherte. Durch die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 wurde festgesetzt, es sollte keine einheitliche Regierung der Schweiz mehr geben, sondern wieder nur eine Tagsatzung, beschickt von den Gesandten der souveränen Cantone. Der erste Consul selbst erörterte in einer gnä-

digen Rede die Vorzüge des Föderalismus für die Schweiz. Die Hirten in den abgeschlossenen Thälern des Hochgebirgs könnten unmöglich die gleiche Verfassung haben, wie die Bürger der reichen Städte in den Thälern und an den Flüssen. Die Natur, die Sitte, die geschichtliche Erinnerung und das Interesse wirke hier zusammen zu Gunsten der Trennung. Die Schweiz werde als Bundesstaat viel wohlfeiler regiert und sey stärker nach außen, weil jedes ihrer Glieder sich freier bewegen könne. Er hielt es aber auch ihrem innern Glück für zuträglicher, wenn sie sich nicht mehr in die Händel Europas mische und sich daher in den auswärtigen und Kriegsangelegenheiten von ihm und Frankreich vertreten lasse, wogegen er ihr garantire, sich in die inneren Angelegenheiten der Cantone niemals einmischen zu wollen. Die Schweiz hatte ihm fortan 18,000 Mann Truppen zur Verfügung zu stellen. Als ein kleines Honorar für seine Vermittlung aber annullirte der erste Consul 15 Millionen Bons, die den Schweizern Entschädigungen für früher Geliefertes und Geraubtes zugesichert hatten.*) Um die Parteien im Innern mehr zu versöhnen, duldete er nicht, daß die aristokratischen Geschlechter wieder ausschließlich zur Regierung berechtigt seyn sollten, schränkte aber das Recht der Regierungsfähigkeit auf solche ein, die in Bern wenigstens 1000, in Zürich wenigstens 500 Franken jährliche Rente aus Landbesitz bezögen, also mit Ausschluß des demokratischen Pöbels. Zu den alten Cantonen Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg, Basel, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Schaffhausen kamen als neue hinzu: Aargau und Waadt (früher bei Bern), Thurgau (früher von den kleinen Cantonen gemeinschaftlich regiert), Tessin (desgleichen) und Graubündten, zusammen 19 Cantone, die aber auf der Tagsatzung nicht nach Cantonen,

*) Wie die guten Schweizer noch beim Abschiedsschmause in Paris um eine Million betrogen werden sollten, indem man den von Wein etwas Benebelten geschwind noch eine verfälschte Urkunde zur Unterzeichnung vorlegte, was aber des Züricher Reinhart Wachsamkeit vereitelte, erzählt Muralt im Leben Reinharts.

sondern nach der Einwohnerzahl stimmten, so daß auf je 100,000 Seelen eine Stimme fiel. Der erste Landammann wurde d'Affry von Freiburg, ein alter Soldat.

Auch die batavische Republik behielt ihre scheinbare Unabhängigkeit. Sie wurde damals von Schimmelpenninck geleitet, wie die cisalpinische Republik von Melzi, unter der Oberhoheit Bonapartes. Sie erlangte zwar im Frieden von Amiens das Cap wieder, schuldete dafür aber Frankreich keinen Dank, weil sie die schöne Colonie doch nur wegen Frankreich verloren hatte. Gleichwohl machte sich Bonaparte dafür bezahlt, confiscirte die Domainen des Hauses Oranien für seine Rechnung und ließ sich von der batavischen Republik noch 18 Millionen für die Gunst bezahlen, daß dieselbe nur noch 10,000 Mann Hülfstruppen stellen dürfe.

Nach dem Frieden von Luneville war dem deutschen Reiche die traurige Aufgabe geworden, das Geschäft der Säcularisationen und Entschädigungen, welches mit dem Rastadter Congreß abgebrochen worden war, von neuem zu beginnen. Daß Frankreich nach wie vor dabei das Schiedsrichteramt behielt, verstand sich wegen der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen von selbst, weil diese einander nichts gönnten und mittelst Frankreichs einander verkürzen wollten. Oesterreich war für seinen Verlust lediglich auf die Ausbeute der Säcularisationen und Entschädigungen im deutschen Reiche für sich und für die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena angewiesen. Um durch Bonapartes Beistand so viel als möglich zu erwerben, erkaufte es denselben durch die bereitwilligste Nachgiebigkeit in allen andern Punkten. Nicht nur duldete es die grausame Vertreibung und Beraubung der Erzherzogin Amalie in Parma, sondern Cobenzl verrieth auch dem ersten Consul die Anträge Redings, die eine größere Selbständigkeit und wahre Neutralität der Schweiz bezweckten. Preußen verfolgte ganz dieselbe Politik und billigte alles, was der erste Consul that, wenn es nur reiche Entschädigungen für sich und den ihm verschwägerten Erbstatthalter von Holland durchsetzte. Natürlicherweise suchten nun auch alle kleineren deutschen Fürsten ihr Heil in Frankreich, und Herr von Talley-

rand, dem Bonaparte das Geschäft übertragen hatte, wurde von den deutschen Gesandten, zum Theil auch von Fürsten und Fürstinnen in Person förmlich umlagert.*) Die einen wollten mehr haben, die andern weniger verlieren. Alle hielten Herrn von Talleyrand für zugänglich und vergoldeten die Hand, die einst unwürdig Sakramente gespendet und später so viele falsche Eide geschworen hatte. Die Mittel, die zum Theil auch von Damen angewandt wurden, seine Gunst zu erkaufen, blieben jedoch hinter der Schamlosigkeit des Herrn von Talleyrand selbst noch zurück, denn dieser nahm von allen, hielt aber seine Zusagen nur wenigen. Die letzte Entscheidung hing auch nicht allein von ihm ab, denn er mußte dabei den russischen Gesandten Markow zu Rathe ziehen, weil der erste Consul um jeden Preis den jungen Kaiser Alexander für sich gewinnen wollte. Der russische Gesandte war aber mit wenig zufrieden. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, Württemberg, dem die Mutter, und Baden, dem die Gemahlin des Kaisers entstammte, bei den Theilungen zu bevorzugen.

Alle Parteien waren darin einverstanden, daß die geistlichen Länder, und da diese für so viele Forderungen nicht ausreichten, auch die meisten Reichsstädte in die Entschädigungsmasse geworfen werden müßten. Vom verbrieften Rechte der Inhaber, vom Schutz des Reichs war nicht mehr die Rede. Der Kaiser selbst wollte nur noch die Beute theilen und indem er das deutsche Reich als solches aufgab, sein österreichisches Erbe abrunden. Preußen sah in der Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer zugleich eine Niederlage des Katholicismus und des Hauses Habsburg, dem die drei geistlichen Kurstimmen stets ergeben gewesen waren. Bonaparte aber nährte mit großer Ueberlegung die einander ausschließende Politik Oesterreichs und Preußens, schmeichelte beiden mit besserer Abrundung ihrer Staaten

*) Herr von Gagern erzählt (mein Antheil an der Politik I, 117 f.), die altdeutsche Strafe des Hundetragens habe sich hier wiederholt, indem sich vornehme Bittsteller herabgewürdigt hätten, Talleyrands Schooßhündchen zu tragen.

und trennte beide aufs geschickteste von dem Rest des deutschen Reichs, den er unter seine eigene Obhut nahm. Dabei diente ihm hauptsächlich Bayern.

Mehr als je bedauerte Oesterreich, mit seinem alten Plan der Erwerbung Bayerns bisher immer gescheitert zu seyn, denn zu seiner Abrundung war ihm dieses Land unmittelbar im Norden von Tirol unentbehrlich. Es hoffte auch jetzt noch zu seinem Zweck zu kommen und die Isar zur Grenze zu machen, indem es den Kurfürsten von Bayern mit allen vormals österreichischen, geistlichen, ritterschaftlichen und städtischen Gebieten in Schwaben entschädigen und ihm Augsburg zur Hauptstadt geben wollte. Als das nicht zu erreichen war, wollte es wenigstens den Inn zur Grenze haben. Aber auch das wurde durch Frankreich und Preußen verhindert. Es sah sich isolirt, von allen Seiten verlassen und verrathen, und wirklich wurde das Entschädigungswerk durchgesetzt und das deutsche Reich vertheilt, ohne daß der deutsche Kaiser dabei nur zu Rathe gezogen worden wäre.

Unter Zustimmung Rußlands schloß Frankreich zuerst mit Preußen am 23. Mai 1802 einen geheimen Vertrag ab, demzufolge der letztgenannte Staat die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster (dieses nur zum Theil), verschiedene kleine Abteien und die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen und die Stadt Erfurt nebst dem Eichsfelde gewann. Preußen hätte zwar gerne mehr im Süden erworben, Bonaparte aber redete ihm das aus, weil er es auf Norddeutschland allein einschränken und Mitteldeutschland unter seinen eigenen Einfluß stellen wollte. Der Erbstatthalter bekam das reiche Fulda. Nachdem dies abgemacht war, schloß Frankreich eben so geheim seinen Vertrag mit Bayern, welches die großen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Augsburg, Freising, die Abtei Kempten, die Herrschaft Werdenfels, die Stadt und Festung Passau, die Reichsstadt Ulm und einige kleinere Städte bekam. Oesterreich war aufs tiefste empört, daß man Bayern so groß machen wolle, und namentlich wegen Passau. Es wagte daher lieber alles und ließ Passau besetzen, ehe die Bayern kamen, 18. August. Es erfolgte indessen

wegen dieses Vorfalls kein Krieg. Bonaparte beschwichtigte Oesterreich, indem er ihm nicht nur Passau, sondern auch die südtirolischen Bisthümer Brixen und Trient ließ, die dem Großherzog von Toscana bestimmt gewesen waren, dem dafür Bayern das schon bewilligte Bisthum Eichstädt abtreten mußte. Dieser Großherzog bekam außer Salzburg und Eichstädt noch das Bisthum Passau ohne die Stadt, und Berchtesgaden und wurde deutscher Kurfürst. Der Herzog von Modena erhielt den bisher österreichischen Breisgau, blieb aber in Venedig, wo er sich von seinen gesammelten Schätzen vergnügte. Es ist bezeichnend, daß England gegen diese Zerreißung des deutschen Reichs nicht protestirte, sondern sich mit dem Bisthum Osnabrück, das man Hannover gab, beschenken ließ.

Damit waren die Hauptanstände gehoben. Alles übrige war Nebensache. Von den drei geistlichen Kurfürsten lebte nur noch der von Trier, der als Bischof von Augsburg keine weitern Ansprüche machte, und der von Mainz, der frühere Coadjutor, Karl von Dalberg, der als Reichserzkanzler beibehalten wurde, seinen Sitz in Regensburg nahm und die Reste des Mainzer Erzbisthums auf dem linken Rheinufer nebst Aschaffenburg erhielt. Das war eine Concession für das deutsche Reich und Oesterreich, die Bonaparte jedoch nur deshalb machte, weil er in Dalberg bereits ein künftiges Werkzeug seiner ferneren Pläne ausgefunden hatte. Aus Rücksicht auf Rußland wurden Württemberg und Baden zu Kurfürstenthümern erhoben und reichlich mit Erwerbungen bedacht. Ersteres erhielt die Probstei Ellwangen, eine Menge Klöster und neun Reichsstädte, darunter Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall; Baden erhielt Constanz mit allen Theilen der Bisthümer Constanz, Basel, Straßburg und Speier auf dem rechten Rheinufer, die bisherige Rheinpfalz auf demselben Ufer mit Mannheim und Heidelberg, die Herrschaft Lahr und viele Abteien und sieben Reichsstädte, Offenburg ꝛc. Auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden durch Theile des Mainzer und Wormser Bisthums, Reichsstädte und kleine Aemter vergrößert; Hessen-Cassel erhielt nur wenig von Mainz, aber die Kurwürde; Oldenburg wegen der russischen Verwandtschaft das

Bisthum Lübeck. Von alten Reichs- und freien Städten blieben nur noch Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Wetzlar und die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig. Das deutsche Reich anerkannte alle diese Veränderungen in dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803.

Das Schimpfliche, was in diesen größtentheils vom Ausland dictirten Vertheilungen lag, wurde dem deutschen Reich einigermaßen dadurch gemildert, daß wenigstens um so mehr Winkelsouverainetät und Kleinstaaterei zu Grabe ging und das Dickicht der Farben auf der deutschen Landkarte etwas lichter wurde.

Sobald der Friede mit England eingeleitet war, unternahm der erste Consul eine große Expedition nach St. Domingo. Die Erhaltung dieser Colonie lag ihm sehr am Herzen. Er wollte den Ruhm haben, wieder zu gewinnen, was der Convent verloren hatte. Er wollte einen Ersatz für Aegypten haben. Er wollte vielleicht noch mehr, wenigstens deutet das Anerbieten an Spanien, für Parma Florida zu nehmen, und der Erwerb des portugiesischen Guiana noch weitere Plane an. Da er die englische Machtentwicklung in Ostindien nicht hatte hindern können, wollte er ihr vielleicht künftig in Westindien desto kräftiger entgegentreten. Er hatte sich von dem gefälligen Spanien auch den spanischen Theil der Insel St. Domingo abtreten lassen und entsandte ein Heer, das sich durch nachgeschickte Verstärkungen bis auf 34,000 Mann vermehrte, unter seinem Schwager General Leclerc mit einer großen Flotte dahin ab, eine Kriegsmacht, wie noch keine französische in solcher Stärke nach den westindischen Gewässern geschickt worden war, zum Beweise, welch großen Werth Bonaparte auf diese Expedition legte. Man will übrigens bemerkt haben, daß er dieser Armee Truppen einverleibte, die ihm wegen ihrer noch jakobinischen Gesinnung verdächtig waren und deren er los seyn wollte. Da auf den kleineren französischen Inseln bald darauf die Sklaverei förmlich wiederhergestellt wurde, drohte den Negern auf St. Domingo ohne Zweifel dasselbe Loos. Der erste Consul hütete sich aber wohl, es auszusprechen. Er hoffte die Neger zu täuschen und unter sich zu entzweien, um dann bequemer unter ihnen aufräu-

men zu können. Toussaint-Louverture, damals republikanisches Haupt der Insel, hatte zwei Söhne nach Paris geschickt, um sie daselbst erziehen zu lassen. Der erste Consul schickte sie ihm mit einem sehr freundlichen Schreiben zurück, worin er seinen Verdiensten das größte Lob spendete, ihn aber aufforderte, die Oberhoheit der französischen Republik anzuerkennen, die ihn zu ihren berühmtesten Bürgern zähle. Durch ihn wollte Bonaparte auf die Neger einwirken, ihren Widerstand lähmen.

Es erfolgte jedoch nicht alles so, wie er wünschte. Leclerc landete am 5. Februar 1802 in der Nähe des Cap, fand aber Widerstand und richtete so wenig aus, wie früher die Generale der Jakobiner. Zwar nahm er Toussaint durch Verrath gefangen und schickte ihn nach Frankreich, wo er im Kerker starb, aber die Neger behaupteten in blutigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit und das schöne französische Heer wurde durch das gelbe Fieber vollends vernichtet. Leclerc selber starb, sein Nachfolger Rochambeau wurde auf der Flucht über Meer von den Engländern gefangen. — Bonaparte gab nun alle westindischen Pläne auf und verkaufte auch Louisiana an die Nordamerikaner um 10 Mill. Franken.

Dagegen dehnte England seine Herrschaft in Ostindien immer weiter aus. Dort commandirte immer noch Sir Arthur Wellesley, welcher unter der Glut der indischen Sonne und unter der Fieberhitze des indischen Fanatismus die Eiskälte des nordischen Verstandes bewahrte und die elenden Streitigkeiten der Mahrattenfürsten benutzte, um einen durch den andern zu verderben und nach und nach alle zu unterwerfen. Als er nach England zurückberufen wurde, nahm er den Ruhm mit, die Grenzen des englisch-ostindischen Compagnielandes um hunderte von Meilen vorgerückt zu haben.

Zwölftes Buch.

Gründung des französischen Kaiserreichs.

Der Hof des ersten Consuls dehnte sich trotz der noch beibehaltenen republikanischen Formen mehr und mehr aus und nahm immer mehr von der königlichen Würde an. Jeder neue Sieg, den Bonaparte erfocht, führte auch neue glänzende Gesandtschaften nach Paris, die ihm aufwarteten. Ueberdies lockte sein Ruhm eine Menge vornehme und ausgezeichnete Fremde nach Paris, die seine edle Einfachheit, den Geist in seinen Umgebungen und die liebenswürdige Grazie im Cirkel seiner Gemahlin nicht genug bewundern konnten. Eine Menge Berichte von Reisenden aus jener Zeit geben davon Zeugniß. Nach dem Frieden von Amiens fanden sich auch Engländer schaarenweise in Paris ein, um den Helden des Jahrhunderts anzustaunen. Auch Fox kam herüber und wurde vom ersten Consul aufs ausgezeichneiste wie einer seiner intimsten Freunde empfangen. Viele vornehme Fremde blieben in Paris, namentlich zierten reizende Polinnen den Salon der Madame Bonaparte. Auch Gelehrte, Künstler, Notabilitäten des Geistes fanden leicht Zutritt. Im Uebrigen behielt der Hof ein vorherrschend militärisches Aeußere. Täglich paradirten

Truppen vor den Tuilerien, deren Anblick dem ersten Consul so unentbehrlich war, als ihnen der seinige. Er sorgte dafür, daß sie oft wechselten und daß er ihrer nach und nach so viele als möglich unter die Augen bekam. Die Musterungen währten lange. Er untersuchte alles, frug die Soldaten nach allem, bemerkte jeden Fehler, sorgte für alles. Dadurch machte er sich im Heer unermeßlich populär und hielt die Generale in Athem. Zugleich blendete der Anblick dieser berühmten Krieger die Pariser wie die Fremden und verbürgte dem ersten Consul seine Gewalt. Zum Kern der Truppen machte er eine Consulargarde von 8000 Mann, aus den besten Soldaten der übrigen Regimenter auserlesen, unter denen sich besonders die Grenadiere mit ihren Bärenmützen durch martialische Haltung auszeichneten.

Indem der erste Consul der Monarchie entgegenging, war er fest überzeugt, dazu wie der Kirche so auch der Aristokratie zu bedürfen. Das konnte nun aber nicht ausschließlich die alte Aristokratie seyn, die noch den Bourbons anhing. Wie gerne er dieselbe aufnahm, so mußte er doch auch den großen Verdiensten und Namen der bürgerlichen Emporkömmlinge gleiche aristokratische Rechte gewähren. Noch war an die Wiedereinsetzung eines eigentlichen adeligen Standes nicht zu denken, aber Bonaparte bereitete dieselbe vor durch Gründung der Ehrenlegion, einer Ordensritterschaft, in die jedes Verdienst aufgenommen und die eben dadurch vom gemeinen Volk unterschieden werden sollte. Die Legion hatte eine militärische Einrichtung. Sie wurde zu 6000 Mann berechnet, eingetheilt in 15 Cohorten mit je 30 Offizieren, 20 Commandeurs und 7 Großoffizieren. Jeder Ritter erhielt einen jährlichen Sold von 250 Franken, der Offizier von 1000, der Commandeur von 2000, der Großoffizier von 5000. Das Ordenszeichen war ein am rothen Band getragenes Kreuz mit fünf Armen (ein charakteristisches Mittelding zwischen Kreuz und Stern). Als Berlier im Staatsrath die neue Einrichtung mißbilligte und die Orden ein Spielwerk der Monarchie nannte, nicht würdig einer Republik, in welcher die Wahl zum Amt der einzige Lohn der Tugend seyn müsse, erwiderte der erste Consul: „Ich fordre jeden auf, mir

eine alte oder neue Republik zu nennen, in der es keine Auszeichnung gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug, aber mit solchem Spielzeug leitet man die Erwachsenen. Ich würde das auf einer Tribüne nicht sagen, aber in einem Rath der Weisen darf man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen haben sich binnen zehn Jahren nicht geändert, sie sind heute noch immer, was die alten Gallier waren, eitel und leichtfertig. Sie sind nur für ein Gefühl empfänglich, für das der Ehre. Auszeichnungen passen daher für sie und sind ihnen unentbehrlich. Vor allem der Armee. Glauben Sie, daß man die Soldaten durch vernünftige Vorstellungen zum Schlagen bringt? Das könnte nur ein Stubengelehrter sich einbilden. Den Soldaten muß man durch Auszeichnungen, Lohn und Ruhm gewinnen. Es handelt sich aber auch noch um etwas Anderes. In der Revolution ist alles umgestürzt worden, wir müssen nun nothwendig wieder aufbauen. Die Gesellschaft besteht aus Sandkörnern, wir können ihre Institutionen nur befestigen, wenn wir einige Granitmassen auf den Boden Frankreichs werfen." Staatsrath Thibaudeau machte dem ersten Consul den geistreichen Einwurf, das französische Volk habe gerade das in ihm vorherrschende Ehrgefühl durch die republikanische Gleichheit befriedigen wollen, denn das sey die Ehre eines Jeden, dem Andern gleich zu stehen, während die Ehre von 6000 Rittern für die übrigen 30 Millionen zur Zurücksetzung und Beschimpfung werde. Freville kehrte im Tribunat zu Bonapartes Auffassung zurück, spottete über die dem Pöbel zugemuthete Ehrenhaftigkeit und ließ sich als Bezeichnung der französischen Nation den Ausdruck „erbärmlich" entschlüpfen. Das erregte lebhaften Unwillen und nicht nur der Tribunat, sondern auch die gesetzgebende Versammlung nahmen das Gesetz der Ehrenlegion nur mit sehr geringer Mehrheit an. Auch bemerkte man, daß viele Generale, die der strengrepublikanischen Partei angehört hatten, die neuen Kreuze lächerlich fanden und sich schämten, dieselben anzunehmen. Allein der erste Consul kümmerte sich um diese Ausnahmen nicht und hielt die Regel fest. Auch täuschte ihn seine Menschenkenntniß nicht. Das Kreuz der Ehrenlegion wurde

das populärste Ding in Frankreich und ist es heute noch. Das Datum der Stiftung war der 19. Mai 1802. Die wirkliche Vertheilung der Kreuze erfolgte aber erst etwas später.

Um dieselbe Zeit, gerade nach dem Frieden von Amiens, der dem ersten Consul ein neues Ansehen verlieh, beantragte der Senat, ihm einen Beweis der Nationaldankbarkeit zu geben, indem man ihn zum ersten Consul auf weitere zehn Jahre ernenne. Das war aber weniger, als Bonaparte wollte. Er nahm daher eine verstellte Demuth an, meinte, er könne nicht einwilligen, bevor nicht das Volk unmittelbar gefragt werde, ließ aber dem Volk eine ganz andere Frage vorlegen, nämlich ob er auf Lebenszeit ernannt werden solle? Der verblüffte Senat mußte diese Beschämung hinnehmen, und im Plebiscit erhielt Bonaparte 3,568,185 Stimmen gegen 8000. Die letzte republikanische Opposition im Tribunat zu unterdrücken, ließ er ein Drittel seiner Mitglieder streichen und ihre Zahl überhaupt auf 60 herabsetzen. In England, sagte er bei dieser Gelegenheit, in einem altconstitutionellen Lande ist eine gemäßigte parlamentarische Opposition, die nur eine Meinungsverschiedenheit der herrschenden Aristokratie ausdrückt, ungefährlich; ganz anders in Frankreich, wo sie theils von Jakobinern, theils von Royalisten ausgeht, welche beide den Staat umstürzen wollen. In der Proklamation seiner neuen Würde hieß es übrigens noch im republikanischen Style, durch die Lebenslänglichkeit des Consuls werde die Dauer des Staatsprincips überhaupt gesichert, mithin „würde die Freiheit und Gleichheit fortan unüberwindlich seyn.“ Der 15. August als Geburtstag Bonapartes wurde zu einem Festtag der Republik bestimmt, und von nun an setzte der erste Consul seiner Unterschrift den Taufnamen Napoleon voran. Der treueste Anhänger constitutioneller Bürgschaften sowohl der Freiheit als der Ordnung, Lafayette, der durch Bonapartes Edelmuth aus seinem Kerker in Olmütz erlöst worden war und seitdem ruhig in Frankreich lebte, hielt es für seine Pflicht, dem ersten Consul in einem Memoire ans Herz zu legen, wie sehr es seine Pflicht und zugleich die Bedingung einer glücklichen und dauerhaften Regierung sey, constitutionell zu handeln und die Freiheit der Nation, namentlich ihre

parlamentarische Vertretung, nicht ganz zu unterdrücken; aber Bonaparte fand seine Mahnungen nicht zeitgemäß und nannte ihn einen „Unverbesserlichen." Lafayette zog sich nun wieder zurück.

Indem Bonaparte dem Ziele, das er sich vorgesetzt, immer näher kam und die höchste Gewalt ihm nicht mehr entgehen konnte, nahm er begreiflicherweise auch schon auf ihre Erblichkeit Bedacht. Er hatte von Josephinen keine Kinder und konnte keine mehr von ihr hoffen. Sie glaubte aber, er werde ihren Sohn erster Ehe, den treuen und schönen Eugen, den er so sehr liebte, als Sohn adoptiren. Dagegen waren nun Bonapartes Brüder aufs hitzigste eingenommen, denn ihnen und ihren Kindern, meinten sie, stehe die Nachfolge in männlicher Linie zu. Sie verfehlten daher nicht, gegen die arme Josephine zu intriguiren und auf ihren etwas leichtsinnigen Charakter schwere Anklagen zu gründen. Namentlich soll es nach Bonapartes Rückkehr aus Aegypten an heftigen Familienscenen nicht gefehlt haben. Josephine wurde von den Brüdern ihres Gemahls der Untreue beschuldigt; aber sie beschwor ihn auf den Knien und unter tausend Thränen. Er verließ sie nicht, er blieb ihr hold und widmete ihr von neuem die feurigste Zärtlichkeit. Um beide Familienparteien auszugleichen, vermählte Bonaparte die unterdeß herangewachsene Tochter Josephinens, die liebliche Hortense, mit seinem jüngeren Bruder Louis, am 3. Januar 1802; was jedoch die älteren Brüder Lucian und Joseph wieder sehr übel nahmen, weil der erste Sohn jenes neuvermählten Paares Napoleons Erbe werden sollte. Aufs neue wurden daher die bösartigsten Gerüchte ausgesprengt, insbesondere Louis leihe Hortensiens Sohn nur den Namen, der wahre Vater sey Napoleon selbst. Inzwischen starb das angefochtene Kind im zarten Alter.

Großes Verdienst um Frankreich erwarb sich der erste Consul durch Werke, die zugleich den Glanz seiner Friedensregierung und den Ruhm seiner Weisheit erhöhten. Dahin gehören vor allem der code civil, der im November 1801 fertig wurde und noch heute als das Civilrecht Frankreichs gilt, berühmt durch seine Klarheit und Einfachheit. Ferner die prachtvolle, an vielen Stellen durch die Felsen gehauene Simplonstraße, welche Frankreich mit Italien verbinden

sollte, die neuangelegten Canäle von Ourq, St. Quentin und Aigues-Mortes, die durchgängige Verbesserung der Straßen, Anlagen von Chausseen durch ganz Frankreich, die Hebung der Industrie, insbesondere der Baumwollenspinnereien (um von England weniger abhängig zu seyn), endlich überhaupt die Hebung des Credits, die Herstellung der Ordnung in den Finanzen. Sichtbar nahm unter seinen Augen der Wohlstand Frankreichs zu. Auch Wissenschaften und Künsten erwies er Ehre. Den jakobinischen Maler David hatte er bald zum Schmeichler gewonnen. An die Stelle der vormaligen Akademie gründete er das Institut von Frankreich, das die berühmtesten Namen der Wissenschaft in sich aufnahm. Den Dichter Boufflers, der emigrirt war, nahm er aufs gnädigste auf. „Er hat uns mit Epigrammen angegriffen, sagte Bonaparte, jetzt wird er Lieder dichten, die wir brauchen." Nur die Frau von Staël zog sich seine Ungnade zu, weil sie aus gekränkter Eitelkeit in ihrem Cirkel alle versammelte, die aus irgend einem Grunde mit ihm unzufrieden waren und auf ihn lästerten. Sie erhielt im Jahr 1803 gemessenen Befehl, ihren ästhetischen Theekessel anderswo dampfen zu lassen und seine Staaten ungesäumt zu verlassen.

Der Weltfrieden war trügerisch, weil er nur Frankreich Vortheil brachte, von allen andern Mächten aber mit schweren Opfern erkauft war, weil er ein schlechthin unberechtigtes Uebergewicht Frankreichs, einen gespannten unnatürlichen Zustand im übrigen Europa verewigen sollte.

Aus demselben Grunde war auch das Glück Bonapartes trügerisch. Unter seinen Lorbeern lauerte die Giftschlange wie im Haar der Medusa. Wie groß immerhin seine Macht und unerschöpflich sein Genie seyn mochte, er hatte sich ein unerreichbares Ziel gesteckt und war zum Theil vom Schicksal selber in die Bahn gedrängt worden, auf der er nie mehr stille stehen konnte. Man sage nicht, daß allein unbändige Thatenlust und Ehrgeiz ihn fortgerissen hätten. Gewiß war diesem Feuergeiste nirgends wohler als im Donner der Schlachten, Bonaparte ließ daher nie auf sich warten, wenn ihn das Schicksal wieder auf das Feld der Thaten rief. Er war aber zu einsichtsvoll und

besonnen, um nicht zu begreifen, welches höchst gewagte und gefährliche Spiel der Krieg für ihn sey, denn er mußte beständig siegen, die kleinste Niederlage zerstörte den Zauber seines Namens, seiner Macht. Es war ihm aber nicht möglich, sich des Krieges zu enthalten, wenn er auch gewollt hätte. An eine freiwillige Aufopferung dessen, was er und was schon vor ihm die siegreichen Generale der Repüblik erobert hatten, war nicht zu denken. Um den unrechtmäßigen Erwerb zu hüten, mußte er beständig mit dem Schwert gerüstet stehen, noch mehr dazu erobern, jedes Unrecht, das er dem Nachbar zufügte, durch ein zweites, drittes vertheidigen und so eine Machtausdehnung ohne Maaß und Ziel fortsetzen. Er selbst äußerte einmal gegen den englischen Gesandten, Lord Withworth: „Ich gelangte in früher Jugend zu einer Macht, zu einem Ruhme, dem sich schwer etwas zusetzen ließe. Glauben Sie, daß ich diese Macht, diesen Ruhm in einem verzweifelten Kampfe auf das Spiel setzen will? Sagen Sie selbst, ob ich, mächtig, glücklich, unangefochten, wie ich es jetzt bin, durch ein tollkühnes Unternehmen Macht, Glück, Ruhe auf das Spiel setzen möchte? ob ich aufrichtig bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Frieden will?“ So sagte Bonaparte diesmal und auf jeder neuen Stufe seiner Erhebungen, und jedesmal ist es ihm sicher Ernst gewesen. Aber es kam nicht darauf an, ob er den Frieden wollte; es konnte kein Friede seyn, so lange die französische Nation eine so unnatürliche Gewaltherrschaft über die andern Völker übte.

Die öffentliche Meinung in England war bald darüber einig, man hätte den Frieden unter günstigeren Bedingungen oder gar nicht abschließen sollen. Je weniger die englische Politik selber geneigt war, den Frieden aufrichtig zu halten, um so mehr setzte sie gleiche Arglist auch bei der französischen voraus. Beide Cabinette belauerten sich auf eine beleidigende Art. England gab Malta keineswegs heraus, sondern brauchte allerlei Vorwände, die Insel noch besetzt zu halten, selbst dann noch, als mit Zustimmung Rußlands durch den Papst schon der Bailli von Thomasi zum neuen Großmeister des Malteserordens ernannt war. Andrerseits benahm sich General Sebastiani,

den der erste Consul zu einer politischen Recognoscirung des Orients abschickte, ziemlich brutal. Zuerst begab er sich nach Tunis, dessen Dey kurz vorher durch eine französische Flotte gedemüthigt und zur Herausgabe geraubter Schiffe und Menschen gezwungen worden war, dann nach Aegypten, welches die Engländer immer noch nicht geräumt hatten, und nahm die Miene an, als ob Bonaparte bald eine zweite Expedition dahin abgehen lassen würde. Die englische und französische Presse faßten diese Häckeleien auf und begannen den Krieg mit giftigen Worten. Französische Emigrirte verfaßten in London Schmähschriften auf den ersten Consul, seine Gemahlin und ganze Familie. Das nahm er entsetzlich übel und affectirte vielleicht noch mehr Zorn, als er wirklich empfand, um mehr Unrecht auf England zu häufen, da er wohl einsah, der Bruch sey nicht mehr zu vermeiden. Peltier, der Verfasser der ärgsten Schmähschrift, wurde zwar in London vor die Gerichte gestellt und zu einer leichten Strafe verurtheilt, seine Vertheidigung aber war ein Triumph für ihn und kränkte den ersten Consul noch tiefer. Eine königliche Botschaft an das Parlament vom 8. März 1803 forderte Mittel zu neuen Rüstungen und machte auf die Möglichkeit eines nahen Kriegs aufmerksam. Der erste Consul sagte deshalb zu Lord Withworth vor allen andern Gesandten die heftigsten Dinge*). Man versuchte noch eine letzte Verständigung, aber sie mißlang, da England bestimmt erklärte, es gebe Malta trotz der Verträge nicht heraus, wenn Bonaparte nicht Holland und Piemont räume. Sofort war der Bruch offen und der englische Gesandte verließ Paris am 3. Mai. In Dover dem aus London gleichfalls zurückberufenen französischen Gesandten General Andreossy begegnend, umarmte er denselben in Gegenwart zahlreicher Zuschauer. Beide fühlten tief, was ihr Abschied zu bedeuten habe.

Vierzehn Tage später (17. Mai) eröffnete England ohne Kriegs-

*) Napoleon behauptete später, der Lord habe in seinem Bericht die Sache übertrieben, es sey durchaus nichts Unschickliches vorgefallen. Jedenfalls war es England, was einen Vorwand zum Bruch suchte.

erklärung die Feindseligkeiten, indem es plötzlich alle in englischen Häfen befindlichen französischen und holländischen Schiffe und Waaren confiscieren ließ und nach allen Richtungen Caper aussandte, um die noch in See befindlichen Schiffe gleichfalls wegzunehmen. Der Handelsstand, der nicht gewarnt worden war, erlitt dadurch unermeßliche Verluste, die besonders Holland trafen. In wenigen Wochen hatten die Engländer 200 Schiffe geraubt, die größtentheils reich beladen waren. Der erste Consul brach in großartigen Zorn aus, erklärte am 22. Mai England den Krieg und vergalt nicht nur hinsichtlich der Schiffe und Waaren Gleiches mit Gleichem, sondern ließ auch, weil dies seine viel größeren Verluste nicht ersetzen konnte, alle in Frankreich anwesenden Engländer verhaften und als Kriegsgefangene behandeln.

Die wundeste Stelle Englands auf dem Festlande war Hannover. Der erste Consul sammelte in Holland eine Armee unter General Mortier und befahl demselben, Hannover zu besetzen. Nur wie im Vorbeigehen ließ er auch in Hamburg, Ritzebüttel und Cuxhaven französische Truppen einrücken, die Elbe sperren, alle englischen Schiffe und Waaren wegnehmen und den Hansestädten eine neue Zwangsanleihe von 3 Millionen auflegen. Preußen, als Director des niedersächsischen Kreises, hätte hier wie in Hannover schützend einschreiten sollen, und Minister Haugwitz rieth dem König dringend, diese schöne Gelegenheit zu benutzen, den Franzosen zuvorzukommen, Hannover mit preußischen Truppen zu besetzen und eine Haltung anzunehmen, welche den ersten Consul ohne Zweifel bewogen haben würde, lieber Hannover den Preußen zu lassen, als es auf einen neuen Continentalkrieg, in welchem Preußen ihm gegenüber stehen würde, ankommen zu lassen. Innerhalb der früher bezeichneten Demarcationslinie durfte Preußen nie eine Einmischung der Franzosen dulden, sich die Hegemonie in Norddeutschland nie entreißen, in dieser Beziehung nie eine Schwäche blicken lassen. Aber der König hatte bei der früheren Besetzung Hannovers wenig Ehre eingelegt, wollte es nicht zum zweitenmal nur besetzen, um es am Ende doch wieder herausgeben zu müssen, scheute den Krieg mit England, der dem preußischen

Handel zu verderblich werden konnte, wie den Krieg mit Frankreich, den er doch hätte riskiren müssen, und fürchtete endlich auch Rußland, welches damals mit England einverstanden ihm mit einer Kriegserklärung drohte, wenn er Truppen in Hannover einrücken ließe. Somit verharrte der König von Preußen in seiner unglücklichen, jede Voraussicht, wie jede Rücksicht auf die energische Politik Friedrichs des Großen ausschließenden Passivität und Mortier drang in Hannover vor. Bonaparte beschwichtigte Preußen durch die vage Zusicherung, er wolle Hannover nur so lange behalten, bis England die Insel Malta ausliefern würde. Die Führer der kleinen, nur 9—10,000 Mann zählenden hannöverschen Armee, Herzog von Cambridge, jüngerer Sohn des Königs von England, Georgs III., und General Wallmoden erkannten die Unmöglichkeit, sich gegen die französische Uebermacht wirksam zu vertheidigen, schlossen daher am 3. Juni zu Suhlingen eine Capitulation ab, derzufolge die Hannoveraner sich hinter die Elbe zurückziehen und auf Ehrenwort, so lange der Krieg zwischen England und Frankreich währe, nicht gegen die letztere Macht dienen sollten. Aber diese braven Truppen waren über eine solche Zumuthung empört, wollten sich viel lieber schlagen und fingen Tumulte an, besonders die vortreffliche Reiterei. Mit Mühe gelang es den Führern, sie nach Mecklenburg zu bringen. Als nun vollends der König von England die Capitulation nicht anerkannte und Mortier nunmehr auf Entwaffnung der hannöverschen Truppen drang, liefen diese schaarenweise aus einander. Mortier konnte sich nur der Festungen und des Kriegsmaterials bemächtigen, der größte Theil der Mannschaft aber entwich über die See nach England, wo sie bald in einer Stärke von 8000 Mann wieder organisirt war und unter dem Namen der deutschen Legion das erste Beispiel unversöhnlichen Franzosenhasses und einer patriotischen Aufopferung gab, welche erst viel später, dann aber auch mit unwiderstehlicher, siegerzwingender Kraft von den Preußen nachgeahmt wurde. Wir werden auf die wundervolle Tapferkeit dieser Legion zurückkommen. Es waren lauter gemeine Leute, ehrliche Bauernsöhne, geführt von einigen stolzen Edelleuten, in denen noch echtes Blut der alten Cherusker strömte. Die

Politik der deutschen Cabinette wußte damals solche Volkselemente nicht zu würdigen. Die Stimmung der zurückgebliebenen Hannoveraner gab sich dadurch zu erkennen, daß trotz der angedrohten Todesstrafe immer noch hunderte heimlich nach England gingen und dagegen zu der von Mortier angeordneten Werbung einer französisch-hannöverschen Legion nur zwei Individuen sich meldeten, darunter ein Ausländer. Uebrigens mußte das arme Land sich von den Franzosen aussaugen lassen und namentlich mit seinen berühmten Pferden die französische Cavallerie beritten machen.

Den Hauptangriff wollte Bonaparte auf England selbst machen. Die früher schon beabsichtigte Landung in England wurde im großartigsten Maaßstabe von ihm vorbereitet. Es war ihm damit ohne Zweifel Ernst und selbst wenn er die Ausführung ihrer Schwierigkeit wegen lange verschieben mußte, hatte er von seinen Rüstungen doch den Vortheil, die Engländer zu schrecken und vielleicht einen neuen Frieden von ihnen zu ertrotzen.

Der Mittelpunkt der französischen Rüstungen wurde ein großes Lager bei Boulogne. Man kann von hier aus über den Canal hinüber die Kreidefelsen des englischen Ufers sehen und in wenigen Stunden hinüberfahren. Zwei Landzungen, die der erste Consul befestigen ließ, beschützen hier eine schlammige Bucht, die er zu einem geräumigen Hafenbassin austiefen und ausweiten ließ. Strandbatterien und Kanonenboote hielten die Engländer ab, die mehrmal die Arbeiten zu stören versuchten. Der erste Consul selbst erfand ein Mittel, die englischen Schiffe aus einer Entfernung von 2300 Toisen zu beschießen, indem er Haubitzen nach Art der Mörser in einem Winkel von 45 Grad schwere Granaten auf sie schleudern ließ. Zugleich ließ er in allen französischen Häfen mit großen Kosten neue Linienschiffe und tausende von verschiedenartigen Landungsbooten bauen, auf denen er seine Armee der englischen Küste zuführen wollte. Die meisten dieser Boote wurden im Innern des Landes gezimmert und schon fertig oder wenigstens das Holz dazu auf den Flüssen in die Seehäfen gebracht. Sie bestanden aus großen Schaluppen für schweres Geschütz, aus Kanonenbooten für Feldgeschütz und aus s. g.

Penichen, langen Ruderbooten für die Ueberschiffung der Soldaten. Ihre Zahl sollte auf 2000 steigen. Die Kanonenboote erwiesen sich in kleinen Seegefechten mit den den Hafen von Boulogne fortwährend blokirenden großen Schiffen der Engländer als sehr praktisch, indem ihr tiefer abgegebenes Feuer die Schiffe besser traf, als sie selbst vom höher abgegebenen Feuer der Schiffe getroffen wurden. Die Hauptsache war aber, alle diese zahlreichen Fahrzeuge aus den einzelnen weit von einander abgelegenen Häfen Frankreichs in Boulogne zu vereinigen, was mit der größten Gefahr verbunden war, da alle diese Häfen von englischen Flotten versperrt waren. Man mußte die Zeit der Stürme abwarten, in der sich die Engländer von der Küste entfernten, oder Windstillen, in denen sie unbeweglich lagen. Man mußte sich so nahe als möglich am Ufer halten, um durch Strandbatterien geschützt zu werden. Erst im September und October gelangten etwa 1000 Fahrzeuge auf diese Weise glücklich nach Boulogne und gingen durch das Feuer der Engländer oder durch Stürme nur wenige verloren. Was aber mit den Booten gelang, gelang nicht mit den großen Schiffen, die es nicht wagen durften, die verschiedenen Häfen zu verlassen.

Der erste Consul begab sich selbst nach Boulogne, um die großen Arbeiten daselbst zu besichtigen, und dehnte diesen Ausflug zu einer Rundreise durch die Niederlande aus, wobei ihn seine Gemahlin und der Cardinal Caprara begleiteten, der letztere um den strengkatholischen Belgiern das innige Einverständniß der neuen Staatsgewalt mit der alten Kirche vor Augen zu stellen. Am Tage seiner Abreise von Paris, am 23. Juni, erließ er das berüchtigte Decret, welches die Einfuhr aller englischen Waaren verbot, jedoch nur sofern sie aus England oder dessen Colonien unmittelbar kämen. Das reiche England konnte diese Sperre eine Zeitlang aushalten, den größten Verlust dabei aber erlitt Holland. Nachdem es seine Flotte, seine Colonien verloren, war es nunmehr ganz vom Meere abgeschnitten und mußte noch dazu aus eigenen Mitteln ungeheure Rüstungen machen, um die von Boulogne zu unterstützen, und eine französische Armee im Lande ernähren, welche diese Rüstungen über-

wachte. Der majestätische Handel der alten Republik Holland, die mit ihrer Flagge alle Meere beherrscht hatte, war zu einem zwar immer noch einträglichen, aber geheimen, nächtlichen und verfolgten Schmuggelhandel herabgesunken.

Spanien machte damals einen schwachen Versuch, sich der französischen Vormundschaft zu entziehen, aber Bonaparte schlug ihn augenblicklich nieder. Er hatte Spanien die Insel Trinidad und Louisiana abgelockt, dann die erstere an England überlassen und das zweite den Nordamerikanern verkauft. Um Frankreichs willen waren spanische Flotten zerstört oder geraubt, die spanischen Häfen blokirt, der spanische Handel fast ruinirt worden. Nach dem Bruch des Friedens von Amiens mußte daher Spanien sehnlichst wünschen, mit England in Frieden zu bleiben und nicht wieder von Bonaparte in den Krieg fortgerissen zu werden. Godoy handelte in diesem Sinne und knüpfte Verbindungen mit England, Rußland und Oesterreich an. Aber Bonaparte ließ sogleich ein Heer an der spanischen Grenze bei Bayonne sammeln, schreckte den spanischen Günstling durch die furchtbarsten Drohungen und schrieb einen Brief an König Karl IV. selbst, worin er demselben die ganze Schmach, sich von einem solchen Günstling beherrschen zu lassen, enthüllte. Dadurch eingeschüchtert wußte Godoy mit Hülfe der Königin zwar so viel zu erreichen, daß der König jenen Brief gar nicht las, unterwarf sich aber allen Forderungen Bonapartes und blieb unter diesen Bedingungen am Staatsruder. Spanien verpflichtete sich am 15. October, dem ersten Consul alle Monate 6 Millionen Hülfsgelder gegen England zu schicken, so lange der Krieg dauern würde, und zugleich Portugal zu zwingen, daß es seinerseits zu demselben Zweck monatlich eine Million zahle. Die enormen Verluste Spaniens wurden noch vermehrt durch den französischen Speculanten Ouvrard, der dem König Karl IV. die nöthigen Summen zwar vorschoß, dafür aber das Monopol aller Lieferungen für die spanische Armee und Marine, das Tabaksmonopol, den Pacht der einträglichen Blei- und Quecksilberminen und endlich auch das Monopol des Handels in die spanischen Colonien verlangte und erhielt.

Der erste Consul gab sich damals nicht geringe Mühe, auch Preußen näher an sich zu ziehen, und ließ es desfalls nicht an großen Versprechungen fehlen. Wenn er nämlich in England landen wollte, mußte er den Rücken frei haben, und das konnte nicht sicherer geschehen, als durch eine enge Allianz mit Preußen. Allein Friedrich Wilhelm III. ließ sich zu nichts Bindendem bewegen und blieb in der bisher behaupteten Passivität zu Bonapartes nicht geringem Aerger. Mehr als je war dieser deshalb entschlossen, sich die kleinen deutschen Fürsten zu verpflichten und ihnen seinen Schutz gegen Oesterreich und Preußen zugleich anzubieten. Daher das auffallende Umsichgreifen dieser kleinen Potentaten schon im Spätherbst 1803. Obgleich im Reichsdeputationshauptschluß noch zu Anfang desselben Jahres die Rechte der Reichsritterschaft ausdrücklich verbürgt worden waren, so bemächtigten sich doch jetzt Bayern, Württemberg und beide Hessen aller in ihrem Bereich liegenden Besitzungen der Reichsritter und mediatisirten diese Herren eigenmächtig.

Während dies auf dem Festlande geschah, blieb England nicht unthätig, sich der ihm drohenden Gefahr zu erwehren. Es traf Vertheidigungsanstalten, befestigte seine Ufer, vermehrte seine Truppen und rief alle Engländer unter die Waffen. Aber diese ungeübten Leute hätten einer französischen Armee schwerlich viel Schwierigkeiten im Lande entgegensetzen können. Der Hauptschutz Englands war das Meer, seine Hauptwaffe die Flotte. Man wußte wohl, es gelte die Landung gar nicht zu Stande kommen zu lassen. Bonaparte unterhandelte mit den unzufriedenen Irländern, denen eben Pitt damals ihr Parlament, die letzte schwache Stütze ihrer Interessen, entrissen und durch die Union mit dem englischen vereinigt hatte. Bonaparte versprach ihnen, daß er einen Theil seines Heeres auf ihrer Insel landen lassen wolle, wenn sie selbst wenigstens 20,000 Mann aufbrächten. Auch ließ er durch verkleidete Offiziere heimlich die Meeresküsten an allen Ufergegenden sondiren, die zu einer Landung geeignet waren. Solche Umtriebe schienen die zu rechtfertigen, die ihm England entgegensetzte. Während Ludwig XVIII. mit dem Herzog und der Herzogin von Angoulême sich damals in Warschau aufhielt,

hatten sich der Graf von Artois und dessen jüngerer Sohn, der Herzog von Berry, nach England gewendet, um von hier aus auf die royalistische Partei in Frankreich einzuwirken. Bei ihnen befand sich auch das Haupt der geflüchteten Chouans, der energische Georges Cadoudal, dazu die Generale Dumouriez und Pichegru. Von diesen ging nun der Plan einer Restauration der Bourbons aus und wurde von England heimlich unterstützt. Der Hauptgedanke war, den ersten Consul aus der Welt zu schaffen und die daraus entstehende Verwirrung zu benutzen, um das Heer durch Pichegru und noch mehr durch Moreau, den man ins Interesse zog, das Volk durch die Chouans und noch mehr durch einen französischen Prinzen, der sich alsbald öffentlich zeigen sollte, für die Wiederherstellung des königlichen Throns zu gewinnen. England stellte den Verschworenen Geld und Schiffe und die Mitwirkung seiner diplomatischen Agenten zur Verfügung. Geheime Verbindungen wurden unterhalten durch die englischen Gesandten, Rumboldt in Hamburg, Taylor in Cassel, Spencer Smith in Stuttgart, Drake in München. Ludwig Heinrich, Herzog von Enghien, Enkel Condés, offenbar unter den Bourbonen der, welcher durch seine Jugend und Haltung populär zu werden am meisten geeignet war, nahm dicht an der französischen Grenze zu Ettenheim im Badischen seinen Wohnsitz, mit einer zärtlichen Neigung zur schönen Prinzessin von Rohan, einer Emigrirten, und mit der Jagd beschäftigt, scheinbar ganz harmlos. Vielleicht war er auch wirklich harmlos und sollte erst erfahren, welche Rolle ihm bestimmt sey; wenn die Zeit gekommen war. Darüber herrscht Dunkel.

Die Verschwörung konnte ihren Hauptzweck nur in Paris selbst erreichen. Dahin begaben sich Pichegru und Cadoudal mit einer Anzahl entschlossener Chouans und emigrirter Edelleute, nachdem sie auf englischen Schiffen bei Nacht am 21. August 1803 an dem Felsen von Biville gelandet und von vertrauten Schmugglern aufgenommen worden waren. Cadoudal trug eine Million in Wechseln bei sich. Verkleidet und von Gesinnungsgenossen versteckt brachten sie Monate in Paris zu, ohne erkannt zu werden. Pichegru, früher

von Moreau verrathen, übernahm es gleichwohl, ihn zu gewinnen, und schöpfte vielleicht gerade aus dessen früherem kleinlichen Benehmen die Hoffnung, seine Charakterschwäche ausbeuten zu können. Moreau ging auch auf die Anträge ein, verlangte aber in seinem langgenährten Neide, daß, wenn Bonaparte gestürzt werde, die Regierungsgewalt ihm, dem General Moreau, zu Theil werden solle und nicht den Bourbonen, wobei er vorgab, die Truppen würden wohl ihm, nie aber den Bourbonen gehorchen wollen. Bei dieser Erklärung blieb er auch, zur Verzweiflung Cadoudals. Moreau haßte den ersten Consul aufs tiefste und ließ es sich auch in unkluger und kleinlicher Weise merken, während der erste Consul ihn mit ausnehmender Rücksicht und Geduld auf eine wahrhaft großmüthige Weise behandelte. Er hatte von dieser Gesinnung schon im Kriege des Jahres 1800 eine glänzende Probe abgelegt, indem er Moreau die Hauptarmee ließ und selbst nur die schwache Reservearmee übernahm. Aber Moreau konnte ihm seine Größe nicht verzeihen, spielte den eifrigen Republikaner, tadelte, witzelte, trotzte, schlug es aus, den ersten Consul zu einer Heerschau zu begleiten, weil er nicht die zweite Stelle einnehmen wollte, und speiste während eines großen offiziellen Diners des ersten Consuls mit seinen Anhängern in einem benachbarten Gasthof, um dem Publikum seine Opposition recht augenfällig und skandalös zu machen. Bonaparte ignorirte ihn seitdem völlig, ohne ihm das geringste zu leide zu thun, und behauptete gerade dadurch am gewissesten seine moralische Ueberlegenheit.

Er hatte, als er lebenslänglicher Consul geworden war, der öffentlichen Meinung ein Opfer gebracht, indem er den unwürdigen und verhaßten Fouché aus dem Ministerium entfernte. Seitdem aber waren die Argusaugen der Polizei eingeschlafen. Nur Fouché selbst hatte die seinigen stets offen behalten und war durch seine geheimen Agenten auf die Spur einer neuen royalistischen Verschwörung gekommen. Das machte er nun geltend, um seine Unentbehrlichkeit für das Portefeuille der Polizei zu beweisen. Bonaparte stutzte und wurde unruhig. Es war ihm sehr einleuchtend, welches große Interesse England haben müsse, seiner gerade in diesem Zeitpunkt,

vor der Landung, durch eine Ueberraschung, durch einen Mord los zu werden. Er legte daher schweres Gewicht auf die Entdeckung. Er selbst schärfte seinen durchdringenden Blick, um mehr zu sehen, als andere. Er ließ sich die Listen aller Verhafteten bringen und sein Adlerauge fand in dieser Menge von Namen den rechten heraus. Querel, ein vormaliger Arzt der Vendéer, war kürzlich erst wieder als verdächtig verhaftet worden, nebst vier andern. Sollten sie nicht aus England gekommen seyn? Der Arzt, sagte Bonaparte, wird ohne Enthusiasmus und nur von Gewinnsucht geleitet seyn, er wird uns beichten. Sie wurden scharf und listig ausgefragt, zwei davon freigesprochen, zwei andere, die sich als fanatische Vendéer bekannten und nichts gestanden, erschossen; der fünfte aber, jener Arzt, ließ sich einschüchtern und bekannte, mit Cadoudal gelandet zu seyn in der Absicht, den ersten Consul zu ermorden. Auch bezeichnete derselbe eine Weinhandlung in Paris, wo die Verschworenen häufig zusammenkämen. Hier nun ergriff man noch Cadoudals jungen Diener, Picot, und einen älteren Offizier Bouvet de Logier, 8. Februar 1804. Der letztere wollte sich im Kerker hängen, kehrte aber ins Leben zurück und war durch den Vorfall so erschüttert, daß er „dem Schatten des Todes entflohen," sich zu offenem Geständniß anbot, denen fluchend, die ihn in dieses Unglück gestürzt hätten. Hierauf gestand auch Picot. Allein sie wollten nicht zugeben, daß sie gemeine Meuchelmörder seyen, sie legten daher großes Gewicht darauf, daß ein Prinz erwartet worden sey, der sich an ihre Spitze hätte stellen sollen, um in offenem Kampfe den ersten Consul anzugreifen. Sie beriefen sich auf die vornehmen Edelleute, die mit ihnen gekommen seyen, namentlich auf die Brüder Polignac, denen der Prinz habe nachkommen sollen.

Somit wurde die Aufmerksamkeit des ersten Consuls auf den Prinzen gespannt. Ueber Moreau war er ruhig, er ließ ihn verhaften, sagte aber, er verzeihe seiner Eitelkeit und Schwäche. Der Prinz allein schien ihm gefährlich. Sein Vertrauter Savary mußte sich heimlich mit Gensdarmen in der Nähe des Felsens von Biville verstecken und auf die Ankunft des vermeinten Prinzen lauern, wochen-

lang vergebens. Noch aber waren die Hauptverschworenen in Paris selbst versteckt. Man mußte ihrer um jeden Preis habhaft werden. Bonaparte ließ Paris absperren, wie es einst Danton während der Septembermorde gethan hatte, daß niemand heraus konnte, und setzte die Todesstrafe darauf, wenn jemand den Verschworenen, die man suche, Obdach gebe oder sie nicht anzeige. Die Angst vor dem ersten Consul war wirklich so groß, daß die meisten Verschworenen aus den Verstecken, in denen sie sich gehalten, ausgewiesen wurden und sich kaum für die höchsten Geldsummen auf einige Stunden einen neuen Schlupfwinkel erkaufen konnten. Pichegru wurde um den Preis von 100,000 Franken von einem Aufwärter verrathen, und Georges Cadoudal auf der Straße in einem Cabriolet erkannt und nach blutiger Gegenwehr verhaftet, nachdem er einen Polizeimann getödtet, einen andern schwer verwundet hatte. Auch die Brüder Armand und Jules von Polignac und der Herr von Rivière fielen der Polizei in die Hände. Sie alle behaupteten aber wie die zuerst Verhafteten, sie seyen keine Meuchelmörder, sondern nur treue Diener eines Prinzen, der mit gewaffneter Hand sein Recht auf den französischen Thron habe geltend machen wollen. Wer dieser Prinz sey, wußten sie selber nicht, da er erst hatte nachkommen sollen.

Savary kehrte endlich zurück und der erste Consul rathschlagte mit Talleyrand und Fouché, wo der Prinz wohl zu suchen sey? Man forschte nach dem Aufenthalt aller Glieder des Hauses Bourbon und fiel endlich auf den armen Herzog von Enghien. Ein vertrauter Agent wurde nach Ettenheim geschickt und berichtete, der Herzog sey häufig von dort abwesend und reise heimlich nach Straßburg, sey auch schon einmal in Paris selbst gewesen, sein nächster Vertrauter und Gesellschafter aber sey der General Dumouriez. Der Agent hörte nämlich den Namen Thumery, so hieß der unschuldige Adjutant des Prinzen, und verwechselte ihn mit dem berühmten General der Republik. Dieses Mißverständniß war es hauptsächlich, was dem Prinzen zum Verderben gereichte. Die Anwesenheit Dumouriez' in Verbindung mit dem Antheil, den Pichegru und Moreau an dem Complott genommen hatten, mußten den ersten Consul im

höchsten Grade frappiren. Das Gerücht von der heimlichen Reise des Prinzen nach Paris war falsch, wurde aber durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß der französische Gesandte in Wien meldete, der Graf Cobenzl habe im Namen des englischen Gesandten Stuart bei ihm angefragt, ob wohl der Herzog von Enghien einen Paß er- erhalten könne, um durch Frankreich zu seiner Familie nach England zurückzureisen.

Bonaparte war furchtbar aufgeregt. Er glaubte sein Leben, seine Macht ein für allemal gegen die royalistischen Complotte durch eine Gewaltthat schützen zu müssen, welche geeignet war, seinen Gegnern gehörigen Schrecken einzuflößen. „Ich will, sagte er, der Revolution ein blutiges Pfand geben und ihr den Kopf des Herzogs von Enghien zuwerfen; das Blut dieses Prinzen soll zwischen mir und dem Prätendenten (Ludwig XVIII.) stehen." Sein Mitconsul Cambacérès wollte ihn milder stimmen, aber Bonaparte fuhr ihn an: „seit wann geizen Sie denn so mit dem Blute der Bourbons?" Cambacérès hatte nämlich im Convent für den Tod des Königs gestimmt. Der Herzog von Enghien wurde in der Nacht des 15. März in Ettenheim ergriffen und zuerst nach Straßburg, bald darauf nach Paris geführt und im Schloß Vincennes vor ein Kriegsgericht gestellt, dem General Hulin präsidirte. Aber Savary war dabei und hatte bestimmten Befehl vom ersten Consul, rasch zu verfahren. Der Prinz behauptete in einer edeln und offenherzigen Vertheidigung, nichts von Dumouriez, auch nichts von einer Verschwörung in Paris zu wissen, noch die französische Grenze überschritten zu haben, nur das sey wahr, daß man ihm gerathen habe, am Rhein zu verweilen, da er vielleicht bald eine Rolle werde zu spielen haben. Durch dieses unvorsichtige Geständniß bestätigte er den Argwohn Bonapartes, auch wenn er selbst dabei unschuldig und nur das Opfer Anderer war. Er bat dringend, den ersten Consul persönlich sprechen zu dürfen. Man sagt, Staatsrath Real sey auch von dem letzteren beauftragt worden, nach Vincennes zu gehen, um klarer in der Sache zu sehen, habe jedoch seine Fahrt dahin verspätet, und Savary in übertriebenem Diensteifer zu schnell entschieden. Indeß ist nicht wahr-

scheinlich, daß ein Diener des mächtigen Gebieters in jenen Tagen gewagt haben würde, gegen seinen Willen weder zu langsam, noch zu rasch zu verfahren. In der Nacht des 20. März wurde der unglückliche Prinz, nachdem ihn das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, im Festungsgraben von Vincennes erschossen und starb mit einer muthigen Ergebung ohne Klage. Bonaparte befand sich an diesem Abend in Malmaison und ließ viel Unruhe blicken. Unter anderem rief er einmal aus: „sie wollen die Revolution vernichten, aber ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, und von heute an wird man darauf Acht haben, denn man weiß jetzt, wozu wir fähig sind."

Diese blutige That erreichte vollständig ihren Zweck, denn der erste Consul hatte fortan vor den Royalisten Ruhe*); aber sie war von einem unermeßlichen moralischen Nachtheil für ihn, indem sie den guten Glauben an seine Großmuth und Humänität zerstörte und seinen vielen Bewunderern das häßliche Bild eines Tyrannen zeigte. Die bittere und unversöhnliche Feindschaft der Engländer gegen ihn gewann dadurch eine Rechtfertigung, die sie auch sehr gut auszubeuten verstanden. Ein Schrei des Entsetzens und der Rache ging durch alle Länder, in denen Frankreichs Einfluß nicht stummes Dulden gebot. Der Kaiser von Rußland legte mit seinem ganzen Hofe Trauer an, aber Bonaparte ließ durch Talleyrand der russischen Gesandtschaft insinuiren: „was wohl Kaiser Paul gethan haben würde, wenn er erfahren hätte, die Verschworenen, die sein Leben bedrohten, hätten sich nur eine Stunde weit weg von der russischen Grenze befunden?" Der Kaiser von Rußland ließ beim deutschen Reichstag feierlich Protest einlegen gegen die Verletzung des badischen Gebietes, aber der badische Reichstagsgesandte selbst verlangte, daß

*) Er selbst hat später oft und aufs bestimmteste wiederholt, diese That sey das einzige Mittel gewesen, die Meuchelmörder abzuschrecken, daher haben Nothwehr und Staatsklugheit sie gerechtfertigt. Ja noch in seinem Testament auf St. Helena versicherte er, daß er unter ähnlichen Umständen jetzt noch ganz ebenso verfahren würde.

man über diese russische Note zur Tagesordnung übergehe, und der preußische Gesandte stimmte damit überein. Preußen wollte das Ereigniß, nachdem es einmal nicht mehr ungeschehen zu machen war, wenigstens nicht zur Ursache eines europäischen Krieges werden lassen. Bonaparte hatte am 21. April das Herzogthum Aremberg besetzen lassen, und drohte seine Armee in Hannover beträchtlich zu verstärken, wenn Russen die preußische Grenze beträten. Preußen hätte sich dann nothwendig entscheiden müssen, es wäre selbst Kriegsschauplatz geworden. Das wollte der friedliebende König um jeden Preis vermeiden und gab also wieder dem ersten Consul nach. Dadurch ließ sich Rußland um so mehr von weiteren Schritten abhalten, als auch Oesterreich es auf keinen Krieg ankommen lassen wollte.

Der große Verschwörungsprozeß in Paris nahm nun vollends seinen Verlauf. Pichegru wurde am 6. April in seinem Gefängniß erwürgt gefunden. Schon vor seiner Gefangennehmung hatte er sich erschießen wollen. Er hatte jedenfalls seinen alten Ruhm für immer verloren und nichts mehr zu erleben, als Schande, daher ist es wahrscheinlich, daß er sich selbst umgebracht hat. Man beschuldigte Bonaparte, er habe ihn heimlich durch vier Mameluken stranguliren lassen, wozu derselbe aber nicht das mindeste politische Motiv gehabt hätte. Auch in dieser Sache ist der Staatsrath Real genannt worden. Er soll Pichegru Gnade und die Versetzung nach Cayenne versprochen haben, wo er einer großen Colonisirung habe vorstehen sollen. Nachher aber sey Real nicht mehr zu Pichegru gekommen, und dieser habe sich aus Verzweiflung umgebracht. Bonaparte selbst hatte wohl mehr Recht, wenn er voraussetzte, Pichegru habe aus Scham und gekränktem Ehrgeiz seine Gnade ausgeschlagen. Jedenfalls würde Pichegru so gut Gnade gefunden haben, wie Moreau. Dieser vertheidigte sich männlich, edel, seines großen Ruhmes nicht unwürdig, konnte aber den Mackel, mit im Complott gewesen zu seyn, nicht von sich abwaschen und wurde zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Bonaparte entließ ihn frei nach Amerika und kaufte ihm sein Landgut um eine beträchtliche Summe ab, damit er nicht

unbemittelt ins Exil gehe. Auch die sämmtlichen royalistischen Edelleute, die im Complott gewesen, wurden geschont. Zwar hatte Armand von Polignac, Rivière, Bouvet de Logier, den General Lajolais und noch drei andere die Todesstrafe getroffen, aber Frau von Polignac und die vierzehnjährige Tochter Lajolais' fielen dem ersten Consul unter Thränen zu Füßen, Josephine bat für sie und Bonaparte sprach das Gnadenwort aus. Nur die plebejischen Verschworenen, Cadoudal mit 11 Gefährten wurden am 25. Juni hingerichtet. Er starb wie ein Held. Die Begünstigung des Adels war ohne Zweifel darauf berechnet, ihn von der Sache der Bourbonen abzuziehen.

Bonaparte schritt über die Leiche des Herzogs von Enghien hinweg zum Throne. Wenn ihr, schien er den Royalisten zu sagen, nun doch den Thron wieder aufrichten wollt, so will ich euch zeigen, wer allein würdig ist, denselben zu besteigen. Im Heer und Volk war die Monarchie längst vorbereitet. Wer einmal so mächtig und populär war, wie der erste Consul, konnte vor dem leeren Throne nicht still stehen. Der republikanische Rausch war längst verflogen, der terroristische Pöbel in die Winkel der Vorstädte zurückgetrieben; selbst die wahrsten und edelsten Freunde bürgerlicher Freiheit hatten sich aus Eckel an den jakobinischen Ausschweifungen zur Partei der Ordnung bekehrt oder trauerten in stummer Resignation. In den Vordergrund aber waren die Waffengefährten des ersten Consuls und die ehrgeizigen Schmeichler getreten, die jeder neuen Gewalt huldigen. Sie erfüllten Frankreich ausschließlich mit dem Gedanken der Größe und des Ruhms und mit der Bewunderung eines Einzigen, in dem die Nation allein noch wissen sollte, daß sie lebe. Sein überwältigendes Genie, der Zauber, der ihn von seinem ersten Eintritt in die Weltgeschichte an umkleidet hatte, rechtfertigten die allgemeine Huldigung, in die selbst offene Feinde aus Wahrheitsliebe einstimmten und die von den heimlichen durch niedrige Kriecherei absichtlich übertrieben wurde.

Alles wurde vorher abgekartet, jedem seine Rolle zugetheilt, wobei Fouché der eifrigste war. Der Senat übernahm es, den

ersten Consul, der gar nichts davon zu ahnen schien, auf den allgemeinen Wunsch des Volkes aufmerksam zu machen. Am 27. März schickte er eine besondere Deputation an ihn ab, die ihm sagen mußte: „der Glanz ist nichts ohne die Dauer. Großer Mann, vollenden Sie Ihr Werk. Sie gaben uns die Wohlthaten der Gegenwart, sichern Sie auch unsere Zukunft!" Bonaparte antwortete erst am 23. April, als verstünde er den Senat nicht, und bat, derselbe möge seine Gedanken deutlicher aussprechen. Unterdeß war auch das Tribunat bearbeitet worden und stellte den bestimmten Antrag, den ersten Consul zum erblichen Kaiser zu machen. Alles stimmte zu, nur Carnot erhob sich und erklärte: „Ich bin weit entfernt, das dem ersten Consul gespendete Lob schmälern zu wollen, aber Ehre und Vernunft gebieten, daß der nationalen Dankbarkeit doch eine gewisse Grenze gezogen bleibe. Wenn ein Bürger die öffentliche Freiheit wiederhergestellt hat, kann man ihm doch nicht eben diese Freiheit selbst zum Opfer bringen wollen. Weil er das Vaterland gerettet hat, kann man es ihm doch nicht schenken, nicht zum erblichen Eigenthum überlassen wollen. Man konnte, was jetzt geschieht, lange voraussehen. Aber ist denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt worden wie eine Lockspeise, die er doch nie ergreifen und genießen kann? Nein, ich betrachte sie nicht als eine bloße Täuschung. Mein Herz sagt mir, die Freiheit ist möglich, und mit ihr kann man länger bestehen als mit der Tyrannei. Ich habe gegen die Lebenslänglichkeit des Consulats gestimmt, ich stimme auch gegen die Monarchie." Seitdem zog sich Carnot auch von allen Geschäften und ins Privatleben zurück, obgleich ihn Napoleon sehr achtungsvoll behandelte und ihn zu behalten wünschte. Der Senat adoptirte den Antrag des Tribunats, und nur Siéyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney stimmten dagegen. Die neue Verfassung des Kaiserreichs war bereits am 18. Mai fertig und Cambacérès, der sich anfangs doch ein wenig gesträubt hatte, aber durch Liebkosungen und Gnaden gewonnen worden war, hielt die Anrede an den neuen Kaiser und proklamirte ihn vor dem Volke. Napoleon antwortete: „Alles, was zum Wohl des Vaterlandes beitragen kann, ist mit meinem Glück innig ver-

bunden. Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemessen halten. Ich unterwerfe das Gesetz über die Erblichkeit der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie wird zu bereuen haben. Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meiner Nachkommenschaft ruhen, wenn sie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.“ Diese Worte wurden mit dem lautesten Jubel aufgenommen. Das Volk, welches nicht mehr über die Kaiserwürde selbst, sondern nur noch über deren Erblichkeit abzustimmen hatte, erklärte sich dafür mit 3,521,675 Stimmen.

Der Kaiser erhielt eine Civilliste von 25 Millionen und die Paläste und Krondomainen des alten Königshauses. Seine Brüder wurden Prinzen und bekamen jeder jährlich eine Million. Der Kaiser behielt sich den unbedingtesten Alleinwillen in seinen Familienangelegenheiten vor und maß mit ungleichem Maaße. Die prinzliche Würde erhielt sein älterer Bruder Joseph, dessen Ehe mit der Tochter des reichen Kaufmann Clary anerkannt wurde. Der zweite Bruder Lucian, um drei Jahre jünger als Napoleon, wurde von der prinzlichen Würde ausgeschlossen und lebte im Exil zu Rom, weil er nach dem Tode seiner ersten Gattin (der Schwester des Gastwirths Boyer) erst 1803 die Wittwe des Bankier Jouberton geheirathet hatte und sich nicht von ihr trennen wollte, um eine vornehmere Verbindung einzugehen.*) Ueberhaupt wollte sich dieser Bruder, der eigenen Geist genug hatte, der Tyrannei Napoleons nicht unterwerfen.

Die jüngeren Geschwister, welche sämmtlich zu Prinzen und Prinzessinnen erhoben wurden, waren noch: Elise, mit dem Corsen Bacchiochi verheirathet; Ludwig, mit dem Napoleon seine Stieftochter

*) Als Napoleon ihm als eine Schmach vorwarf, seine Maitresse geheirathet zu haben, antwortete Lucian: „ich will doch lieber meine eigene Maitresse geheirathet haben, als die eines andern.“ Das bezog sich auf das Verhältniß, in welchem Josephine Beauharnais zu Barras gestanden haben soll, ehe Napoleon sich mit ihr verband.

Hortense vermählt hatte; Pauline, die Wittwe des General Leclerc, wiedervermählt mit dem reichen römischen Fürsten Borghese, berühmt durch ihre Schönheit und treue Anhänglichkeit an Napoleon, aber von sehr freien Sitten; Karoline, die Gemahlin Murats; Jerome, der in Nordamerika als Kaufmann gelebt und erst 1803 die Kaufmannstochter Elise Patterson geheirathet hatte, jetzt aber auf Napoleons Befehl zurückkehrte und sich von seiner Frau bürgerlich scheiden ließ. Das waren die Napoleoniden, deren Mutter Lätitia übrigens bei Lucian in Rom wohnte und sich, auch wenn sie nach Paris kam, nicht gerne den Launen des kaiserlichen Sohnes unterwarf.

Die nächsten an dem neuen Throne waren die Großwürdenträger, der Großwähler Prinz Joseph; der Erzkanzler Cambacérès; der Erzkämmerer Lebrun; der Connetable Prinz Ludwig; der Staatskanzler und Großadmiral, deren Stellen einstweilen vacant blieben. An die großen Staatsämter schlossen sich große Hofämter, der Großalmosenier Cardinal Fesch, der Großkammerherr Talleyrand, der Großjägermeister Berthier, der Großstallmeister Coulaincourt, der Großceremonienmeister Segur (von altem Adel, früher Gesandter am Hofe der Kaiserin Katharina), und der Großmarschall Duroc. — Das Heer lieferte gleichfalls seine Großwürdenträger in 16 Marschällen, wozu jedoch vorläufig nur 14 ernannt wurden: Jourdan, Berthier, Massena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessières, Moncey, Mortier, Soult, Davoust, Bernadotte. Auch die Kaiserin Josephine erhielt ihren Hofstaat, dem die geistreiche Frau von Larochefoucauld, wie Segur vom alten Adel, als erste Ehrendame vorstand. Der neue Kaiser bediente sich auch in niedern Hofstellen alter Diener des früheren königlichen Hofes, um das Ceremoniell schnell zu regeln, und hielt mit großer Eifersucht auf die strengste Etikette.

Die Senatoren empfingen reiche Dotationen, der Gehalt der Tribunen wurde auf 25,000 Fr. erhöht, dagegen das Gesuch, der Presse, der Wahlfreiheit, der Unverletzlichkeit der Gesetze und der Verantwortlichkeit der Minister einige Bürgschaften zu geben, in Gnaden abgeschlagen. Der Kaiser erklärte jede solche Bürgschaft für

eine Waffe der Opposition, die der Monarchie gefährlich werden müsse, sobald einmal ein schwacher Regent auf dem Thron sitze. Der Senat könne nie der Regierung gegenüber stehen, er habe keinen nationalen und repräsentativen Charakter, er sey nur ein mitregierender Theil der Regierung, deren Gewalt von oben ausgehe.

Die Vorgänge in Frankreich hatten zur nächsten Folge, daß in England der entschiedenste Feind des stolzen Kaisers der Franzosen, Pitt, der bisher im Hintergrunde gestanden, wieder ins Ministerium trat, 12. Mai 1804. Er machte zur Bedingung, über 60 Millionen geheime Ausgaben ohne Verantwortung verfügen zu dürfen. Die Landung der Franzosen in England wurde immer wahrscheinlicher. Pitt war darauf gefaßt und hatte 100,000 Mann Soldaten, 80,000 Milizen an den Küsten und ein Aufgebot von 400,000 Freiwilligen in Reserve; 500 englische Kriegsschiffe schwärmten im Canal und bewachten die französischen Ufer, vor allem das Lager von Boulogne.

Nachdem Kaiser Napoleon am 14. Juli in der Kirche der Invaliden zu Paris die erste große Austheilung der Ehrenlegionskreuze vorgenommen hatte, begab er sich im Juli nach Boulogne, um die Rüstungen daselbst zu beschleunigen. Man erwartete die Landung schon im August, allein dazu war noch keine Zeit; die französischen Flotten hatten immer noch nicht aus den blokirten Häfen auslaufen können und in Boulogne selbst waren nicht Kriegsschiffe genug vorhanden, um die Ueberfahrt zu decken. Statt eines wirklichen Kampfes erfolgte daher nur eine pomphafte Schaustellung. Am 16. August, dem Tage nach seinem Geburtstage, ließ sich Napoleon beim herrlichsten Wetter von der ganzen hier versammelten Armee von 100,000 Mann und einer unzählbaren aus der Nähe und Ferne herbeigeströmten Volksmenge huldigen. Sein Thron war auf einer Anhöhe aufgeschlagen, von wo man Land und Meer weit übersehen konnte. Auch hier wiederholte er die Austheilung der Legionskreuze, und Mann für Mann mußten die Tapfern an die Stufen des Thrones treten und das Kreuz aus des Kaisers eigener Hand empfangen. Die Begeisterung der Truppen erreichte den

höchsten Grad. Sie wurden aber nicht gegen den Feind geführt. Napoleon machte vielmehr, wie im vorigen Jahre, eine friedliche Rundreise, diesmal in die deutschen Rheinlande. Nicht ohne Absicht verweilte er in Aachen, ließ sich die Reliquien Karls des Großen zeigen, als dessen Nachfolger er erscheinen wollte, und suchte insbesondere die Geistlichkeit durch viele Geschenke für sich einzunehmen, denn es war ihm nicht unbekannt, wie gerade in diesen Gegenden der Katholicismus am tiefsten wurzelte. Zugleich besichtigte er die Festungen für den Fall eines neuen Continentalkrieges, vermehrte deren Werke, verbesserte den Straßenbau ꝛc. Im September kam er nach Mainz und befahl sogleich, den geschleiften Brückenkopf Castel am rechten Rheinufer wiederherzustellen, ebenso Kehl, den Brückenkopf von Straßburg.

In Mainz empfing er die Besuche der kleineren deutschen Fürsten, die schon in ihm ihren Protector verehrten, während der deutsche Kaiser von ihnen verlassen wurde. Franz II. besorgte, das Reich werde bald ganz auseinander fallen und somit auch die deutsche Kaiserwürde aufhören; er nahm daher am 10. August neben dem Titel eines erwählten römischen noch den eines erblichen österreichischen Kaisers an, damit ihm jedenfalls der letztere bliebe. Preußen hegte gleichfalls Besorgnisse. Die schöne Königin Louise, der das ewige Nachgeben gegenüber einem so unersättlichen Forderer wie Napoleon unerträglich vorkam, gewann einigen Einfluß auf den König; Haugwitz, der unbedingt immer eine innige Allianz zwischen Frankreich und Preußen wollte, wurde entfernt und Hardenberg an die Spitze des Ministeriums gestellt. Allein dieses Mannes Halbheit war längst erprobt und konnte nur dazu dienen, das demoralisirende System der Zweideutigkeit auf Kosten der preußischen Ehre zu verlängern. Er schmeichelte sich wieder mit der Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Rußland und erkannte sich hinreichend befriedigt, als Napoleon den am 25. October willkürlich in Hamburg verhafteten englischen Geschäftsträger Rumboldt auf preußische Requisition wieder frei ließ. — Schweden erkannte Napoleon als Kaiser nicht an. Rußland war seit dem Morde des Herzogs von Enghien

noch nicht versöhnt, berief seinen Gesandten von Oubril aus Paris ab und schickte auch den französischen, Herrn von Rayneval, aus Petersburg weg, ohne daß es jedoch zum Kriege gekommen wäre. — Spanien war eine der ersten Mächte, welche dem neuen Kaiser huldigten, weshalb Ludwig XVIII. dem König von Spanien den Orden des goldenen Vließes zurückschickte. Spanien wurde unmittelbar für seine Hingebung an Napoleon bestraft, denn am 3. September nahmen die Engländer vier spanische Gallionen weg, die Silber aus Amerika brachten, im Werth von 16 Millionen Piastern.

Napoleon maskirte mit seiner langen friedlichen Rundreise und mit der auf den Dezember anberaumten Krönungsfeier in Paris die Landungspläne, mit denen er blutigen Ernst machen wollte. Er mußte nothwendig die Zeit des Spätherbstes abwarten, in welcher die englischen Blokadegeschwader durch Stürme entfernt werden würden, bevor seine Flotten aus den verschiedenen Häfen Frankreichs auslaufen konnten. Admiral Villeneuve in Toulon und Missiessy in Rochefort sollten im October und November nach den Antillen segeln und einen Theil der englischen Flotte dahin locken; Admiral Gantheaume aber sollte von Brest aus im Dezember 18,000 Mann nach Irland führen und dann nach Boulogne eilen, wohin um diese Zeit auch Villeneuve und Missiessy würden zurückkommen können, um die Landungsflotte zu beschützen. Die Landung war also für die Neujahrszeit festgesetzt nach Beendigung der Krönungsfeste.

Napoleon bestimmte den 2. Dezember zum Tag seiner Krönung und wollte sich die Krone selbst aufs Haupt setzen, als der sie durch eigene Kraft erworben hatte. Allein er wollte zugleich, der greise Papst solle in der rauhen Winterszeit nach Paris kommen, um ihn zu salben. Pius VII. ließ ihn erinnern, sämmtliche Könige von Frankreich seyen nach alter Sitte in Rheims vom Erzbischof daselbst gesalbt und gekrönt worden, Karl der Große aber sey, um vom Papst gesalbt und gekrönt zu werden, nach Rom gekommen. Gleichwohl erbot sich der Papst, Napoleons Wunsch zu erfüllen,

nur unter der Bedingung, daß er ihn nicht blos salben, sondern auch krönen dürfe, und daß Napoleon die geraubten Legationen, Bologna und Ferrara, wieder mit dem Kirchenstaate vereinige. Denn so zieme es dem Nachfolger Karls des Großen, eines Fürsten, der den Kirchenstaat für ein Jahrtausend fest begründet hatte. Napoleon war so mächtig, daß er diesen Wunsch des Papstes wohl hätte befriedigen können. Aber er hatte sich schon zu sehr gewöhnt, alles, was er wollte, durchzusetzen. Da es ihn inzwischen in Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn der schon angekündigte Papst nicht nach Paris gekommen wäre, und die Zeit drängte, so erlaubte Napoleon seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, sich der List zu bedienen. Fesch sagte dem Papste zu, er solle den Kaiser nicht nur salben, sondern auch krönen, und ließ ihn merken, was die Legationen beträfe, so würde dieser Punkt in mündlicher Besprechung unter den Eindrücken allgemeiner Freude wohl befriedigend erledigt werden können. In dieser Hoffnung reiste nun der h. Vater ab, nicht ahnend, wie garstig er würde betrogen werden.

Seine Reise war ein fortwährender Triumphzug. Sie führte ihn über Parma, Piacenza, Turin, Lyon. Ueberall warteten ihm die französischen Truppen und Behörden auf. In Turin beugte sich der Muhamedaner Menou tief vor ihm. Noch viel mehr aber überraschte und entzückte den greisen Papst das Zuströmen unzähligen Volks in Frankreich selbst. Ueberall auf dem weiten Wege von der französischen Grenze an lag das von allen Seiten herbeiströmende Landvolk auf den Knien, um seinen Segen zu empfangen. Er glaubte zu träumen. So hatte er sich das Land der Jakobiner nicht vorgestellt. Napoleon hatte eine Jagd in der Gegend von Fontainebleau veranstaltet und richtete es so ein, daß er am 25. November dem Papst nur wie zufällig auf seiner Reise begegnete. Er stieg sogleich vom Pferde und Pius aus dem Wagen, und die etwas schmutzige Straße hinderte sie nicht, sich zu umarmen. Mittlerweile war ein kaiserlicher Wagen angefahren, in den beide einstiegen, der Papst zur rechten, wobei nur mißfällig bemerkt wurde, daß der Mameluk auf dem Bock saß. Der Kaiser überbot sich an Liebenswürdigkeit

gegen seinen Gast. Sie blieben in Fontainebleau, damit der Papst ausruhen könne, und fuhren am 29. zusammen nach Paris, wo dem Papst in den Tuilerien selbst Gemächer bereitet waren. Alle Behörden wurden ihm vorgestellt, wobei Fontanes in einer schönen Anrede sagte: „alle irreligiöse Gedanken sind unpolitische Gedanken, jeder Angriff auf das Christenthum ist ein Angriff auf die Gesellschaft."

Josephine nahte sich dem h. Vater mit der ganzen Demuth einer frommen Katholikin und beichtete ihm, sie sey mit ihrem Gemahl nur bürgerlich, aber noch nicht kirchlich getraut worden, was ihr Gewissen sehr beunruhige. Der Papst erklärte sogleich, die Trauung müsse noch vor der Krönung vollzogen werden. Napoleon war wüthend und ließ seinen ganzen Zorn an Josephinen aus, ja drohte ihr mit Scheidung, wobei seine Brüder eifrigst das Feuer schürten. Allein Josephinens Thränen bezwangen sein Herz, und er begriff wohl, daß ein öffentlicher Skandal hier nicht am Platze sey, ließ sich also noch in der Nacht des 1. Dezember mit ihr kirchlich trauen, welche Ceremonie sein Oheim Fesch verrichtete.

Der Krönungstag*) war hell, aber sehr kalt, das Volk in ungeheurer Menge herbeigeströmt und um die Tuilerien und die Kirche Notre Dame versammelt, in welch letzterer die Feier vor sich gehen sollte. Der Papst begab sich zuerst dahin, in einem Prachtwagen, voran ein Kreuzträger, der nach alter Sitte auf einem Esel ritt mit einer Ernsthaftigkeit, die den Parisern nicht erlaubte, ihre Mienen zum Lachen zu verziehen. Das kaiserliche Paar folgte fast über eine Stunde später in einem Glaswagen mit goldenen Rahmen, über dem eine Krone schwebte. Josephine zeigte noch verweinte Augen. In der Zerstreuung setzten sich beide auf den Rücksitz, und obgleich sie den Irrthum schnell wieder gut machten, sah man ihn doch als ein

*) Bignon bemerkt, am Tage vorher habe sich Napoleon lebhaft mit der Insel St. Helena beschäftigt, die er durch eine der kleinen Flottillen besetzen lassen wollte, welche er damals in die entfernteren Meere schickte, um die englische Flotte von Europa wegzulocken.

böses Omen an. Der Kaiser trug ein halbrömisches, vom Maler David erfundenes Costum. Sein mit goldenen Lorbeern bedeckter Kopf zeigte in der That die vollkommenste antike Schönheit und der togaartige weiße Mantel paßte gut dazu. Aber den Hals umgab ein steifer spanischer Spitzenkragen und das spanische Costume unter dem Mantel war zu auffallend der Theaterconvenienz entlehnt, um der hohen Würde des Mannes und der Kleinheit seiner Figur zu entsprechen. Man vermißte dabei den Ausdruck des Wahren, Volksthümlichen und Harmonischen. Das Gefolge, die Kirche selbst strahlte von Reichthum und Pracht. Napoleons Brüder hielten ihm den Mantel, seine Schwestern mußten trotz ihres innerlichen Widerstrebens Josephinen die Schleppe halten. Der Papst salbte den Kaiser auf Stirne, Arme und Hände und würde ihm die Krone, die er schon in den Händen hielt, aufs Haupt gesetzt haben, wenn Napoleon sie nicht ergriffen und sich selber aufgesetzt hätte. Hierauf setzte er der vor ihm knienden Josephine eine andere Krone auf mit einer Miene voll Huld und Liebe. Als das kaiserliche Paar die Kirche wieder verließ und das Gefolge nachströmte, blieb der Papst wie vergessen zurück. Unter den fremden Ehrengästen bemerkte man den Erzkanzler des deutschen Reichs und die Prinzen von Baden. Drei Tage nachher vertheilte der Kaiser auf dem Marsfelde die neuen goldenen Adler, die fortan seine tapfern Heere gleich den alten römischen Legionen tragen sollten.

Die großen Feste waren vorüber, aber die Ueberfahrt nach England ließ vergebens auf sich warten. Der allzu künstlich angelegte Plan der französischen Admirale war mißlungen. Villeneuve war zwar von Toulon ausgelaufen, aber aus Furcht vor den ihm überlegenen englischen Flotten wieder dahin zurückgekehrt. Er sollte nun im März den Versuch wiederholen. Auch kam ein neuer Plan zum Vorschein, 35,000 Franzosen nach Ostindien zu schicken, um die englische Herrschaft daselbst zu zerstören und zugleich die englische Flotte vom Mutterlande wegzulocken; allein er blieb unausgeführt.

Der arme Papst war den Winter über in Paris geblieben und

sehr geliebkost worden, hatte aber von Napoleon auch nicht das kleinste Zugeständniß erlangt. Am 4. April 1805 trat er seine Rückreise nach Rom an, abermals unter ungeheurem Zuströmen der Gläubigen, so daß er wenigstens den Trost mitnahm, die französische Nation in Wahrheit eben so kirchlich gefunden zu haben, als ihr Oberhaupt den Schein davon haben wollte. Gewiß hat den Papst diese Wahrnehmung gestärkt und gegen spätere Verfolgungen gefestigt.

Nur wenige Wochen nach dem Papst reiste auch der Kaiser nach Italien ab. Schon am 17. März hatte er sich von dem Vicepräsidenten der italienischen Republik, Melzi, und einer Deputation, die zu ihm nach Paris kam, die höchste monarchische Gewalt auch für Italien antragen lassen und dieselbe angenommen. Bald darauf wollte er sich in Mailand selbst als König von Italien huldigen lassen und reiste dahin ab. Unterwegs am 5. Mai hielt er ein großes Manoeuvre auf dem Schlachtfeld von Marengo, zog dann am 8. in Mailand ein und setzte sich am 26. in dem großen Dom daselbst die berühmte eiserne Krone der alten Lombardenkönige mit den herkömmlichen Worten auf: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet." Ob es die echte alte Krone oder eine nachgemachte war, die Wirkung blieb die nämliche. Der Krönung folgte Fest auf Fest in der schönsten Jahreszeit. Eine Menge fremder Gesandten hatte sich eingefunden, der preußische brachte dem Kaiser die Insignien des schwarzen Adlerordens, worauf der König von Schweden die seinigen desselben Ordens nach Berlin zurückschickte, weil er nichts mit „Herrn Bonaparte" gemein haben wolle. Der spanische Gesandte brachte das goldene Vließ, der bayrische den Hubertus-, der portugiesische den Christorden &c. Napoleon ordnete das neue Reich und setzte zum Vicekönig desselben seinen Stiefsohn Eugen ein. Auch verkündete er zur Beruhigung der Mächte, Italien solle nur während seiner Lebzeiten mit Frankreich unter einem Haupt vereinigt bleiben, nachher ein unabhängiges Königreich bilden. Damals tauchte der Gedanke auf, Amalie, Tochter der Königin Karoline von Neapel (dieselbe, die nachher der

Herzog Ludwig Philipp von Orleans heirathete) mit Eugen zu vermählen, was aber der Stolz der Mutter verhinderte. Diese Dame *) sah mit Entsetzen, wie mächtig Napoleon wurde, regte aufs neue die Calabresen auf und suchte um russische und englische Hülfe nach, ließ sich aber durch Frankreichs Drohungen einschüchtern.

Am 4. Juni erschien in Mailand der unglückliche Doge Durazzo mit einer Deputation vor dem neuen König von Italien und flehte ihn um die Gnade an, er möchte nunmehr auch die ligurische Republik mit dem neuen italienischen Königreich verschmelzen. Man sah an der bleichen Bestürzung des Dogen, welche gezwungene Rolle er spielte. Napoleon erfüllte huldreich seinen Wunsch und begab sich am 30. selbst nach Genua, wo der Schmerz der alten Republikaner im Glanz der befohlenen Freudenfeste unbemerkt blieb. Eine Nachtfeier war hier von besonderer Pracht. Die ganze amphitheatralisch um den Hafen sich ausbreitende Stadt war erleuchtet und der Hafen selbst hatte sich in eine zweite schwimmende Stadt verwandelt, so voll war er von künstlichen Inseln und schwimmenden, hellerleuchteten Schiffen. In der Mitte erhob sich auf vielen Säulen ein Tempel des Neptun und umher tanzten auf den Wellen schwimmende Gärten, vier mit Bäumen und Springbrunnen reich geschmückte Inseln, aus denen bunte Kuppeln hervorragten, in denen sanfttönende Glocken hingen. Flammende Inschriften verhießen dem Kaiser Napoleon die einstige Herrschaft über das Meer, zu der über das Land, die er schon besaß. Eine Regata (Scheingefecht zur See) und eine Girandola vom Leuchtthurme aus (gleichzeitiges Aufsteigen von über tausend Raketen gleich dem Feuerauswurf eines Vulkans) gaben dem Feste noch mehr Leben. Die Witterung war die herrlichste und Napoleon wiegte sich in Glücksträumen. Aber die Herrschaft des Meeres, die

*) Im bittersten Schmerz sagte sie einmal zu dem französischen Gesandten Alquier, wie sehr sie Napoleon hasse, müsse sie ihn doch bewundern wegen der Größe seiner Thaten in einer Zeit, in der kein Friedrich der Große und keine Katharina II. mehr leben und nur noch Schwachköpfe auf Europas Thronen sitzen.

ihm hier wie in einem lachenden Bilde vorschwebte, blieb eine Fata Morgana, die er nie erreichen sollte. In Genua nahte ihm Cardinal Maury und trat mit ihm in gutes Vernehmen. Den Schluß seiner italienischen Verfügungen machte die Erhebung seines Schwagers Bacchiochi zum Fürsten von Lucca und Piombino. — In demselben Frühjahr wurde auch die batavische Republik der Monarchie näher geführt, indem Napoleon den ihm angenehmen bisherigen batavischen Gesandten in Paris, Schimmelpenninck, als Rathspensionarius mit fast monarchischer Gewalt bekleiden ließ.

Die schwerste Sorge für den Kaiser blieb immer England. Er hatte am 2. Januar abermals persönlich dem König Georg III. geschrieben, war aber als Kaiser eben so kalt abgefertigt worden, wie früher als erster Consul. Jeder Versuch, die Sehnen der englischen Kraft durch listige Verträge zu erschlaffen, mißlang ihm. Die Landung aber, mit der er schon seit zwei Jahren drohte und die ihn schon so viele Millionen gekostet hatte, setzte ihn je länger je mehr in die größte Verlegenheit. Sie auszuführen, schien unmöglich, da der Admiral Villeneuve zwar endlich nach den Antillen gesegelt war, auf dem Rückwege aber am 22. Juli am Cap Finisterre von der englischen Flotte unter Calder ereilt und nach kurzem Gefecht gezwungen worden war, im spanischen Hafen von Cadix einzulaufen, wo er jetzt blokirt lag. Napoleon war im höchsten Zorne über diese wiederholten Unglücksfälle. Und doch würde ihm die Ausführung seiner kühnsten Pläne leicht geworden seyn, wenn er nicht unbegreiflicherweise die Anträge des Nordamerikaners Fullon, der für ihn die ersten Dampfschiffe im Hafen von Boulogne bauen wollte, abgelehnt hätte. Mit der Anwendung dieser neuen Erfindung würde er die Welt ins höchste Erstaunen gesetzt und die englischen Flotten, die er so sehr fürchtete, vernichtet haben. Das Wunderbarste zu vollbringen lag ihm so nahe, aber eine Wolke flog über seine Augen. Indem er nun im August in Boulogne verweilte, die Hiobspost von Villeneuve erfuhr, sich mehr als je außer Stande befand, die Ueberfahrt seines Heeres zu bewerkstelligen, und mit seiner englischen Expedition vor aller Welt

lächerlich zu werden fürchtete, zeigte sich ihm ein erfreulicher Ausweg, denn er erhielt sichere Nachricht von einer neuen Coalition und konnte nun das Heer, das so lange müßig am Canal gestanden, neuen Siegen auf dem Festlande entgegenführen.